

F. M. Dostojewsky
Die Brüder Karamasoff

In's Deutsche übertragen
von Fr. Scharfenberg

Zweiter Band



J. C. C. Bruns' Verlag, Minden (Westf.)

Dieser Band wurde hergestellt in der
Buchdruckerei und Buchbindererei von
J. C. C. Bruns in Minden (Westfalen)

Sechstes Buch

Ein russischer Mönch

1

Starek Sossima und seine Gäste

Als Aljoscha schmerzerfüllt und aufgereggt in die Zelle des Starek trat, blieb er im ersten Augenblick vor Verwunderung stehen. Er befürchtete, einen Sterbenden anzutreffen, der vielleicht schon die Besinnung verloren hatte, und fand ihn im Lehnstuhl sitzen, wenn auch anscheinend etwas erschöpft und schwach, so doch jedenfalls mit frohem Gesicht und im Kreise von Gästen, mit denen er eine ruhige Unterhaltung führte.

Er war übrigens erst eine Viertelstunde vor Aljoschas Ankunft aufgestanden. Die Anwesenden hatten sich schon vorher in der Zelle eingefunden und auf sein Erscheinen gewartet. Pater Paissi hatte ihnen gesagt: der Lehrer werde sich bestimmt erheben, um sich noch einmal mit allen auszusprechen, die seinem Herzen teuer waren, habe er es doch selbst am Morgen gewünscht und zugesagt. An die Zusage wie an jedes Wort des sterbenden Starek glaubte Pater Paissi unerschütterlich. Sogar wenn er ihn bewusstlos und sterbend gesehen und dabei seine Zusage gehabt hätte, er werde noch einmal aufstehen, so hätte er selbst dem Tode nicht geglaubt, sondern wäre immer noch der festen Zuversicht gewesen: der Sterbende werde sich erheben und seine Zusage halten. Am Morgen aber hatte ihm der Starek vor dem Einschlafen gesagt: „Ich werde nicht eher sterben, als bis ich noch einmal, ihr Geliebten meines Herzens, eure Gesichter geschaut und vor euch mein Herz ausgeschüttet habe.“

Die vier Mönche, die sich zu dieser letzten Unterredung eingefunden hatten, waren Freunde des Starek und ihm von Herzen zugetan. Es waren die beiden Priestermönche Pater Jossiff und Pater Paissi. Zu ihnen kam der Priestermönch Pater Michail, der Vorsteher der Einsiedelei. Er war noch gar kein alter Mann, auch nicht gerade sehr gelehrt, aber ein ausgeprägter Charakter mit kindlichem, unerschütterlichem Glauben. Er blickte streng; doch sein Herz war von tiefster Güte durchdrungen, die er nach außen hin wie aus einem gewissen Schamgefühl heraus zu verbergen suchte. Der vierte Gast war ein kleiner, alter, einfacher Mönch aus niedrigstem Bauernstande, Bruder Ansim. Er konnte kaum lesen und schreiben, war still und schweigsam und sprach selten mit jemandem — der Demütigste aller Demütigen. Er sah aus, als sei er durch etwas Furchtbares, das sein Geist nicht habe fassen können, für immer erschreckt worden. Diesen Menschen, der ständig gleichsam vor Furcht bebte, liebte der Starek Sossima sehr und kam ihm stets mit außergewöhnlicher Hochachtung entgegen. Trotzdem hatte Ansim in seinem ganzen Leben mit niemandem weniger geredet als gerade mit dem Starek, und war doch mit ihm allein viele Jahre als Pilger durch das heilige Rusland gewandert. Es war freilich schon lange her, ungefähr vierzig Jahre, als der Starek Sossima seine Laufbahn als Mönch in einem armen, fast ganz unbekanntem Kloster begonnen hatte. Bald darauf begleitete ihn Pater Ansim auf seinen Wanderungen zum Einsammeln von Opfern für ihr armes Kloster.

Der Starek und seine Gäste befanden sich im zweiten Zimmer der Zelle, wo auch das Bett stand. Dieses Zimmer war, wie schon einmal erwähnt, sehr klein, so daß die vier — der Novize Porphiri stand die ganze Zeit über — um den Lehnstuhl des Starek auf den Stühlen, die aus dem anstossenden Zimmer hereingebracht waren, kaum Platz fanden. Draußen wurde es allmählich dunkel; Lämpchen und Wachslichte vor den Heiligenbildern erhellten den Raum. Als der Starek Alsoscha gewahrte, der beim Eintreten an der Tür stehen geblieben war, ging ein Lächeln über sein Gesicht, und erfreut streckte er ihm die Hand entgegen.

„Sei gegrüßt, mein Lieber, da bist ja auch du! Ich wußte, daß du kommen werdest.“

Aljoscha trat auf ihn zu, verbeugte sich vor ihm bis zur Erde und brach in Tränen aus. Das Herz wollte ihm zerspringen. Am liebsten hätte er laut aufgeschluchzt.

„Was hast du? Warte noch mit dem Weinen,“ sagte der Starez lächelnd und legte ihm die rechte Hand auf den Kopf. „Hier sitze ich und plaudere und werde vielleicht noch zwanzig Jahre leben, wie mir gestern die Gute, Liebe aus Wischegorje mit ihrem Töchterchen Lisaweta auf dem Arm gewünscht hat. Der Herr segne sie und ihr Töchterchen Lisaweta!“ Er bekreuzte sich. „Porphiri, hast du die Gabe hingebracht, wie ich dir befehl?“

Ihm waren die sechzig Kopeken eingefallen, die ihm seine opferfreudige Verehrerin mit der Bitte übergeben hatte, sie einer anderen zu spenden, die ärmer sei als sie. Solche Spenden, die man sich auferlegt, müssen durchaus durch eigene Arbeit erworben werden, um als Busopfer zu gelten. Der Starez hatte noch an demselben Abend Porphiri mit dem Gelde zu einer armen Bürgersfrau mit Kindern geschickt, die durch einen Brand ihre gesamte Habe verloren hatte. Porphiri erwiderte sofort, daß er den Auftrag ausgerichtet und das Geld als von einer unbekanntenen Wohltäterin übergeben habe.

„Steh auf, mein Lieber,“ wandte sich der Starez wieder an Aljoscha, „laß mich dich ansehen. Warst du bei den Deinen und sahst du deinen Bruder?“

Es fiel Aljoscha auf, daß er so bestimmt nur nach einem von den Brüdern fragte — aber nach welchem? Er mußte ihn demgemäß gestern wie heute nur um dieses Bruders willen fortgeschickt haben.

„Den einen von den Brüdern habe ich gesehen,“ antwortete Aljoscha.

„Ich meine den von gestern, den älteren, vor dem ich niederfiel.“

„Den habe ich gestern gesehen; heute konnte ich ihn nicht finden.“

„Suche ihn eilends auf. Gehe morgen wieder hin. Beeile dich, lasse alles andere und beeile dich. Vielleicht vermagst

du etwas Schreckliches zu verhindern. Denn wisse, ich bin gestern wegen des großen Leides, das ihn in Zukunft erwartet, vor ihm niedergefallen."

Er verstummte und versank in Gedanken. Sonderbar waren seine Worte. Pater Jossiff, der Augenzeuge des gestrigen Kniefalles gewesen war, und Pater Paissi tauschten einen Blick aus. Aljoscha aber konnte nicht mehr an sich halten.

"Mein Vater und Lehrer!" stieß er in ungewöhnlicher Aufregung hervor, "unklar sind mir eure Worte. Welches Leid erwartet ihn?"

"Frage jetzt nicht. Etwas Schreckliches tauchte vor meinen Sinnen auf. In seinen Augen konnte man sein ganzes Schicksal lesen. Nur einen Blick tat ich; aber in diesem Augenblick erschrak ich über das, was der Mensch sich selbst bereitet. Nur ein- oder zweimal in meinem langen Leben habe ich einen solchen Zug im Gesicht gesehen, einen Ausdruck, der das ganze Schicksal eines Menschen enthüllte und zu ihrem Verderben sie auch ereilte. Zu deinem Bruder habe ich dich geschickt, Alexei; denn ich rechnete damit, das Antlitz des Bruders könne ihn retten. Doch alles kommt vom Herrn, auch unser Schicksal. Wenn das Weizenkorn in die Erde fällt und nicht stirbt, so bleibt es allein; stirbt es aber, so bringt es viele Frucht.' Daran denke, mein Sohn. Oft habe ich dich, Alexei, um deines Blickes willen glücklich gepriesen," sagte der Starek, und ein flüchtiges Lächeln umspielte seine Lippen. "Du wirst wie ein Einsiedler aus diesen Mauern hinausgehen in die Welt. Viele Gegner wirst du haben; aber selbst deine Widersacher werden dich lieb gewinnen. Viel Leid wird das Leben dir bringen. Doch durch das Leid wirst du zum Glück kommen, um des Leides willen das Leben segnen, und wirst auch andere zwingen, es zu segnen, und das ist das Wichtigste. Das wollte ich dir noch sagen. Meine Freunde und Lehrer," wandte er sich mit herzlichem Lächeln an seine Freunde, "bis zum heutigen Tage habe ich niemandem, auch ihm selbst nicht gesagt, warum mir der Anblick dieses Jünglings so lieb war. Jetzt will ich es sagen. Sein Antlitz war mir eine Erinnerung und eine Prophezeiung. Am Morgen meines Lebens, als ich

noch ein ganz kleines Kind war, hatte ich einen älteren Bruder; er starb mit siebzehn Jahren. Als ich später mein Tun selbst bestimmen konnte, wurde es mir immer klarer, daß dieser Bruder in meinem Schicksal gleichsam ein Hinweis zu etwas Höherem gewesen war; denn wäre er nicht gewesen, so hätte ich vielleicht niemals daran gedacht, die Mönchskutte zu nehmen und den Weg zu gehen, der mir so lieb geworden ist. Diese Erscheinung kreuzte in der Kindheit meinen Weg, und am Ende meiner Tage tritt sie mir wiedererstanden aufs neue entgegen. Es ist wunderbar, daß, wenn Alexei jenem auch äußerlich wenig gleicht, er ihm doch geistig so ähnlich ist, daß ich ihn oft für meinen Bruder gehalten habe, der zur Erinnerung und Erleuchtung mir geheimnisvoll am Ende meiner Tage erschienen ist. Ich habe mich selbst oft über diese Gedanken gewundert. Manchmal sah ich, Porphiri,“ wandte er sich an den bedienenden Novizen, „auf deinem Gesichte Unwillen darüber, daß ich Alexei mehr Liebe entgegenbrachte als dir. Jetzt weißt du, warum es geschah; doch auch du bist mir lieb. Gar oft tat es mir weh, daß du grolltest. Euch aber, liebe Gäste, will ich von meinem Bruder erzählen; denn seine Erscheinung war in meinem Leben die liebste und wirkungsvollste. Mein Herz ist tief ergriffen, und mir ist, als durchlebte ich in dieser Minute nochmals mein ganzes Leben.“ — —

Dieses Gespräch des Stareß mit seinen Freunden am letzten Tage seines Lebens ist von jenen später aufgeschrieben und aufbewahrt worden. Alexei Fedorowitsch Karamasoff schrieb es einige Tage nach dem Tode des Stareß aus dem Gedächtnisse nieder. Ob er nur dieses letzte Gespräch niedergeschrieben oder manches aus den früheren Erzählungen seines Lebens hinzugetan hat, läßt sich nicht feststellen. In der Niederschrift verläuft das Gespräch des Stareß ununterbrochen, als habe er den Freunden seinen Lebensgang in Form einer Erzählung vorgeführt, während es sich in Wirklichkeit anders zugetragen hat. Die Unterhaltung an jenem Abend war eine allgemeine. Mochten auch die Gäste ihren Meister nur gelegentlich unterbrechen, so griffen sie doch zuweilen in das Gespräch ein, sprachen ihre Ansichten aus und teilten ihre Erlebnisse mit. Ueberdies hatte der Stareß ohne jede Unterbrechung seine Er-

zählung gar nicht zu Ende führen können; er war viel zu erschöpft, die Stimme versagte ihm, und von Zeit zu Zeit mußte er sich aufs Bett legen, um sich zu erholen, während die Gäste ihren Platz nicht verließen. Ein- oder zweimal wurde die Unterhaltung durch das Verlesen des Evangeliums unterbrochen.

Seltamerweise ahnte niemand, wie nahe das Ende des Starek war — daß er noch in dieser Nacht sterben werde. Nach einem festen Schlafe am Nachmittage hatte er für diesen letzten Abend seines Lebens neue Kräfte gesammelt, die ihn während des langen Gespräches mit seinen Freunden aufrecht erhielten. Es waren seine letzten Kräfte gewesen.

2

Aufzeichnungen

aus dem Leben des in Gott gestorbenen Priestereinsiedlermönches, des Starek Sossima, zusammengestellt nach seinen eigenen Worten von Alexei Fedorowitsch Karamasoff.

Biographische Aufzeichnungen.

a) Vom jungen Bruder des Starek Sossima

Soch im Norden in einem entfernten Regierungskreise wurde ich geboren. Mein Vater war ein Edelmann, aber weder von vornehmem Adel noch hohem Range. Er starb, als ich zwei Jahre alt war, und ich erinnere mich seiner nicht. Meiner Mutter hinterließ er ein nicht sehr großes Wohnhaus und ein Kapital, das für sie und ihre Kinder zum Leben ausreichte. Sie hatte nur uns beide: mich, Sinowi, und meinen älteren Bruder Markell. Er war acht Jahre älter als ich, reizbar und heftig, dabei aber gut und zartfühlend, verschlossen, besonders zu Hause, sowohl

gegen mich als gegen meine Mutter und gegen die Dienstboten. Auf dem Gymnasium war er ein guter Schüler. Doch verstand er sich nicht mit seinen Mitschülern, wenn er auch nach den Worten meiner Mutter mit ihnen nicht gerade in Feindschaft lebte.

Ein halbes Jahr vor seinem Tode — er war siebzehn Jahre alt — besuchte er häufig einen einsamen Menschen, der, aus Moskau als politischer Verbrecher verbannt, in unserer Stadt lebte. Dieser Verbannte war ein bedeutender Gelehrter und berühmter Philosoph an der Universität. Warum er Markell gern um sich sah und ihn bei sich empfing, weiß ich nicht. Mein Bruder verbrachte alle Abende bei ihm. Den ganzen Winter hindurch besuchte er ihn, bis man den Verbannten auf seine Bitte schließlich wieder an die Petersburger Universität berief, denn er hatte gute Fürsprache.

Die großen Fasten begannen. Markell indes weigerte sich zu fasten und trieb seinen Spott mit dem Fasten. „Es ist der reine Unsinn,“ sagte er; „denn einen Gott gibt es nicht.“

Meine Mutter und die Dienstboten waren entsetzt, und auch ich war es, wiewohl ich erst neun Jahre alt war. Unsere vier Dienstboten waren als Leibeigene alle auf den Namen eines uns bekannten Gutsbesizers gekauft. Ich erinnere mich noch, wie meine Mutter eine von diesen vier, die Köchin Isinja, ein hinkendes, ältliches Weib, für sechzig Rubel verkaufte und an ihrer Stelle eine Freie annahm.

In der sechsten Woche der Fasten wurde mein Bruder krank. Er war schon immer fränklich gewesen, hatte eine schwache Brust, war zart gebaut und neigte zur Schwindsucht. Kleingewachsen war er gerade nicht, aber schmal und schwächlich; sein Gesicht war wohlgebildet. Wahrscheinlich hatte er sich erkältet. Der Doktor kam und flüsterte bald darauf meiner Mutter zu, daß es die Schwindsucht sei und er jedenfalls den Frühling nicht überleben werde.

Die Mutter weinte, bat indes schüchtern den Bruder — um ihn nicht zu erschrecken — er möge sich durch Fasten und Kirchenbesuch zum Abendmahl vorbereiten. Damals konnte er nämlich noch ausgehen. Als er das hörte, wurde er zornig und lästerte das Gotteshaus. Nach einigem Nachdenken sagte

er sich jedoch, daß er gefährlich krank sei und die Mutter ihre Bitte nur deshalb ausspreche, weil er noch bei Kräften war.

Übrigens wußte er schon lange, daß er nicht gesund war. Bereits ein Jahr vorher hatte er einmal bei Tische kaltblütig zu mir und der Mutter geäußert: „Ich bin unter euch gar nicht wie ein Bewohner dieser Erde, vielleicht bin ich schon im nächsten Jahre nicht mehr am Leben.“ Es war, als habe er seinen Tod vorausgesagt.

Zwei, drei Tage vergingen, und die Leidenswoche begann. Vom Dienstag morgen ab ging der Bruder zur Beichte.

„Ich tue es nur deinetwegen, Mutter, um dir eine Freude zu machen und dich zu beruhigen,“ sagte er zu ihr.

Die Mutter weinte vor Freude und Schmerz. „Sein Ende muß nahe sein, wenn sich eine solche Umwandlung in ihm vollzogen hat,“ meinte sie.

Aber nicht lange mehr konnte er in die Kirche gehen. Beichte und Abendmahl mußten zu Hause gehalten werden. Helle, klare Tage kamen; es waren späte Ostern.

Des Nachts schlief er schlecht wegen des quälenden Hustens — ich entsinne mich dessen noch — doch des Morgens kleidete er sich stets an und setzte sich in einen weichen Lehnstuhl. So sehe ich ihn noch vor mir. Still sitzt er da und lächelt; zwar ist er krank, aber sein Auge strahlt. Seelisch hatte er sich ganz verändert; eine wunderbare Veränderung war in ihm vorgegangen.

Seine alte Kinderfrau trat einmal zu ihm ins Zimmer und sagte: „Erlaube, mein Liebling, daß ich auch bei dir das Lämpchen vor dem Heiligenbilde anzünde.“

Früher hatte er es nicht erlaubt und das Lämpchen sogar ausgelöscht.

„Zünde an,“ erwiderte er; „unrecht war es von mir, daß ich es dir verbot. Du zündest das Lämpchen an und betest zu Gott, und ich freue mich über dich und bete gleichfalls. Wir beten also beide zu einem Gott.“

Sonderbar klangen uns diese Worte. Die Mutter ging in ihr Zimmer und weinte immerfort. Nur wenn sie zu ihm kam, wischte sie die Tränen ab und zeigte ein lächelndes Gesicht.

„Weine nicht, liebe Mutter,“ sagte er manchmal; „ich bleibe noch lange bei euch und kann mich mit euch freuen. Welch eine Freude ist doch das Leben!“

„Welche Freude hast du daran, wenn du die ganze Nacht liegst und hustest, daß dir die Brust zerspringt.“

„Mama,“ antwortete er, „weine nicht. Das Leben ist ein Paradies. Wir alle sind im Paradiese, nur daß wir es nicht erkennen wollen. Wenn wir es erkennen könnten, würden wir morgen im Paradiese sein.“

Alle wunderten sich über seine Worte, so eigenartig bestimmt sprach er sie; und alle weinten vor Rührung.

Auch Bekannte kamen zu uns.

„Meine Lieben,“ sagte er zu ihnen, „wodurch habe ich Ihre Zuneigung verdient? Warum lieben Sie mich, und warum habe ich es nicht früher gewußt und geschätzt?“

Den Diensthofen sagte er: „Meine Guten, warum bedient ihr mich? Bin ich es denn wert, daß man mich bedient? Wollte Gott sich meiner erbarmen und mich am Leben lassen, so würde ich euch dienen; denn ein jeder soll dem andern dienen.“

Als die Mutter dies hörte, schüttelte sie den Kopf und sprach: „Das kommt von deiner Krankheit, daß du so sprichst!“

„Mama, gewiß muß es Diener und Herren geben. Möge ich aber auch einmal der Diener meiner Diener sein und ihnen dienen wie sie mir! Und ich sage dir, Mütterchen, jeder von uns ist in allem gegen alle schuldig, und ich bin es mehr als alle anderen.“

Die Mutter lächelte unter Thränen: „Weshalb solltest du von allen am meisten schuldig sein? Er gibt doch Mörder und Räuber. Womit kannst du gesündigt haben, daß du dich mehr als alle anderen beschuldigst?“

„Liebste, beste Mutter! wirklich ist ein jeder in allem und gegen alle schuldig. Ich weiß nicht, wie ich es dir erklären soll; aber ich empfinde es bis zur Qual. Wie haben wir nur so leben und uns kränken können und es nicht gewußt?“

So nahm seine heitere Stimmung an jedem Morgen mehr zu, und immer liebevoller und verklärter wurde er.

Wenn der Arzt kam, scherzte er mit ihm: „Werde ich noch einen Tag auf Erden erleben, Doktor?“

„Nicht nur einen Tag, viele Tage werden Sie noch leben,“ antwortete ihm der Doktor, „und Monate und Jahre werden Sie noch leben!“

„Wozu noch Monate und Jahre!“ rief er. „Wozu die Tage zählen! Dem Menschen genügt ein Tag, um des Glückes theilhaftig zu werden. Warum streiten wir uns, warum überheben wir uns, warum verzeihen wir nicht einander? Gehen wir lieber sogleich in den Garten und freuen wir uns, lieben wir einander und preisen wir unser Leben!“

„Ihr Sohn gehört nicht mehr dieser Welt an,“ sagte der Doktor zur Mutter, wenn diese ihn zur Tür hinausbegleitete; „er phantasiert infolge der Krankheit.“

Die Fenster seines Zimmers gingen auf den Garten hinaus. Er war schattig und mit alten Bäumen bestanden, und an den Bäumen sproßten Frühlingsknospen, und die ersten Vögel sangen und zwitscherten vor seinem Fenster. Er freute sich über sie. Aber plötzlich begann er, auch sie um Verzeihung zu bitten: „Gottes Vöglein, selige Vöglein, vergebt auch ihr, daß ich mich gegen euch versündigt habe.“

Das konnte keiner von uns verstehen. Doch er weinte vor Freude. „So groß“, sagte er, „war Gottes Ruhm um mich herum in Vögeln, Bäumen, Wiesen und Himmel; nur ich lebte in Sünde und schändete alles, weil ich die Schönheit der Welt und den Ruhm des Herrn nicht beachtete.“

„Zu viele Sünden nimmst du auf dich,“ sagte oft unter Tränen die Mutter.

„Mütterchen,“ erwiderte er dann, „ich weine ja nicht vor Kummer; vor Freuden weine ich. Ich will selbst schuldig sein gegen sie. Dies alles kann ich dir nicht erklären; weiß ich doch nicht, wie ich sie lieben soll. Möge ich doch schuldig sein gegen alle! Dafür wird man mir vergeben, und das ist ein Paradies. Bin ich denn jetzt nicht im Paradiese?“

Was gäbe es nicht noch alles von ihm zu erzählen! Ich erinnere mich, daß ich einmal ganz allein bei ihm war. Es war am Abend; die letzten Sonnenstrahlen fielen schräg in das Zimmer. Als er mich erblickte, winkte er mich zu sich heran. Ich ging zu ihm hin. Da faßte er mich mit beiden Händen an den Schultern, sah mir mit herzlicher Liebe

minutenlang schweigend ins Gesicht. Dann sagte er: „Gehe jetzt, spiele und lebe für mich!“ Damals ging ich hinaus, um zu spielen. Aber im späteren Leben dachte ich schmerzbewegt daran, wie er mich aufgefordert hatte, für ihn zu leben. Viele solche schönen Worte hat er noch gesprochen, deren Sinn wir damals nicht verstanden.

Er starb in der dritten Woche nach Ostern bei voller Besinnung, wenngleich er nicht mehr sprach. Doch bis zum letzten Augenblicke blieb er sich gleich. Freudig glänzten seine Augen; mit seinen Blicken suchte er uns, lachte uns zu und rief uns. In der Stadt sprach man viel über seinen Tod.

Mich erschütterte alles das nicht so sehr, obschon ich bitterlich weinte, als man ihn begrub. Ich war jung, noch ein Kind; aber in meinem Herzen blieb die Erinnerung zurück. Es mußte erst die Zeit kommen, da sie wieder lebendig wurde und in mir wirkte. So geschah es denn auch.

b) Von der Heiligen Schrift im Leben des Starez

Jetzt waren wir allein, meine Mutter und ich. Bald kamen gute Bekannte, um uns ihren Rat zu geben.

„Sie haben nur noch einen Sohn,“ sagten sie zu meiner Mutter; „arm sind Sie nicht. Sie verfügen über ein gewisses Vermögen. Warum wollen Sie nicht Ihren Sohn nach Petersburg schicken? Er ist aus guter Familie und kann sich eine Stellung im Leben verschaffen.“

Sie redeten meiner Mutter zu, sie solle mich nach Petersburg auf die Kadettenschule bringen, damit ich später in die Kaiserliche Garde eintreten könne. Meine Mutter konnte sich anfangs nicht recht entschließen; es wurde ihr schwer, sich von ihrem letzten und einzigen Sohne zu trennen. Endlich entschloß sie sich doch dazu, wenn auch unter vielen Tränen; sie glaubte, mein Glück durch ihre Entsagung zu fördern. Sie brachte mich nach Petersburg, und ich wurde in die Kadettenschule aufgenommen. Ich sollte meine Mutter nicht wiedersehen; schon nach drei Jahren starb sie. Die ganze Zeit hat sie um ihre beiden Söhne getrauert.

Aus meinem Elternhause habe ich die liebsten Erinnerungen. Keine Erinnerung ist dem Menschen so lieb wie die an die erste Kindheit in seinem Elternhause. Das ist immer der Fall, wenn in der Familie nur etwas Liebe und Eintracht herrscht. Ja, selbst aus der schrecklichsten Familie kann man die liebsten Erinnerungen bewahren, wenn nur die Seele befähigt ist, das Schöne herauszufinden.

Zu den Erinnerungen an mein Vaterhaus gehören auch die Erinnerungen an die biblischen Geschichten, die ich schon als kleines Kind gern hörte. Ich hatte damals ein biblisches Geschichtenbuch mit schönen Bildern. Aus diesem Buche lernte ich das Lesen. Noch jetzt steht es auf meinem Bücherbrett; als wertvolles Andenken habe ich es aufbewahrt.

Doch ehe ich noch lesen gelernt hatte, noch vor meinem achten Jahre, hatte ich ein Erlebnis, das sich mir unauslöschlich eingepägt hat. Meine Mutter brachte mich allein — ich weiß nicht, wo mein Bruder war — am Montag in der Karwoche zum Abendmahl. Der Tag war klar, und die Erinnerung ist in mir noch so lebendig, daß ich noch jetzt sehe, wie der Weihrauch aus dem Räucherfasse leise aufstieg, von oben aber durch die schmalen Fenster der Kuppel Gottes Licht hereindrang und wie der aufsteigende Weihrauch sich mit den Sonnenstrahlen mischte. Eine heilige Empfindung durchschauerte mich, und zum erstenmal nahm ich bewußt Gottes Wort in mich auf.

Ein Knabe mit einem großen Buche trat in die Mitte der Kirche vor; so groß war das Buch, daß mir schien, als könne er es nur mit Mühe tragen. Er legte es auf das Lesepult nieder, schlug es auf und fing an zu lesen. Die Worte kamen mir zum Verständnis, und ich sah zum erstenmal in meinem Leben, daß in der Kirche gelesen wurde.

„Es war ein Mann im Lande Uz, der war sehr gottesfürchtig, und er besaß großen Reichtum, viele Kamele und Schafe, und seine Kinder lebten in Freude, und er liebte sie sehr und betete zu Gott für sie, auf daß sie nicht sündigten in ihrem Frohsinn. Da trat eines Tages zusammen mit den Engeln auch der Böse vor den Thron des Herrn und sprach zu ihm: er habe alles Land durchzogen über und unter der

Erde. Und Gott der Herr fragte: „Hast du meinen Knecht Hiob gesehen?“ Und Gott rühmte sich vor dem Satan seines treuen Dieners. Da lachte der Böse über die Worte Gottes und sprach: „Übergib ihn mir, und du wirst sehen, daß dein treuer Knecht murren und deinen Namen verfluchen wird.“ Und da übergab Gott seinen Gerechten, seinen geliebten, treuen Diener, dem Teufel, und der Teufel ging hin und vernichtete seine Kinder, seine Herden und seinen ganzen Reichtum wie mit einem Donnerschlage Gottes. Da zerriß Hiob seine Kleider, warf sich auf die Erde und rief: „Nackt bin ich hervorgegangen aus meiner Mutter Leibe, nackt fahre ich wieder dahin. Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt von nun an bis in Ewigkeit!“

Verzeiht, Väter und Lehrer, mir meine Tränen; denn meine ganze Kindheit ersteht wieder vor meiner Seele, und ich atme wieder, wie ich damals mit meinem Kinderherzen atmete, und fühle wie damals Erstaunen, Nührung und Freude. Und die Kamele nahmen meine Gedanken ein, und der Satan, der so zu Gott sprach, und Gott, der seinen Knecht dem Satan überlieferte, und der Knecht, der ausrief: „Nackt hast du mich geschaffen, nackt sterbe ich, dein Name, o Herr, sei gelobt! und darauf der leise, liebliche Kirchengesang: „Erhöre mein Gebet! und der aufsteigende Thymiandampf aus dem Weihrauchfasse des Priesters und dann das Gebet auf den Knien.

Seit der Zeit — noch gestern las ich die Worte — kann ich die heilige Erzählung nicht ohne Tränen lesen. Wieviel Großes, Geheimnisvolles, Unbegreifliches umschließt sie! Später hörte ich Spötter und Lasterer sich wegwerfend darüber äußern: „Wie konnte Gott seinen Liebling dem Teufel ausliefern, ihm seine Kinder nehmen, ihn mit Krankheiten und Wunden schlagen, daß er mit Scherben den Eiter aus seinen Wunden und Beulen entfernen mußte? Warum und wozu? Um sich vielleicht dem Satan gegenüber rühmen zu können: „Sieh, was er um meinethwillen leiden kann?“

Aber das Große in ihm bleibt uns ein Geheimnis; das vergängliche Irdische und die ewige Wahrheit kreuzen sich hier. Über dem menschlichen Recht steht die göttliche Gerechtigkeit. Hier ist es der Schöpfer, der in den ersten Schöpfungstagen

nach jedem Tagewerke sprach: Es ist gut, was ich geschaffen habe! Der Schöpfer, der Hiob sieht und dieses sein Geschöpf lobt. Und mit seinem Lobe dient Hiob nicht nur ihm, sondern der ganzen Schöpfung Gottes von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert; denn das sollte er.

Welche Wunder umschleicht die Heilige Schrift! und welche Kraft strömt aus ihr auf die Menschen über! Wie lernen wir die Welt verstehen und den Menschen und des Menschen Wesen! Welche gelösten und geoffenbarten Geheimnisse! Und Gott richtet Hiob wieder auf und schenkt ihm wieder Reichthum, und nach Jahren hat er wieder Kinder, die er liebt.

Wie konnte er, sollte man meinen, diese neuen Kinder lieben und die früheren vergessen? Wie konnte er im Gedanken an diese glücklich sein mit den neuen, wie lieb er sie auch haben mochte? Und doch ist es möglich. Der alte Kummer — das ist das große Geheimnis des Menschenlebens — verwandelt sich allmählich in ein stilles, zufriedenes Sichbescheiden; an die Stelle des jungen, aufwallenden Blutes tritt die Ruhe des stillen, abgeklärten Alters.

Ich sehe preisend den täglichen Aufgang der Sonne, und mein Herz jubelt ihm zu wie früher; und doch habe ich den Untergang jetzt lieber, ihre langen, schräg fallenden Strahlen mit ihren versöhnenden Erinnerungen, mit den lieben Bildern aus meinem ganzen langen, gesegneten Leben; und über allem weiß ich die friedenspendende, allvergebende Liebe Gottes. Ich weiß und fühle, wie mein Leben seinem Ende sich zuneigt; aber ich fühle auch mit jedem vergehenden Tage, wie mein Leben von dieser Erde mit einem neuen, unendlichen, unbekanntem, aber bereits heraufkommenden Leben zusammenfließt, dessen Vorgefühl meine zitternde Seele mit Entzücken erfüllt.

Freunde und Lehrer! Des öfteren und in der letzteren Zeit mehr als früher hörte ich, wie die Priester, besonders die vom Lande, sich überall über ihren geringen Unterhalt und die untergeordnete Lebensstellung beklagen. Ich selbst habe gelesen, daß sie geradeheraus sagen: es sei ihnen nicht mehr möglich, dem Volke die Schrift zu erklären; ihr Einkommen sei zu gering; wenn die Lutheraner ihnen die Herde abtrünnig

machten, so sollten sie es nur tun; sie hätten keine Kraft mehr, ihnen entgegenzutreten.

Herr! denke ich, möge ihnen ein besseres Gehalt zuteil werden! Ihre Klagen sind begründet. Aber in Wirklichkeit sage ich: Wenn jemand schuld ist, sind wir es zur Hälfte selbst. Denn mag er auch recht haben, daß er dazu keine Zeit mehr zu finden vermag, weil er arbeiten muß und die Sorge um die tägliche Notdurft ihn quält — er braucht doch nicht die ganze Zeit zu arbeiten. Eine Stunde in der Woche kann er Zeit finden, an Gott zu denken. Er hat doch nicht das ganze, volle Jahr hindurch zu arbeiten. Mag er einmal nur in der Woche die Kinder um sich zur Abendstunde versammeln, hören das die Eltern, so kommen sie auch mit. Besondere Gebäude sind nicht nötig dazu. Nimm sie ohne weiteres in deine Stube. Sei unbesorgt! sie werden deine Stube nicht beschmutzen; versammeln sie sich doch nur für eine Stunde in ihr.

Schlage die Heilige Schrift auf und lies ihnen vor, schlicht und einfach und von Herzen kommend, und freue dich, daß du ihnen vorlesen darfst und sie dich hören und verstehen, weil du selbst am Worte hängst. Unterbrich dich nur selten im Lesen, um dem einfachen Volk ein ihm unverständliches Wort zu erklären. Mache dir keine Sorgen, sie werden alles verstehen; ein Herz, das den Glauben hat, versteht schon alles. Lies ihnen von Abraham und Sarah und Isaak vor, wie Jakob zu Laban floh und im Traum Gott sah und mit ihm rang. Das wird auf den einfachen, gottesfürchtigen Mann einen tiefen Eindruck machen. Lies ihnen und besonders den Kindern vor, wie die Brüder ihren leiblichen Bruder, den Knaben, den späteren großen Seher und Propheten, in die Sklaverei verkauften, dem Vater aber sagten, die Tiere hätten seinen Sohn zerrissen, und ihm seine blutbesleckten Kleider zeigten. Lies ihnen vor, wie darauf die Brüder nach Agypten fuhren, um Brot einzukaufen, und Josef, der vornehme Schatzmeister, von ihnen nicht erkannt, sie auf die Probe stellte, beschuldigte und den Bruder Benjamin als Pfand zurückbehielt. 'Ich liebe euch, und liebend tue ich euch weh.' Denn sein ganzes Leben hatte er ununterbrochen daran gedacht, wie sie ihn dort in der heißen Wüste beim Brunnen an die Händler verkauft hatten,

wie er geweint, die Hände gerungen und die Brüder gebeten hatte, ihn doch nicht als Sklaven in ein fremdes Land zu verkaufen. Wie er sie aber nach so vielen Jahren wiederfieht, liebt er sie von neuem grenzenlos und tut ihnen weh in seiner Liebe. Wie er schließlich die Qualen seines Herzens nicht mehr ertragen kann, hinausgeht, sich auf sein Lager wirft und in Tränen ausbricht; nachdem er aber sein Gesicht gekühlt, tritt er strahlend und reichgekleidet wieder zu ihnen und ruft ihnen zu: ‚Ich bin Joseph, euer Bruder!‘ Lies weiter, wie der greise Jakob sich freute, als er erfuhr, daß sein Sohn noch lebe und in Aegypten sei, wie er seine Heimat verließ und in fremdem Lande starb und bei seinem Tode das bedeutungsvolle Wort aussprach, das während seines ganzen Lebens in seinem Herzen geruht hatte: aus seinem Stamme, aus dem Stamme Juda, werde der Erlöser und Friedensfürst kommen!

Verzeiht mir, daß ich darüber rede wie ein Kind, was ihr schon lange wißt und was ihr hundertmal besser zu lehren versteht. Nur aus innerem Herzendrange rede ich. Vergebt mir meine Tränen; denn ich liebe dieses Buch. So möge auch der Priester des Herrn weinen, und er wird sehen, wie die Herzen der Hörer ihm darauf antworten. Es genügt ein winziges Samenkorn, das er in die Seele des einfachen Mannes streut, und es wird nicht sterben, sondern in seiner Seele das ganze Leben hindurch fortwirken. Wie ein heller Punkt, wie eine unvergängliche Erinnerung wird es in der Finsternis und dem Dunkel seiner Sünden fortbestehen.

Versucht es einmal, lest ihm die ergreifende Geschichte von der schönen Esther oder die wunderbare Geschichte vom Propheten Jonas im Bauche des Walfisches vor. Vergeßt auch nicht die Gleichnisse des Herrn, besonders, wie ich es gemacht habe, nach dem Evangelium des Lukas, und dann aus der Apostelgeschichte vor allem die Bekehrungsgeschichte Sauls. Schließlich aus den Heiligenlegenden, wenn auch nur die Lebensgeschichte des Gottesknechtes Alexei und der ägyptischen Mutter Maria, der großen Dulderin, Gottseherin und Kreuzträgerin. Versucht es, und ihr werdet sein Herz mit diesen einfachen Erzählungen gewinnen. Trotz eures geringen

Gehaltes ruft sie nur eine kleine Stunde in der Woche zu euch!

Jeder, der so tut, wird erfahren, daß unser Volk gut und dankbar ist und es ihm hundertfältig danken wird. Der Mühe- waltung und der freundlichen Worte des Priesters wird es gedenken und aus Dankbarkeit ihm aus freien Stücken bei der Feldarbeit und im Hause behilflich sein und ihm mehr Achtung entgegenbringen als früher. Auf diese Weise würde ihm auch sein Gehalt erhöht. Die Sache ist so einfach, daß man sich bis- weilen geradezu scheut, sie auszusprechen; denn die Leute lachen darüber, und doch ist sie so wahr. Wer nicht an Gott glaubt, der glaubt auch nicht an ein Gottesvolk. Wer aber an ein Gottesvolk glaubt, wird auch sein Allerheiligstes schauen, wenn- gleich er bis dahin nicht daran geglaubt hat. Nur das Volk und seine aufsteigende geistige Kraft kann die Gottesleugner, die sich von der heimatlichen Erde losgelöst haben, zu ihr zurückführen. Was ist Christi Wort ohne Beispiel? Ohne Gottes Wort geht das Volk unter; denn seine Seele dürstet nach dem Wort und nach allem Schönen.

In meiner Jugend — es sind schon vierzig Jahre her — durchwanderte ich mit Pater Ansim ganz Rußland, um für das Kloster Almosen zu sammeln. Wir nächtigten einmal mit Fischern zusammen am Ufer eines großen, schiffbaren Flusses. Zu uns setzte sich ein wohlgebauter Jüngling, dem Aussehen nach ein Bauer von achtzehn Jahren. Er hatte sich beeilt, an Ort und Stelle zu sein, um am nächsten Morgen den Handels- kahn an der Leine zu schleppen. Mit klaren, hellen Augen schaute er in die Welt. Es war eine ruhige, warme Juninacht. Aus dem breiten Flusse stieg ein erfrischender Nebel auf. Von Zeit zu Zeit plätscherte ein Fisch. Die Vögel waren ver- stummt. Alles war ruhig, als bete die Natur zu ihrem Schöpfer.

Nur wir beide schliefen nicht, sondern unterhielten uns von der Schönheit und dem großen Geheimnis dieser Gotteswelt. Er vertraute mir an, daß er den Wald liebe und die Vögel im Walde. Als Vogelfänger kannte er ihre Weisen und ver- stand, sie anzulocken.

„Schöneres als den Wald kenne ich nicht,“ sagte er, „und alles ist gut.“

„Gewiß,“ versetzte ich, „alles ist gut und vollkommen; denn alles ist Wahrheit. Sieh das Pferd, dieses große Tier, das dem Menschen am nächsten steht, oder den Stier, der für ihn arbeitet, wie er ernst und nachdenklich blickt! Betrachte seine Augen: welche Unterwürfigkeit spricht sich in ihnen aus, welche Anhänglichkeit an den Menschen, der ihn oft unbarmherzig schlägt, welche Zutraulichkeit, Gutmütigkeit und Schönheit liegt in diesem Blick! Ergreifend ist es zu wissen, daß sie keine Sünde begehen, denn alles ist vollkommen und sündlos, ausgenommen der Mensch, und Christus ist mit ihnen eher als mit uns.“

„Haben sie denn auch Christus?“ fragte der Jüngling.

„Wie könnte es anders sein!“ erwiderte ich ihm; „für alle ist das Wort, für die ganze Schöpfung und jegliches Geschöpf. Jedes Blättchen strebt zum Worte, preist Gott und weint zu Christus, sich selbst unbewußt, allein schon durch das Geheimnis seines sündlosen Daseins. Im Walde haust der furchtbare Bär, der grausam und wild und doch ganz schuldlos ist.“

Und ich erzählte ihm, wie einmal ein Bär zur Zelle eines berühmten Heiligen kam, der allein im finsternen Walde sein Leben fristete. Dieser Heilige trat ohne Furcht zu ihm hinaus und gab ihm ein Stück Brot. „Gehe hin, Christus sei mit dir!“ sagte er, und das grimmige Tier war sanft und gehorsam und tat ihm nichts zuleide. Es rührte den Jüngling, daß der Bär ihn geschont hatte und daß Christus auch mit dem Tiere war.

„Wie schön ist es! und wie gut und wunderbar ist alles Göttliche!“

Mit frohem Gesicht sah er sinnend da. Ich sah, daß er mich verstanden hatte.

Bald nachher schlief er neben mir ein; leicht und friedlich war sein Schlaf. Herr, segne die Jugend! Ich betete für ihn, ehe ich selbst einschlief. Herr, sende Licht und Frieden deinen Menschen!

c) Erinnerungen des Starez Soffima aus den Knaben- und Jugendjahren seines weltlichen Lebens.

Das Duell.

In der Kadettenanstalt zu Petersburg blieb ich fast acht Jahre. Viele von meinen Kindheitseindrücken traten in meiner neuen Umgebung zurück; ganz habe ich sie indes dort nicht vergessen. Dafür nahm ich so viele neue Angewohnheiten und sogar Anschauungen an, daß ich mich bald zu einem grausamen, albernen Wesen umwandelte. Die Formen der Höflichkeit und des weltlichen Umgangs eignete ich mir zusammen mit der französischen Sprache an. Aber die Soldaten, die uns in der Anstalt bedienten, wurden von meinen Kameraden nicht viel höher als das Vieh geachtet; und ich tat es ihnen gleich. Ja, ich mißachtete sie vielleicht am tiefsten; denn ich war der Empfänglichste unter uns Kameraden.

Sobald wir als Offiziere die Anstalt verließen, waren wir bereit, für die sogenannte Ehre des Regiments unser Blut zu vergießen. Die wahre Ehre aber kannte keiner von uns; und hätte uns jemand über sie aufgeklärt, so hätten wir ihn verlacht. Wir prahlten mit Liederlichkeit, Trunkenheit und Wildheit. Ich will nicht sagen, daß meine Kameraden schlecht gewesen seien. Sie waren im Grunde ihres Herzens gut; nur wußten sie nicht, sich in ihrem Auftreten einen Zaum anzulegen, und von allen tat ich es am wenigsten.

Hauptsache für mich war, daß ich Geld hatte. So lebte ich denn allein dem Vergnügen und stürmte mit vollen Segeln ins Leben hinaus, ohne irgendwie meine jugendlichen Begierden zu zügeln. Eines ist wunderbar. Es machte mir in jener Zeit viel Vergnügen, Bücher zu lesen. Nur die Bibel habe ich niemals aufgeschlagen, obgleich ich mich niemals von ihr trennte. Ich bewahrte dieses Buch auf, ohne zu wissen, zu welcher Stunde, an welchem Tage, in welchem Monat oder Jahr ich nach ihr greifen würde.

So war ich schon vier Jahr lang Leutnant, als ich in die Stadt K. kam, wohin unser Regiment verlegt wurde. Die Gesellschaftskreise in dieser Stadt waren sehr lebensfroh, gast-

frei und reich. Überall fand ich die liebenswürdigste Aufnahme. Ich hatte nämlich eine sehr lebhaft Art, mich zu geben, und hielt mich obendrein für reich, was in dieser Welt nicht wenig zu bedeuten hat.

Da trat ein Ereignis ein, das den Anfang zu allen übrigen bilden sollte. Ich verliebte mich in ein junges, schönes Mädchen, die Tochter geachteter Eltern; sie war gebildet und hatte einen edlen Charakter. Es war eine angesehene Familie, die Vermögen besaß und ziemlich bedeutenden Einfluß hatte. Freundlich und zuvorkommend wurde ich in diesem Hause aufgenommen. Ich glaubte wahrzunehmen, daß das junge Mädchen meine Neigung erwiderte, und mein Herz flammte auf. Später kam ich zu der Überzeugung, daß ich sie selbst gar nicht so sehr geliebt, sondern mich nur an ihrem Verstande und ihrem Wesen erfreut hatte. Es konnte gar nicht anders sein. Meine Eigenliebe hinderte mich, damals bei den Eltern um ihre Hand anzuhalten. Es wurde mir schwer, mich von meinem ungebundenen, liederlichen Junggesellenleben zu trennen, besonders da ich über Geld im Überflusse verfügte. Indes machte ich ihr Andeutungen. Einen entscheidenden Schritt schob ich aber auf jeden Fall noch hinaus.

Da wurde ich für zwei Monate in einen anderen Kreis abkommandiert. Als ich zurückkehrte, erfuhr ich, daß das junge Mädchen sich mit einem reichen Gutsbesitzer aus der Umgegend verheiratet hatte. Er war jung, mir jedoch an Jahren überlegen, und war ein sehr liebenswürdiger, gebildeter Mann, während ich fast gar keine Bildung besaß.

Diese Tatsache traf mich so unerwartet, daß ich fast von Sinnen kam. Am meisten verdroß mich, daß, wie ich jetzt erfuhr, der junge Gutsbesitzer schon lange mit ihr verlobt gewesen war — ich selbst war ihm mehrmals in ihrem Hause begegnet. So blind hatte mich die Überzeugung von meinen Vorzügen gemacht, daß ich von allem nichts bemerkt hatte. Wie gesagt, das verdroß mich am meisten. Alle hatten um die Verlobung gewußt, nur mir war sie verborgen geblieben. Eine schreckliche Wut packte mich. Es trieb mir die Röthe der Scham ins Gesicht, wenn ich mir ins Gedächtnis zurückrief, wie oft auf meiner Seite nicht viel an einem Liebesgeständnis

gefehlt hatte. Sie hatte mich bei solchen Gesprächen nicht unterbrochen, keinerlei Andeutungen gemacht. Was lag da näher als der Gedanke: sie hat sich nur lustig über dich gemacht! In späteren Tagen freilich, als ich ruhiger über die ganze Sache dachte, mußte ich mir eingestehen, daß sie keineswegs ihren Scherz mit mir getrieben hatte, sondern stets bemüht gewesen war, solche Unterhaltungen mit einer in liebenswürdigstem Ton gehaltenen Bemerkung abzubrechen und auf einen anderen Gegenstand überzugehen. Damals hatte ich nicht die nötige Ruhe, um mir ein klares Bild zu machen.

Ich mußte meine Rache haben. Mit Verwunderung denke ich noch heute an jene Zeit zurück. Diese Rachsucht und meine Erbitterung waren für mich selbst äußerst schwer zu ertragen, weil ich bei meinem lebhaften, leichtmütigen Sinn niemals lange jemandem Groll nachtragen konnte. Doch damals weckte ich die Leidenschaft künstlich immer wieder und stachelte sie auf, bis ich unerträglich albern wurde. Ich wartete die Gelegenheit ab, und es gelang mir auch, meinen Widersacher in einer Gesellschaft aus einem ganz geringfügigen, nebensächlichen Anlasse zu beleidigen. Er äußerte seine Meinung über eine damals wichtige Begebenheit. Diese seine Worte zog ich ins Lächerliche und soll es wirklich, wie viele behaupteten, fertig gebracht haben, ihn gewandt und geistreich zu verspotten. Ich zwang ihn zu einer Erklärung und trat dabei so grob ihm gegenüber auf, daß er meine Herausforderung sofort annahm, ungeachtet des großen Altersunterschiedes zwischen ihm und mir, der ich jünger und im Range tief unter ihm stand.

Hernach wurde mir hinterbracht: er habe aus Eifersucht auf mich die Herausforderung ohne Zögern angenommen. Auch schon früher während der Zeit seines Verlobtseins war er eifersüchtig auf mich gewesen. Er mag sich gesagt haben: „Wenn sie erfährt, daß ich von ihm eine Beleidigung hingenommen habe, ohne ihn zum Zweikampf herauszufordern, wird sie mich verachten, und ihre Liebe zu mir wird erkalten.“

Einen Sekundanten hatte ich bald gefunden, einen Kameraden und Leutnant unseres Regiments. Zwar wurde der Zweikampf damals strenge bestraft. Aber er war beim Militär geradezu Mode. Bis zu solchem Wahnsinn können sich manch-

mal Vorurteile fesseln. Der Juni ging seinem Ende entgegen. Auf den nächsten Morgen um sieben Uhr war unser Zusammentreffen außerhalb des Städtchens festgesetzt. Da ereignete sich etwas für mich wahrhaft Verhängnisvolles.

Als ich des Abends angetrunken und wütend nach Hause zurückkehrte, ärgerte ich mich über meinen Burschen Afanassi und schlug ihm mit aller Kraft zweimal über das Gesicht, daß das Blut herniederlief. Er diente schon lange bei mir. Auch früher war es schon vorgekommen, daß ich ihn geschlagen hatte, aber niemals hatte ich den Schlag in so gemeiner Weise geführt. Vierzig Jahre sind seit jenem Augenblick dahingegangen. Doch jetzt noch denke ich mit Weh und Scham im Herzen daran zurück.

Ich legte mich nieder und schlief drei Stunden. Als ich aufwachte, brach der Tag an. Sofort stand ich auf — ich wollte nicht mehr schlafen — trat ans Fenster, öffnete es und lehnte mich zum Garten hinaus. Die Sonne ging gerade auf. Es war ein warmer, wundervoller Morgen. Lustig zwitscherten die Vögel in den Zweigen.

Seltene Gedanken zogen mir durch den Kopf. Warum, dachte ich, empfinde ich etwas Gemeines, Widerwärtiges in meinem Herzen? Vielleicht, weil ich die Absicht habe, Blut zu vergießen? Das ist es nicht. Oder habe ich Furcht vor dem Tode? Fürchte ich erschossen zu werden? Das ist es erst recht nicht. Plötzlich wußte ich, um was es sich handelte. Ich hatte gestern abend Afanassi geschlagen. Plötzlich geht alles vor meinen Augen vorüber, als ob sich das Geschehnis wiederholte. Er steht vor mir, und ich schlage ihm mit aller Kraft ins Gesicht; er aber hält seine Hände an die Hosennaht, den Kopf gerade, die Augen wie in der Front geradeaus gerichtet. Bei jedem Schläge fährt er zusammen und hat doch nicht den Mut, seine Hände zum Schutze zu erheben — und ich lasse mich hinreißen und schlage einen anderen Menschen.

Wie mit spitzen Nadeln stach es in mein Herz. Mir schwindelte. Draußen leuchtete die Sonne so hell, blitzten die Tauperlen auf den Blättern, lobten die Vögel ihren Gott. Mit beiden Händen bedeckte ich mein Gesicht, warf mich aufs Bett und schluchzte laut auf. Da fielen mir die Worte meines

Bruders Markell ein, die er kurz vor seinem Tode zu den Dienstboten gesprochen hatte: „Warum dient ihr mir, und warum liebt ihr mich; bin ich dessen wert, daß ihr mich liebt?“

„Bin ich dessen wert?“ fuhr es mir durch den Sinn. Ja wirklich, wodurch bin ich wert, daß mir ein anderer Mensch, ein Mensch, wie ich einer bin, Gottes Ebenbild, mir dient? Zum erstenmal in meinem Leben erforderte diese Frage von mir eine Antwort.

Mutter, es ist wirklich jeder gegen alle verschuldet; nur wissen es die Menschen nicht. Wenn sie es aber wüßten, würde sofort das Paradies auf Erden sein.

„Wie sollte das nicht wahr sein,“ denke ich unter Tränen, „ich bin in der That von allen Menschen auf der Welt der schlechteste.“

Vor mir taucht die ganze Wahrheit auf in ihrem klaren Licht. Was wollte ich tun? Ich hatte die Absicht, einen klugen, edlen Menschen zu töten, der mir gegenüber gar keine Schuld hatte, und seine Frau mit einem Schläge für immer ihres Glückes berauben, ihr wehtun und sie vernichten. So lag ich auf dem Bett, presste das Gesicht in die Kissen und gewahrte nicht, wie die Zeit verging.

Da trat mein Kamerad, der Leutnant, der mein Sekundant sein sollte, bei mir ein, mit dem Pistolenkasten unter dem Arm.

„Gut,“ sagte er, „daß du dich schon angekleidet hast; es ist Zeit zum Aufbruch.“

Ich fuhr auf und konnte mich gar nicht fassen. Wir traten hinaus, um in den Wagen einzusteigen.

„Gedulde dich einen Augenblick,“ sagte ich zu ihm, „ich will nur noch hineinlaufen, um mein Portemonnaie zu holen, das ich vergessen habe.“

Damit eilte ich in die Wohnung zurück, geradewegs in Afanassis Kammer.

„Afanassi,“ sagte ich, „gestern habe ich dich zweimal über das Gesicht geschlagen. Vergib mir!“

Er fuhr zusammen, als hätte ich ihn erschreckt, und sah mich in äußerstem Erstaunen an. Ich sah, daß ich noch nicht genug getan hatte, warf mich, wie ich war, in Uniform und mit den

Achselstücken ihm zu Füßen und berührte mit der Stirn den Fußboden.

„Vergib mir!“ wiederholte ich.

„Euer Wohlgeboren, Herr, was tun Sie! Bin ich dessen wert?“ Er brach in Tränen aus, schlug, gerade wie ich es getan hatte, beide Hände vor das Gesicht, drehte sich um zum Fenster, und sein ganzer Körper wurde vom Weinen erschüttert.

Ich lief hinaus zu meinem Kameraden, stieg in den Wagen und rief dem Kutscher zu: „Fort!“

„Ich habe einen Sieger gesehen,“ wandte ich mich an meinen Kameraden, „hier steht er vor dir.“

Eine solche Freude erfüllte mich. Während der ganzen Fahrt lachte ich und sprach und weiß nicht mehr, was ich sprach.

Er sah mich an. „Bruder, du bist ein ganzer Kerl, wirst der Uniform Ehre machen.“

So kamen wir an Ort und Stelle an. Die anderen waren schon da und erwarteten uns. Man stellte uns zwölf Schritt voneinander. Ich stand vor ihm. Mir war leicht zu Mute. Unbeweglich sah ich ihm ins Auge; ich wußte, was ich zu tun hatte. Ihm kam der erste Schuß zu. Seine Kugel schrammte leise meine Backe und streifte mein Ohr.

„Gott sei Dank!“ rief ich, „Sie haben keinen Menschen getötet,“ erhob meine Pistole, kehrte mich um und warf sie in großem Bogen in den Wald. „Dahin,“ rief ich, „gehörst du.“

Dann wandte ich mich an meinen Gegner.

„Geehrter Herr!“ sagte ich, „verzeihen Sie mir dummem jungen Menschen, daß ich Sie absichtlich beleidigt und Sie gezwungen habe, auf mich zu schießen. Ich bin zehnmal schlechter als Sie und vielleicht sogar noch mehr. Berichten Sie das, bitte, der Dame, die Sie von allen Menschen auf der Welt am meisten lieben.“

Kaum hatte ich gesprochen, so schrien alle drei.

„Ich bitte Sie,“ sagte mein Gegner sehr ärgerlich, „wenn Sie nicht schießen wollen, wozu haben Sie uns hierher bemüht?“

„Gestern war ich noch dumm, heute bin ich schon klüger,“ antwortete ich ihm lächelnd.

„Was Sie von gestern sagen, glaube ich Ihnen; was Sie

indes von heute sagen, so weiß ich nicht, ob ich Ihre Ansicht beistimmen kann."

"Bravo!" rief ich und klatschte in die Hände. „Auch in diesem Punkte stimme ich Ihnen zu; ich habe es verdient."

"Werden Sie schießen, mein Herr, oder nicht?"

"Ich werde nicht schießen," erwiderte ich; „aber wenn Sie schießen wollen, tun Sie es immerhin. Besser wäre es freilich für Sie, nicht zu schießen."

Die Sekundanten meinten, besonders der eine: „Wie können Sie das Regiment so beschimpfen, daß Sie vor dem Schuß stehend um Verzeihung bitten? Wenn ich das gewußt hätte!"

Da stand ich vor ihnen, lachte aber nicht mehr.

"Meine Herren," sagte ich, „ist es denn wirklich so erstaunlich in unserer Zeit, einen Menschen zu treffen, der seine Dummheit bereut und öffentlich seine Schuld eingesteht?"

"Aber nicht vor dem Schuß!" rief wieder mein Sekundant.

"Allerdings," antwortete ich, „hätte ich meine Entschuldigung noch vor dem ersten Schuß anbringen und meinen Gegner nicht zu einer so schweren Sünde zwingen sollen. Aber es ist in der Welt einmal so sinnlos eingerichtet, daß ich unmöglich anders handeln konnte. Ich muß erst den Schuß auf zwölf Schritt Entfernung hinnehmen, um Ihnen allen meine Meinung darüber zu sagen. Hätte ich es vor dem Schuß gesagt, so hätten Sie sofort geurteilt: Die Pistole hat dem Feigling angst gemacht. Meine Herren," fuhr ich dann fort, „sehen Sie sich um in dieser Gotteswelt. Der Himmel ist klar und die Luft ist rein. Wie zart ist das Gras und sündlos die Natur! Nur wir allein sind gottlos und dumm und verstehen nicht, daß dieses Leben ein Paradies ist. Wollten wir es verstehen, so würde die Erde in ihrer ganzen Schönheit zum Paradiese, und wir würden einander umarmen und vor Freude weinen."

Ich wollte weitersprechen; aber der Atem ging mir aus, so selig war mir zumute, das Herz voll Glück, wie ich es in meinem ganzen Leben bisher nicht empfunden hatte.

"Das alles ist sehr vernünftig und ehrenwert," bemerkte mein Gegner, „Sie sind jedenfalls ein eigenartiger Mensch."

„Lachen Sie nur; später werden Sie mir noch dankbar sein,“ rief ich ihm lachend zu.

„Ich bin bereit, Ihnen schon jetzt zu danken; erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Hand reiche. Sie scheinen wirklich ein aufrichtiger Mensch zu sein.“

„Jetzt brauchen Sie es nicht,“ versetzte ich; „wenn ich später besser bin und mir Ihre Achtung erworben habe, reichen Sie mir Ihre Hand.“

Wir kehrten nach Hause zurück. Mein Sekundant schalt auf der ganzen Fahrt tüchtig auf mich ein; doch ich küßte ihn.

Alle meine Kameraden erfuhren es noch am gleichen Tage und trafen zusammen, um Gericht über mich zu halten: „Er hat das Regiment beschimpft und muß seinen Abschied einreichen!“

Einige verteidigten mich und meinten: „Er hat doch den Schuß abgewartet.“

„Aber vor den anderen Schüssen hat er sich gefürchtet und um Verzeihung gebeten.“

„Wenn er sich vor den anderen Schüssen gefürchtet hätte,“ wurde ihnen erwidert, „hätte er wenigstens seine Pistole abgeschossen und dann um Verzeihung gebeten. Er warf sie aber geladen in den Wald. Dem liegt etwas anderes zu Grunde.“

Ich hörte ihnen zu, mir war so froh zumut, wenn ich mich im Kreise umschaute.

„Liebe Freunde und Kameraden, sorgen Sie sich nicht um meinen Abschied. Ich habe ihn schon heute morgen eingereicht. Sobald ich ihn habe, gehe ich sofort ins Kloster. Darum habe ich es getan.“

Kaum hatte ich es gesagt, so lachten sie allesamt laut auf.

„Wenn du uns das gleich mitgeteilt hättest, wäre uns alles klar geworden. Einen Mönch kann man doch nicht verurteilen.“

Ihr Lachen klang nicht spöttisch, sondern ungezwungen und freundlich. Alle hatten mich gerne, sogar die mich am heftigsten angefeindet hatten; und den ganzen Monat, solange ich meinen Abschied noch nicht erhalten hatte, trugen sie mich fast auf den Händen. Jeder hatte für mich ein freundliches Wort. Sie redeten mir zu und bedauerten mich sogar: „Was willst du aus dir machen?“

„Nein,“ wurde diesen entgegengehalten, „er ist tapfer, hat den Schuß nicht gefürchtet und hätte auch selbst geschossen. Doch hatte ihm die Nacht vorher geträumt, daß er Mönch werden solle, und so ist denn alles gekommen.“

Das Gleiche erfuhr ich in der Gesellschaft. Früher hatte man mich nicht so sonderlich beachtet, wenn man mich auch überall freundlich aufgenommen hatte. Jetzt kannten mich alle und luden mich täglich ein. Dabei lachten sie über mich, aber sie hatten mich gerne.

Bemerkten muß ich, daß ganz allgemein in der Gesellschaft und öffentlich über das Duell gesprochen wurde. Die Behörde übersah indes gekliffentlich die Sache. Mein Gegner war ein naher Verwandter unseres Generals; das Ganze war überdies friedlich und ohne jedes Blutvergießen abgelaufen, gerade wie ein Scherz; ich hatte ja auch meinen Abschied eingereicht. So wurde denn die Sache wirklich nur als Scherz angesehen.

Ich sprach deshalb offen darüber ungeachtet des Gelächters, das sich jedesmal erhob; denn ich wußte, dieses Lachen war nicht böse gemeint. An den Abenden war das Gespräch über den Zweikampf besonders beliebt; in der Damengesellschaft hörte man mir gerne zu, und die Frauen redeten auch ihren Männern zu, daß sie mir zuhörten.

„Wie ist es möglich, daß ich gegen alle schuldig bin?“ fragte mich lachend jeder; „wie soll ich beispielsweise gegen Sie eine Schuld haben?“

„Das können Sie nicht wissen,“ antwortete ich ihnen, „denn die ganze Welt hat schon seit langem einen anderen Weg eingeschlagen. Die Lüge ist als Wahrheit anerkannt, und daher verlangt jeder vom anderen eine solche Lüge. Einmal in meinem Leben habe ich aufrichtig gehandelt. Da erscheine ich Ihnen als Geisteschwacher. Sie kommen mir alle liebenswürdig entgegen, aber lachen über mich.“

„Warum sollte man Ihnen nicht liebenswürdig entgegenkommen?“ sagte die Hausfrau mit einem Lächeln.

Eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich bei ihr eingefunden. Da löste sich aus dem Kreise der Gäste eine Frau und trat auf mich zu. Es war eben die junge Dame, um deretwillen es zum Zweikampf gekommen war, und die ich mir noch vor

kurzem als die mir bestimmte Braut gedacht hatte. Ich hatte gar nicht bemerkt, daß sie sich im Zimmer befand. Sie kam auf mich zu und reichte mir die Hand.

„Ich möchte Ihnen sagen, daß ich nicht über Sie lache. Vielmehr danke ich Ihnen unter Tränen und spreche Ihnen meine Hochachtung aus, die ich für Sie wegen Ihrer Handlungsweise empfinde.“

Auch ihr Mann kam zu mir und reichte mir die Hand, und ihnen nach umringte mich die ganze Gesellschaft und drückte mir ihr Mitgefühl aus. Es fehlte nicht viel, so hätten sie mich umarmt. Mir war recht froh zumute.

Besonders ein älterer Herr fiel mir auf, der auch zu mir herangetreten war. Ich kannte ihn dem Namen nach, hatte, aber mit ihm noch nie ein Wort gewechselt.

d) Der geheimnisvolle Gast

Schon seit langer Zeit nahm er in unserer Stadt eine angesehenere Stellung ein. Er war allgemein geachtet, reich und als wohlthätig bekannt. Dem Krankenhause und dem Waisenhause hatte er eine bedeutende Summe überwiesen und tat im geheimen viel Gutes, was erst später nach seinem Tode bekannt wurde. Er war etwa fünfzig Jahre, hatte eine ernste, ja strenge Miene und war wortkarg. Mit seiner jungen Frau, von der er noch drei kleine Kinder hatte, war er seit zehn Jahren verheiratet.

Am nächsten Abend war ich zu Hause, als sich meine Thür aufthat und dieser Herr bei mir eintrat. Ich lebte nicht mehr in meiner früheren Wohnung. Als ich um meinen Abschied eingekommen war, mietete ich eine Wohnung mit Aufwartung bei einer alten Dame, einer Beamtenwitwe. Den Umzug hatte ich nur deswegen bewerkstelligt, weil ich Afanassi noch an demselben Tage sogleich nach dem Zweikampf in die Kaserne zurückschickte. Nach dem Vorgefallenen schämte ich mich, ihn in die Augen zu sehen. So verbildet ist ein weltlich erzogener Mensch, daß er sich sogar einer gerechten Tat schämen kann.

„Ich habe Ihnen bereits mehrfach in verschiedenen Häusern

mit großer Teilnahme zugehört,“ sprach der Herr, „so daß ich den wohl berechtigten Wunsch hatte, Sie selbst näher kennen zu lernen, um mich mit Ihnen eingehender zu unterhalten. Würden Sie mir diesen großen Gefallen erweisen?“

„Mit dem größten Vergnügen. Rechne ich mir doch Ihren Besuch zur ganz besonderen Ehre an,“ antwortete ich, war aber sehr erschrocken. Einen solchen Eindruck hatte sein Kommen auf mich gemacht. Wie gern man mir auch zugehört und allgemeine Teilnahme gezeigt hatte, so war doch niemand mit solchem Ernst und aus innerer Überzeugung an mich herangetreten.

„Ich nehme eine große Charakterstärke an Ihnen wahr,“ sagte er, nachdem er sich gesetzt hatte; „Sie haben keine Bedenken getragen, der Wahrheit zu dienen, und das in einer Sache, in der Sie Gefahr liefen, die Verachtung aller sich zuziehen.“

„Sie spenden mir augenscheinlich ein zu großes Lob,“ erwiderte ich.

„Durchaus nicht,“ wehrte er ab. „Eine solche Tat zu begehen, ist viel schwerer, als Sie denken. Sie haben mich dadurch in Erstaunen gesetzt, und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Erklären Sie mir, bitte, wenn meine Neugier Sie nicht verlegt, was Sie in dem Augenblick empfanden, als Sie sich entschlossen, während des Zweikampfs um Entschuldigung zu bitten, soweit Sie sich dessen zu erinnern vermögen. Halten Sie meine Frage nicht für leichtfertig; ich verfolge damit einen besonderen Zweck, den ich Ihnen später mitteilen werde, falls wir uns nach Gottes Willen näher treten sollten.“

Während er sprach, sah ich ihm gerade in die Augen. Ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm erfaßte mich, und auch in mir stieg eine ganz ungewöhnliche Neugier auf; denn ich fühlte, daß er in seiner Seele ein besonderes Geheimnis barg.

„Sie fragen mich, was ich in jenem Augenblick empfand, als ich meinen Gegner um Verzeihung bat. Es ist schon besser, wenn ich Ihnen alles von Anfang erzähle, was ich einem anderen nicht erzählen würde.“

So erzählte ich ihm, was sich zwischen mir und Afanassi zugetragen und wie ich mich ihm zu Füßen geworfen hatte.

„Sie werden sich sagen,“ schloß ich meine Erzählung, „daß mir schon während des Zweikampfes leichter zumute war, da ich meinen Weg bereits mir vorgezeichnet hatte. Deshalb war auch alles Weitere nicht mehr schwer, sondern leicht und freudenvoll!“

Er hatte mir mit freundlichem Blick zugehört.

„Das interessiert mich ungemein,“ sagte er, „ich werde öfter zu Ihnen kommen.“

Seit der Zeit stellte er sich jeden Abend bei mir ein. Wir wären gewiß Freunde geworden, wenn er mir nur etwas über seine Person mitgeteilt hätte. Von sich erzählte er indes nichts, sondern fragte nur immer mich aus. Trotzdem hatte ich ihn sehr liebgewonnen. Alles, was ich in meinem Herzen empfand, schilderte ich ihm und dachte bei mir: „Was gehen mich seine Geheimnisse an; ich sehe ja, daß er ein rechtschaffener Mensch ist. Dazu ist er ein ernster Mensch, viel älter als ich, und kommt dennoch zu mir, ohne sich an meiner Jugend zu stoßen.“ Viel Gutes lernte ich aus der Unterhaltung mit ihm; denn er war belesen und verständig.

„Daß das Leben ein Paradies ist,“ sagte er einmal zu mir, „darüber habe ich schon lange nachgedacht,“ und setzte hinzu: „Eigentlich denke ich immer daran.“ Dann sah er mich lächelnd an. „Ich bin mehr davon überzeugt als Sie. Den Grund werden Sie später erfahren.“

Da dachte ich bei mir: Sicher will er dir etwas anvertrauen.

„Das Paradies ist in jedem von uns verborgen. Auch in mir verbirgt es sich. Wenn ich will, wird es morgen in mir zur Wirklichkeit werden und mein ganzes Leben lang andauern.“

Ich beobachtete ihn. Gerührt und geheimnisvoll sah er mich an, als erwarte er eine Antwort von mir.

„Wenn Sie sagen,“ fuhr er fort, „daß jeder gegen alle und in allen Dingen schuldig ist, abgesehen von seinen eigenen Sünden, so haben Sie ganz richtig geurteilt; und ich wundere mich, wie Sie diesen Gedanken in seinem ganzen Umfange erfaßt haben. Es ist tatsächlich so: wenn die Menschen diesen Gedanken voll und ganz in sich aufgenommen haben, beginnt das Himmelreich nicht nur in der Vorstellung, sondern in Wirklichkeit.“

„Wann wird es geschehen,“ bemerkte ich bekümmert, „und kann es überhaupt jemals geschehen? Wird es nicht immer nur ein Traum bleiben?“

„Sie prophezeien es nur, aber glauben selbst nicht daran. Dieser Traum, wie Sie es nennen, geht in Erfüllung. Freilich so bald wird es nicht geschehen; denn jeder Vorgang vollzieht sich nach dem ihm innewohnenden Gesetz. Um die Welt umzugestalten, daß etwas Neues wird, muß auch der Mensch sich umgestalten und einen anderen Weg gehen. Eine Brüderschaft wird es nicht eher geben, als bis wirklich der eine des anderen Bruder geworden ist. Keine Wissenschaft, keine äußeren Heilmittel werden den Menschen lehren, ihre Rechte und ihre Güter zu verteilen, ohne sich gegenseitig zu kränken. Immer wird alles für einen jeden von ihnen noch zu wenig sein; immer werden sie murren, einander beneiden und einander zu vertilgen suchen. Das andere wird eintreten. Aber zuvor muß die Zeit der menschlichen Absonderung überwunden werden.“

„Welcher Absonderung?“ fragte ich ihn.

„Wie sie jetzt überall herrscht, besonders in unserem Jahrhundert. Noch ist nicht alles reif, noch ist die Zeit nicht gekommen. Jeder strebt, seine Person abzusondern; ein jeder möchte in sich selbst die Fülle des Lebens erfahren. Aber aus all seinen Anstrengungen folgt nicht die Fülle des Lebens, sondern vollständiger Selbstmord; statt Selbstbestimmung vollständige Absonderung. Alle sondern sich in unserem Jahrhundert zu Einzelwesen ab; jeder bleibt einsam in seiner Höhle; jeder entfernt sich vom andern, verbirgt sich und das, was er hat; und das Ende ist, daß er die Menschen abstößt und die Menschen ihn abstossen. Er scharrt sich ein Kapital zusammen und denkt: *Wie stark bin ich jetzt! jetzt bin ich gesichert.* Der Unsinnsige sieht nicht ein, daß er, je mehr er einsammelt, umso mehr einer selbstmörderischen Ohnmacht anheimfällt. Denn er hat sich daran gewöhnt, sich nur auf sich selbst zu verlassen, und sich als Vereinsamter vom Ganzen losgetrennt. Er hat sein Herz nicht gelehrt, an die Hilfe der Menschen zu glauben nach der Menschheit, und zittert nur davor, daß er sein Geld und die dadurch erworbenen Rechte verlieren könne. Der

Mensch will heutzutage nicht einsehen, daß die wahre Sicherheit des einzelnen nicht in seiner persönlichen, vereinzeltten Kraft besteht, sondern in seinem Zusammenhang mit der Gesamtheit der Menschen. Aber die Stunde kommt, in welcher diese Absonderung aufhört, und man wird einsehen, wie unnatürlich es war, sich voneinander abzusondern. Der Geist der Zeiten ist dann ein anderer; an ihm wird man erkennen, wie lange man in der Finsternis gelebt hat, ohne das Licht zu erblicken. Dann erscheint auch das Zeichen des Menschensohnes am Himmel. Bis zu jener Zeit aber muß es behütet werden. Doch muß von Zeit zu Zeit wenigstens ein Mensch durch sein Beispiel die Menschenseele aus ihrer Vereinsamung befreien und ihr den Weg zur allgemeinen Nächstenliebe zeigen, wenn er sich auch der Gefahr aussetzt, als Geisteschwacher verschrien zu werden. Aber der Gedanke darf nicht sterben!"

Unter solchen Gesprächen verbrachten wir unsere Abende. Ich bekümmerte mich auch nicht mehr um die Gesellschaft und war nur ein seltener Gast in ihr, zumal auch sie aufhörte, sich mit mir zu beschäftigen. Damit will ich sie nicht verurteilen; man kam mir immer noch freundlich und liebenswürdig entgegen. Nur darf man nie vergessen, wie sehr der Geschmack der Gesellschaft wechselt.

Dafür hing ich von ganzem Herzen an meinem Gaste. Denn abgesehen von dem Genuß, den mir seine Unterhaltung gewährte, fühlte ich, daß er sich mit irgendeinem Gedanken trug und sich vielleicht zu einer bedeutungsvollen That anschickte. Augenscheinlich sagte es ihm zu, daß ich äußerlich für sein Geheimnis nicht die geringste Neugier an den Tag legte und mit keinem Worte daran rührte. Aber mir kam es vor, als dränge ihn selbst mehr und mehr der Wunsch, mir etwas anzuvertrauen. So war schon ein ganzer Monat seit seinem ersten Besuche vergangen.

„Wissen Sie auch,“ fragte er mich einmal, „daß man viel über uns beide spricht und sich wundert, daß ich Sie so oft besuche? Aber mögen sie es tun, bald wird alles offenbar.“

Manchmal überfiel ihn eine eigenartige Aufregung; er stand dann jedesmal auf und ging fort. Manchmal wieder sah er mich lange forschend an, und ich dachte schon: Jetzt wird er

gleich etwas fragen.' Doch ging er auf etwas ganz Gleichgültiges und Alltägliches über. Oft klagte er über Kopfschmerzen. Und auf einmal kam es ganz unerwartet. Als er wieder lebhaft über einen Gegenstand gesprochen hatte, erbleichte er plötzlich, sein Gesicht verzerrte sich und er starrte mich an.

„Was haben Sie?“ rief ich. „Ist Ihnen schlecht?“

Kurz vorher hatte er wieder über Kopfschmerzen geklagt.

„Wissen Sie: ich habe einen Menschen ermordet.“

Mit einem Lächeln sprach er die Worte; er selbst war weiß wie Kreide. Warum lächelt er? fuhr es mir durch den Sinn, ohne daß mir das Gehörte noch vollständig klar geworden war. Ich fühlte, wie auch ich blaß wurde.

„Was sagen Sie?“ versetzte ich.

„Wie schwer wurde es mir, den Anfang zu finden!“ antwortete er mir mit einem schwachen Lächeln. „Jetzt bin ich hinüber und habe damit den Weg betreten. Jetzt möge es kommen!“

Lange wollte ich ihm nicht glauben, und mit einemmal konnte ich ihm nicht alles glauben. Erst als er drei Tage hintereinander bei mir gewesen war und mir alle Einzelheiten mitgeteilt hatte, glaubte ich es, wenn auch mit äußerstem Verwundern und aufrichtigem Schmerz.

Vor vierzehn Jahren hatte er ein furchtbares Verbrechen begangen an einer jungen, schönen Frau, der Witwe eines Gutsbesizers, die in der Stadt ein eigenes Haus besaß, wo sie gelegentlich abstieg. Ihn erfasste eine unbezwingliche Liebe zu ihr; er gestand sie ihr und suchte sie zu überreden, daß sie ihn heiratete. Aber ihr Herz gehörte bereits einem andern, einem hohen, angesehenen Offizier, der damals im Felde stand und dessen baldige Rückkehr sie erwartete. Sie lehnte daher seinen Antrag ab und bat ihn, er möge seine Besuche bei ihr einstellen. Da setzte er, der sich in dem Hause genau auskannte, mit größter Kaltblütigkeit alles aufs Spiel und stieg in der Nacht vom Garten aus über das Dach bei ihr ein. Durch das Dachfenster gelangte er auf den Boden des Hauses und über eine kleine Bodentreppe in ihr Wohnzimmer. Er hatte zufällig einmal wahrgenommen, daß durch die Nach-

lässigkeit der Diensthoten die Tür zu dieser Treppe unverschlossen geblieben war. Mit diesem Zufall rechnete er — und es war so. Er schlich sich durch die Zimmer in ihren Schlafraum, wo das Lämpchen vor dem Heiligenbilde brannte. Gerade als habe es sich so fügen müssen, waren beide Stubenmädchen heimlich zu einer Geburtstagsfeier in der Nachbarschaft ohne Erlaubnis gegangen. Die übrige Dienerschaft schlief in der Gesindestube und in der Küche, die sich beide im unteren Stockwerke befanden. Beim Anblick der Schlafenden packte ihn eine rasende Leidenschaft und zugleich flammte in seinem Herzen eine rachsüchtige Wut auf. Wie von Sinnen stürzte er auf sie zu und bohrte ihr das Messer mitten ins Herz, daß sie nicht einmal aufschreien konnte. Darauf wußte er es mit teuflischer Berechnung so einzurichten, daß der Verdacht sich auf die Dienerschaft lenken mußte. Er gewann es über sich, ihren Geldbeutel zu entwenden, ihre Kommode mit den Schlüsseln aufzuschließen, die er unter ihrem Kopfkissen fand, und nur die Sachen herauszunehmen, die ein dummer Diener genommen hätte. Er ließ nämlich die Wertpapiere liegen und eignete sich nur das bare Geld an, dazu einige schwer goldene Gegenstände; die weit wertvolleren kleinen Schmuckgegenstände ließ er liegen. Darauf nahm er noch etwas zum Andenken; doch von diesem später. Nach der Tat verließ er das Haus auf demselben Wege. Weder am folgenden Tage, als die Kunde von dem Morde sich in der Stadt verbreitete, noch später fiel es jemandem ein, in ihm den Mörder zu suchen. Von seiner Liebe zu ihr wußte niemand; er war stets verschlossen und wortkarg gewesen, und einen Freund, dem er das Geschehene hätte mitteilen können, besaß er nicht. Man sah in ihm einen Bekannten, aber nicht einmal einen nahen Vertrauten der Ermordeten; hatte er sie doch in den letzten Wochen gar nicht besucht. Der Verdacht fiel sofort auf ihren leib eigenen Diener Piotr; alles schien diesen Verdacht zu bestätigen. Der Diener hatte gewußt — denn die Verstorbene hatte es ihm nicht verheimlicht — daß unter der Anzahl Rekruten, die sie von ihren Leibeigenen zu stellen hatte, sie auch ihn zum Militär zu schicken beabsichtige. Zudem war er unverheiratet und hatte nicht den besten Leumund. Man hatte ge-

hört, wie er angetrunken in seiner Wut eines Tages in einer Kneipe die Drohung ausgestoßen hatte: er werde sie erschlagen. Zwei Tage vor ihrem Tode war er aus dem Dienst gelaufen und hatte sich in der Stadt herumgetrieben. Am Tage nach dem Morde fand man ihn betrunken auf der Landstraße vor der Stadt; in der Tasche hatte er ein Messer, und seine rechte Hand wies Blutflecken auf. Seine Behauptung, er habe Nasenbluten gehabt, glaubte ihm niemand. Die Mägde gestanden, daß sie auf dem Feste gewesen seien; die Treppentür sei bis zu ihrer Rückkehr unverschlossen geblieben. Eine Reihe weitere Zeichen sprachen gegen den Diener, so daß man den Unschuldigen hinter Schloß und Riegel brachte. Aber schon nach einer Woche erkrankte er am Nervenfieber und starb, ohne die Besinnung wiederzuerlangen, im Krankenhaus. Damit endete die Sache. Man ergab sich in Gottes Willen. Gericht wie Obrigkeit waren fest überzeugt, daß kein anderer als der verstorbene Diener den Mord begangen habe. Dieser war aber Gottes Gericht anheimgefallen.

Der geheimnisvolle Gast, der inzwischen mein Freund geworden war, erklärte mir: er habe anfangs gar keine Gewissensbisse empfunden. Wohl tat ihm leid, daß er die geliebte Frau ermordet hatte, daß sie nicht mehr lebte, daß er mit ihrer Tötung auch seine Liebe ermordet hatte, während die Leidenschaft in ihm noch fortglomm. An das unschuldig vergossene Blut, an den Mord habe er nicht gedacht. Der Gedanke, daß sein Opfer die Gattin eines andern hätte werden können, schien ihm ganz unmöglich; daher war er vor seinem Gewissen vollkommen überzeugt, daß er gar nicht anders habe handeln können. In der ersten Zeit beunruhigte ihn wohl die Gefangennahme des Dieners; aber seine Krankheit und sein Tod beseitigten dieses unangenehme Empfinden. Er war der Meinung: der Tod sei nicht die Folge des Schreckens oder der Angst, sondern einer Erkältung gewesen, die er sich in der Nacht zugezogen, als er betrunken auf der feuchten Erde gelegen habe. Der Gedanke an die entwendeten Sachen und das Geld bedrückte ihn auch nicht weiter; er hatte alles nur genommen, um den Verdacht von sich abzulenken. Die Summe war gering; bald darauf gab er die Summe und noch weit

mehr zur Errichtung einer Wohltätigkeitsanstalt in unserer Stadt. Das alles tat er, um sein Gewissen über den Diebstahl zu beruhigen, und tatsächlich gelang es ihm auch für lange Zeit. Wenigstens beteuerte er es mir. Er selbst überließ sich damals einer großen geschäftlichen Tätigkeit, übernahm schwierige, mühevolle Aufträge, die ihn volle zwei Jahre in Anspruch nahmen. Da er über einen festen Willen verfügte, vergaß er schließlich das Vorgefallene ganz. Wenn es ihm dennoch in den Sinn kam, bemühte er sich einfach, nicht weiter daran zu denken. Er tat viel für die Armen und für unsere Stadt. Auch in Moskau und Petersburg machte er sich einen Namen durch seine große Wohltätigkeit und wurde daher zum Vorstand manches Wohltätigkeitsvereins ernannt. Trotzdem erlag er am Ende der Qual, die beinahe seine Kräfte überstieg.

Da gefiel ihm ein hübsches Mädchen. Er heiratete sie in der Hoffnung: das Eheleben werde ihm Erleichterung bringen, und auf diesem neuen Wege würden in unermüdlicher Pflichterfüllung gegen seine Frau und seine Kinder die alten Erinnerungen verblasen. Aber gerade das Gegenteil trat ein. Schon im ersten Monat seiner Ehe quälte ihn unaufhörlich der Gedanke: ‚Meine Frau liebt mich — wenn sie es wüßte!‘ Als sie zum erstenmal sich Mutter fühlte und es ihm mitteilte, wurde alles in ihm aufgewühlt. ‚Einem Kinde habe ich das Leben gegeben, und einem anderen Menschen habe ich es genommen!‘ Die Kinder kamen. ‚Wie darf ich sie lieben, erziehen und belehren! wie kann ich mit ihnen von Tugend sprechen, der ich Blut vergossen habe!‘ Die Kinder wuchsen prächtig heran. Er wollte sie lieblosen; aber — ‚ich konnte nicht in ihre klaren, unschuldigen Augen sehen; ich war es nicht wert.‘

So quälte ihn grausam und bitter das Blut des unschuldig erschlagenen Opfers, das vernichtete junge Leben. Ihr Blut schrie nach Rache. Schreckliche Träume suchten ihn heim. Aber mutig ertrug sein Herz alle Qual. ‚Vielleicht fühne ich meine Schuld durch meine geheimen Qualen.‘ Doch auch diese Hoffnung war trügerisch. Je länger das Leiden währte, desto qualvoller wurde es. In der Gesellschaft wurde er wegen seines wohlthätigen Wirkens hochgeehrt, wemgleich ihn alle um seines

ernsten, düsteren Wesens willen scheuten. Je mehr Achtung er sich erwarb, desto unerträglicher wurde es ihm. Er gestand mir, daß er sich habe töten wollen.

Da tauchte in ihm ein Gedanke auf, den er anfangs für unmöglich und wahnsinnig hielt, der sich aber zuletzt so in seinem Herzen festsetzte, daß er sich von ihm nicht mehr losreißen konnte. Er dachte nämlich daran, aufzutreten und vor allen Leuten offen zu bekennen, daß er einen Menschen ermordet habe. Drei Jahre lang trug er sich mit diesem Gedanken; in den verschiedensten Formen tauchte er in ihm auf. Schließlich wurde es ihm zur unumstößlichen Gewißheit, daß sein Herz erst dann Ruhe finden werde, wenn er sein Verbrechen eingestanden habe. Trotz dieser Überzeugung konnte er den Schrecken nicht überwinden bei der Frage, wie er das Geständnis ablegen solle. Da ereignete sich meine Duellgeschichte.

„Dank Ihrem Beispiel“, sagte er, „habe ich mich jetzt entschlossen.“

Ich blickte ihn an.

„Ist es möglich?“ rief ich beinahe erschrocken und schlug die Hände zusammen. „Dieser unbedeutende Vorfall hätte Sie zu solch einem Entschlusse gebracht?“

„Den Entschluß trage ich schon seit drei Jahren mit mir herum,“ erwiderte er. „Ihre Tat hat den letzten Anstoß gegeben. Angesichts Ihres Handelns habe ich mir schon bittere Vorwürfe gemacht. Ich habe Sie beneidet,“ sagte er, und seine Stimme klang hart.

„Man wird Ihnen nicht glauben,“ versetzte ich; „vierzehn Jahre sind seitdem vergangen.“

„Ich habe untrügliche Beweise, die ich vorbringen werde.“ Unter Tränen küßte ich ihn.

„Nur über eines entscheiden Sie!“ rief er, als ob alles von mir abhängt. „Meine Frau und meine Kinder! Meine Frau stirbt vielleicht vor Kummer, und meine Kinder bleiben, wenn sie auch den Adel und das Vermögen nicht verlieren, für immer die Kinder eines gestempelten Sträflings. Welch ein Gedanke hinterlasse ich in ihren Herzen!“

Ich schwieg.

„Und mich auf immer von ihnen trennen! Auf immer!“

Ich wußte ihm keine Antwort zu geben und sprach leise ein Gebet vor mich hin.

„Was meinen Sie?“ Er sah mich fragend an.

„Gehen Sie,“ antwortete ich, „und sagen Sie es den Leuten. Alles vergeht, nur die Wahrheit bleibt bestehen. Ihre Kinder werden heranwachsen und verstehen lernen, wie hochherzig Sie mit Ihrem Entschlusse gehandelt haben.“

Scheinbar fest entschlossen verließ er mich. Aber länger als zwei Wochen kam er wieder allabendlich zu mir, und immer noch konnte er sich nicht entschließen. Dieses Zaudern ermüdete mein Herz. Eines Abends kam er und sagte:

„Ich weiß, daß nach meinem Geständnis das Paradies für mich beginnen wird. Vierzehn Jahre lang habe ich in der Hölle gelebt. Dem will ich ein Ende machen. Jetzt will ich freiwillig das Leiden auf mich nehmen und anfangen zu leben. Mit der Unwahrheit kommt man wohl bis ans Ende der Welt; aber eine Rückkehr gibt es nicht. Jetzt wage ich weder meinen Nächsten noch meine Kinder zu lieben. Vielleicht werden die Kinder einmal verstehen, wie schwer dieses Leid auf mir gelegen hat, und mich nicht verurteilen! Gott ist nicht in der Macht, sondern in der Wahrheit!“

„Alle werden Ihr Tun verstehen,“ sagte ich zu ihm, „wenn nicht sofort, so doch später. Denn Sie haben der Wahrheit gedient, der höheren Wahrheit, nicht der irdischen.“

Und wieder ging er fort, als ob er sich beruhigt habe. Aber am nächsten Tage kam er blaß und erregt wieder und sagte spöttisch:

„Jedesmal, wenn ich zu Ihnen komme, sehen Sie mich fragend an: ‚Also wieder nicht?‘ Warten Sie, verachten Sie mich nicht zu sehr. Es ist nicht so leicht, wie es Ihnen scheint. Vielleicht werde ich es garnicht tun. Sie wollen mich doch nicht anzeigen?“

Ich sollte ihn fragend ansehen? Nein, ich wagte überhaupt nicht, ihn anzusehen. Bis zur Erschöpfung quälte mich sein Hinhalten; schlaflos verbrachte ich die Nächte.

„Soeben komme ich“, fuhr er fort, „von meiner Frau. Wissen Sie, was einem Menschen die Frau ist? Als ich fortging, riefen mir die Kinder nach: ‚Auf Wiedersehen, Papa,“

komme recht bald wieder; wir wollen dann in unsern Bilderbüchern lesen.' Das kennen Sie nicht. Fremdes Leid macht nicht gescheit."

Seine Augen blitzten, seine Lippen zitterten. Plötzlich schlug er mit der Hand auf den Tisch, daß alle Gegenstände darauf klirrten. Eine solche Heftigkeit sah ich zum erstenmal an ihm.

"Ist es denn nötig?" rief er. „Es ist doch niemand meiner wegen verurteilt worden, niemand meiner wegen zur Zwangsarbeit verschickt. Der Diener starb an einer Krankheit. Für das vergossene Blut bin ich durch meine eigenen Qualen mehr als genug bestraft. Wird man es mir trotz aller Beweise überhaupt glauben? Muß ich es tun? Für das vergossene Blut will ich mich gerne mein ganzes Leben lang quälen, wenn ich nur meine Frau und meine Kinder nicht zu Grunde richte. Ist es denn recht und billig, sie elend zu machen? Irren wir uns nicht? Wo ist da die Wahrheit? Werden die Menschen diese Wahrheit anerkennen und schätzen? "

"An die Achtung der Menschen denkt er in solchem Augenblick," sagte ich mir.

Er tat mir so leid, daß ich bereit gewesen wäre, sein Los zu teilen, wenn ich es ihm dadurch erleichtert hätte. Ich sah seinen furchtbaren Seelenkampf und erschrak, als ich bemerkte, was ein solcher Entschluß kostet.

"Entscheiden Sie über mein Geschick!" sagte er plötzlich zu mir.

"Gehen Sie hin und gestehen Sie!" flüsterte ich ihm zu. Meine Stimme versagte mir fast, doch sprach ich entschieden. Ich nahm vom Tisch das Buch in russischer Übersetzung und zeigte ihm die Worte aus dem Johannisevangelium: 'Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wenn das Weizenkorn in die Erde fällt und nicht stirbt, so bleibt es allein; stirbt es aber, so bringt es viele Früchte.' Diesen Vers hatte ich kurz vor seinem Eintreten gelesen.

Er las ihn. „Das ist wahr," gab er mit bitterem Lächeln zu und versank in ein längeres Schweigen. „Es ist unheimlich, was man in diesem Buche findet. Diese Sprüche andern vorzulesen ist leicht. Das hat doch kein Mensch geschrieben."

„Der Heilige Geist,“ erwiderte ich.

„Sie haben gut reden,“ sagte er in haßerfülltem Tone. Ich nahm das Buch wieder und schlug eine andere Stelle im Hebräerbriefe auf.

Er las: „Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“

Am ganzen Körper zitternd warf er das Buch fort.

„Ein schrecklicher Vers!“ sagte er. „Sie haben ihn gut ausgesucht!“ Er erhob sich vom Stuhl. „Leben Sie wohl! Vielleicht komme ich nicht mehr zu Ihnen. Im Paradiese sehen wir uns wieder. Schon vierzehn Jahre bin ich in die Hände des lebendigen Gottes gefallen. Ich kann es wirklich von mir sagen! Morgen werde ich diese Hände bitten, daß sie mich freigegeben.“

Ich wollte ihn umarmen und küssen. Aber ich brachte es nicht übers Herz, so verzerrt war sein Gesicht. Es wurde mir schwer, ihn anzusehen. Er ging hinaus. „Wohin geht er!“ dachte ich. Betend warf ich mich auf die Knie vor das Muttergottesbild. Nach einer halben Stunde etwa erhob ich mich mit Tränen in den Augen vom Gebet. Es ging auf Mitternacht. Da öffnete sich die Türe und er trat ein. Ich war erstaunt.

„Wo sind Sie gewesen?“ fragte ich ihn.

„Ich glaube, ich habe etwas vergessen,“ sagte er; „mein Taschentuch glaube ich. Und wenn ich auch nichts vergessen habe, erlauben Sie, daß ich mich setze.“

Er setzte sich. Ich stand vor ihm.

„Setzen Sie sich gleichfalls.“

Ich setzte mich. So saßen wir etwa drei Minuten. Starr sah er mich an, dann lächelte er, stand auf, umarmte mich und küßte mich.

„Behalte im Gedächtnis, wie ich wieder zu dir gekommen bin.“

Zum erstenmal duzte er mich und ging dann fort.

„Morgen,“ dachte ich.

So war es auch. An jenem Abend wußte ich nicht, daß er den Tag darauf seinen Geburtstag feierte. In der letzten Zeit war ich gar nicht ausgegangen und hatte es von niemanden

erfahren können. An diesem Tage pflegte sich die ganze Stadt bei ihm einzustellen. Auch diesmal gab es eine große Gesellschaft.

Nach dem großen Festessen trat er mitten ins Zimmer. In den Händen hielt er ein Papier; es war die förmliche Anzeige an die Obrigkeit. Da alle hohen Gerichtspersonen bei ihm versammelt waren, las er den Brief den Anwesenden laut vor — die Beschreibung seines Verbrechens bis in alle Einzelheiten.

„Als einen Auswurf des Menschengeschlechtes scheidet sich selbst von den Menschen,“ schloß er seine Anschuldigung; „ich will dafür leiden.“

Darauf legte er die entwendeten Gegenstände auf den Tisch, die Beweise seines Verbrechens, die er vierzehn Jahre lang bei sich bewahrt hatte: die Goldsachen der Ermordeten, mit denen er den Verdacht von sich abgelenkt hatte, das Medaillon und das Kreuz, das er ihr vom Halse genommen hatte — im Medaillon das Bild ihres Verlobten; weiter ihr Notizbuch und zwei Briefe: der Brief ihres Verlobten an sie mit der Nachricht seiner baldigen Rückkehr und ein Brief von ihr, den sie angefangen, aber nicht beendet hatte und der auf dem Schreibtisch liegen geblieben war, um am nächsten Tage abgeschickt zu werden. Beide Briefe hatte er sich angeeignet — weshalb? Weshalb hatte er sie vierzehn Jahre lang aufbewahrt, anstatt sie zu vernichten?

Was geschah darauf? Alle gerieten in Verwunderung und Schrecken; niemand wollte ihm glauben, obgleich sie ihm alle mit großer Aufmerksamkeit und Neugier zugehört hatten. Nach einigen Tagen wurde denn auch allseits behauptet, der Unglücksmensch habe den Verstand verloren.

Gericht und Obrigkeit mußten — sie mochten wollen oder nicht — die Sache aufnehmen; aber auch sie zögerten. Denn wenngleich die vorgelegten Gegenstände zu denken gaben, kam man doch zu dem Schlusse, daß, sollten sich auch die Schriftstücke als echt erweisen, man ihn schließlich allein auf Grund der Briefe nicht verurteilen könne. Die Sachen habe er als ihr Bekannter und Vertrauensmann von ihr erhalten können. Übrigens hörte ich später, sie seien von vielen Bekannten und Verwandten der Ermordeten erkannt.

Aber auch diesmal sollte es nicht zu einem Abschlusse kommen. Nach fünf Tagen erfuhren wir alle, daß er erkrankt sei. Man sprach allgemein davon, es sei ein Herzleiden. Auch wurde bekannt, seine Frau habe alle möglichen Ärzte berufen, um ihn auf seinen Geisteszustand zu untersuchen. Ihr Urteil lautete auf Geistesstörung.

Ich sagte niemandem etwas von dem, was ich wußte, ob schon man mich über ihn ausfragen wollte. Als ich aber den Wunsch aussprach, ihn besuchen zu dürfen, überhäufte man mich mit Vorwürfen. Besonders seine Frau tat es. „Sie haben so furchtbar auf ihn eingewirkt. Er war auch schon früher immer finster; aber seine ungewöhnliche Erregung, sein sonderbares Benehmen ist in der letzten Zeit jedem aufgefallen. Sie haben ihn durch Ihre Beeinflussung ins Verderben gestürzt; er hat den ganzen Monat nur bei Ihnen gefessen.“

Ähnliche Anschuldigungen wurden von allen in der Stadt gegen mich erhoben. „Das haben Sie getan.“

Ich schwieg. In meinem Herzen aber freute ich mich. Denn ich erkannte Gottes Gnade gegen ihn, der sich aus eigener Kraft aufgerichtet hatte. An eine Geistesstörung glaubte ich natürlich nicht. Schließlich ließ man mich zu ihm. Er hatte darauf bestanden, um von mir Abschied zu nehmen. Ich trat zu ihm ins Zimmer und merkte sofort, daß nicht nur seine Tage, sondern auch seine Stunden gezählt waren. Er war sehr schwach; sein Gesicht sah gelb aus; seine Hände zitterten. Er atmete schwer; doch sein Blick war klar und heiter.

„Es ist vollbracht. Lange habe ich mich gesehnt nach einer Aussprache mit dir. Warum bist du nicht gekommen?“

Ich sagte ihm: man habe mich nicht zu ihm gelassen.

„Gott erbarmt sich meiner und ruft mich zu sich. Ich weiß, daß ich sterbe. Aber Friede und Freude fühle ich nach so vielen Jahren zum erstenmal in meinem Herzen. Sofort erschloß sich meiner Seele das Paradies, sowie ich es ausgeführt hatte. Jetzt wage ich wieder, meine Kinder zu lieben und zu lieblosen. Weder meine Frau noch die Richter glauben mir. Meine Kinder werden mir niemals glauben. Darin sehe ich Gottes Gnade gegen sie. Ich sterbe, und mein Name bleibt für sie unbefleckt. Schon im voraus fühle ich den ewigen Gott, und mein

Herz freut sich wie im Paradiese. Ich habe meine Schuldigkeit getan."

Er konnte nicht weitersprechen. Fest drückte er mir die Hand und sah mich mit glänzenden Augen an. Lange konnten wir nicht beisammen sein. Seine Frau trat immer wieder ins Zimmer, um nach uns zu sehen. Doch konnte er mir noch zuflüstern:

"Erinnerst du dich, wie ich das leztmal um Mitternacht zu dir kam? Ich hat dich, es im Gedächtnis zu behalten. Weißt du, warum ich bei dir eintrat? Ich wollte dich erschlagen."

Ich schrak zusammen.

"Als ich von dir gegangen war, wanderte ich im Dunkeln durch die Straßen und kämpfte mit mir. Plötzlich stieg ein Gefühl des Hasses gegen dich in meinem Herzen auf, daß ich es kaum zu ertragen vermochte. 'Er allein weiß darum', dachte ich, 'und ist mein Richter; jetzt kann ich meiner Strafe nicht mehr entgehen.' Daß du mich verraten würdest, habe ich nicht gefürchtet. Mit keinem Gedanken habe ich daran gedacht. Doch sagte ich mir: 'Wie soll ich ihm morgen in die Augen sehen, wenn ich es nicht tue?' Und wärest du auch am Ende der Welt, es würde nichts ausmachen. Du lebstest, und der Gedanke, daß du lebst und alles weißt und mich verurtheilst, wäre mir unerträglich gewesen. Ich haßte dich, als wärest du an allem schuld. Damals kehrte ich zu dir zurück, weil ich wußte, daß auf deinem Tische ein Dolch lag. Hätte ich dich getötet, so wäre ich an diesem Morde zugrunde gegangen, selbst wenn ich von meinem früheren Verbrechen nichts gesagt hätte. Doch in jener Minute dachte ich nicht daran und wollte nicht daran denken. Ich haßte dich und wollte mich für alles an dir rächen. Aber Gott besiegte den Teufel in meinem Herzen. Wisse, du bist dem Tode nie näher gewesen."

Nach einer Woche starb er. Seinem Sarge folgte die ganze Stadt. Der erste Geistliche hielt eine zu Herzen gehende Rede. Jetzt trat die ganze Stadt gegen mich auf. Es ging sogar soweit, daß man mich nicht mehr empfing. Doch begannen einzelne — anfangs waren es nur einzelne, später wurden es mehr und mehr — seinen Ausfagen Glauben zu

schenken. Sie kamen zu mir, und in ihren Fragen prägten sich starke Neugier und Freude aus; der Mensch freut sich immer über den Fall des Gerechten und seine Schande. Ich aber schwieg und verließ bald nachher die Stadt. Fünf Monate darauf befand mich Gott für würdig, den einzigen festen Weg zu gehen; und ich segnete den Fingerzeig, der mich auf diesen Weg gewiesen hatte. Aber seiner gedenke ich fortwährend und schliesse ihn bis auf den heutigen Tag in mein Gebet ein.

Aus den Gesprächen und Predigten des Starek Sossima

a) Einiges über den russischen Mönch und seine Bedeutung

 Was ist ein Mönch? In unseren Tagen führen in der aufgeklärten Gesellschaft einige das Wort spottend, andere sogar als Schimpfwort im Munde. Leider ist es nur zu wahr: es gibt unter den Mönchen viele Müßiggänger, Tagediebe, Wollüstlinge und gewöhnliche Landstreicher. Auf diese weisen die gebildeten weltlichen Leute hin. „Ihr seid Faulenzer und unnütze Glieder am Volkskörper!“ heißt es; „Ihr lebt von fremder Arbeit und seid schamlose Bettler!“ Indes sind viele unter den Mönchen fromm und demütig und suchen die Einsamkeit, um sich zu sammeln und zu beten. Auf diese weist man nicht hin; sie übergeht man mit Schweigen. Wie werden sie sich wundern, wenn ich sage, daß von den Gebeten dieser Demütigen und nach Einsamkeit und Stille Verlangenden Russlands Rettung ausgehen wird! Denn sie haben sich in Wahrheit vorbereitet auf den Tag und die Stunde, auf den Monat und das Jahr. Christi Vorbild bewahren sie herrlich und unverfälscht in seiner

göttlichen Reinheit und Wahrheit dort in ihrer Einsamkeit, wie es uns von unsern alten Kirchenvätern, Aposteln und Märtyrern überliefert ist. Wenn es nötig ist, werden sie es der weltlichen, zusammenbrechenden Wahrheit entgegenstellen. Das ist ein großer Gedanke. Im Osten wird dieses Licht aufgehen.

So denke ich über den Mönch. Sollte das wirklich falsch und anmaßend sein? Seht auf die Weltlichen und alle, die sich über das Gottesvolk erheben, ist ihnen nicht Gottes Wahrheit verloren gegangen? Sie haben die Wissenschaft, und in der Wissenschaft nur das, was dem Irrtum unterworfen ist. Die geistige Welt, die erhabeneren Hälfte wird vollständig geleugnet und wird mit einer gewissen Genugtuung und sogar mit Haß gänzlich abgeschafft. Besonders in letzter Zeit hat die Welt die Freiheit ausgerufen; aber was ist es mit dieser Freiheit? Nichts als Sklaverei und Selbstmord. Denn die Welt sagt: „Hast du Bedürfnisse, so befriedige sie; denn du hast dieselben Rechte wie die Reichen und Vornehmen. Scheue dich nicht, sie zu befriedigen; vermehre sie im Gegenteil und steigere sie.“ Das ist die jetzige Lehre der Welt; und so sieht die Freiheit aus. Was folgt aus diesem Recht auf Steigerung der Bedürfnisse? Bei den Reichen die Absonderung und der geistige und seelische Selbstmord. Bei den Armen dagegen Haß und Totschlag; die Ansprüche wurden ihnen wohl gegeben, aber nicht die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse.

Man versichert, daß die Welt sich immer mehr zu einem großen Ganzen zusammenschließen und zu einer brüderlichen Gemeinschaft sich gestalten werde, indem die Entfernung abgekürzt und der Gedanke durch die Luft übermittelt werde. Glaubt nicht an diesen Zusammenschluß der Menschen.

Wenn man die Freiheit als Schrankenlosigkeit und schnelle Befriedigung aller Wünsche auffaßt, so verdirbt man des Menschen Natur; denn man ruft in ihm eine Menge sinnloser Wünsche und Ansprüche wach und die albernsten Einfälle. Man lebt dann nur, um sich gegenseitig zu beneiden, seine Lüste und seinen Hochmut zu befriedigen. Gesellschaften, Ausfahrten, vornehme Wagen, Auszeichnungen, Diener, Untergebene werden zu einem so unumgänglichen Bedürfnis, daß man sogar sein Leben, seine Ehre, seine Nächstenliebe opfert, nur um

dieses Bedürfnis zu befriedigen. Auch bei denen, die nicht reich sind, sieht man dasselbe. Die Armen aber betäuben ihre unbefriedigten Wünsche und ihren Neid mit Branntwein. Es wird noch dahin kommen, daß sie sich statt in Branntwein in Blut betrinken werden. Da frage ich: Ist ein solcher Mensch denn frei?

Ich kannte einst einen Kämpfer für eine Idee. Er erzählte mir: als man ihm im Gefängnis den Tabak entzogen habe, sei ihm diese Entbehrung so unangenehm gewesen, daß er, wenn es ihm möglich gewesen wäre, seine Idee für Tabak verkauft hätte. Und ein solcher tritt als Vorkämpfer für die Menschheit auf. Wie weit geht er, und wessen ist er fähig? Vielleicht bringt er es zu einer raschen That; denn auf Ausdauer kann man nicht bei ihm rechnen. Ist es nicht merkwürdig, daß sie, statt die Freiheit zu erringen, in Sklaverei verfallen, und statt die Bruderliebe und die Einigung der Menschheit zu fördern, im Gegenteile, wie es in meiner Jugend schon mein geheimnisvoller Gast behauptete, der Vereinsamung und Absonderung verfallen?

Daher schwindet das Bewußtsein, im Dienste der Menschheit zu stehen, immer mehr in der Welt. Dem Gedanken der Brüderlichkeit und Zusammengehörigkeit begegnet man tatsächlich nur mit Spott; denn wie sollten die Menschen von ihren Gewohnheiten lassen? Wohin will so ein Unfreier mit all seinen Bedürfnissen, die er für sich selbst erfunden hat? Nur in die Absonderung treibt es ihn. Was hat er mit dem Ganzen zu schaffen? Nichts anderes haben die Menschen erreicht, als daß sie an irdischen Gütern wohl reicher, an Freude aber ärmer geworden sind.

Etwas anderes ist es um das Leben des Mönches. Man ladet über seinen Gehorsam, sein Fasten und Gebet, während gerade sie den Weg zur wahren Freiheit ausmachen. Ich vernichte in mir das Verlangen nach überflüssigen und unnötigen Bedürfnissen; meinen stolzen Willen dämpfe und bezwinde ich durch den Gehorsam und gelange mit Gottes Hilfe zur Freiheit des Geistes und damit zur Geistesfreudigkeit. Wer wird fähiger sein, in den Dienst einer großen Idee zu treten — der vereinsamte Reiche oder der von jeglicher Tyrannei seiner Ge-

wohnheiten und seines Besitzes Freie? Dem Mönche macht man seine Vereinsamung zum Vorwurf: „Du ziehst dich ins Kloster zurück und vergift ganz dabei, deinen Mitmenschen als Bruder zu dienen.“ Doch die Vereinsamung findet sich nicht bei uns, sondern bei ihnen; nur sie sehen es nicht ein. Aus unserer Mitte erstanden aber schon von altersher die Männer, die für das Volk gearbeitet haben. Warum denn jetzt nicht? Unsere demütigen Schweiger und Fasser werden sich erheben und große Taten vollbringen. Rußlands Rettung kommt vom Volke. Das russische Kloster hielt von jeher zum Volke. Lebt das Volk für sich, dann auch wir. Das Volk hat unseren Glauben, und eine Macht, die sich auf den Unglauben stützt, kann in Rußland nie etwas erreichen, und meinte sie es noch so aufrichtig und wäre sie noch so geistesmächtig. Das Volk wird dem Gottesleugner entgegentreten als ein einiges, rechtgläubiges Rußland und wird ihn überwältigen. Bewahrt das Volk und bewahrt sein Herz. Das ist die Aufgabe des Mönches; denn sein Volk ist ein Gottträgervolk.

b) Einiges über Herrn und Diener.

Kann es zwischen Herrn und Diener ein geistiges
Bruderband geben?

Wer kann sagen, daß es im Volke keine Sünde gibt? Der Brand des Verderbens wächst zusehends mit jeder Stunde. Auch ins Volk dringt die Absonderung. Wucherer und Habgierige treten auf. Der Händler und der Kaufmann will immer höher hinaus; er sucht den Gebildeten zu spielen, ohne im Besitze von Bildung zu sein, vernachlässigt absichtlich den Glauben seiner Väter und schämt sich seiner. Er fährt zu Vornehmen zu Besuch und bleibt doch nur ein verdorbener Bauer.

Das Volk hat sich der Trunksucht ergeben; es ist durch sie gleichsam angefault und kann sich nicht mehr von ihr losreißen. Wieviel Grausamkeit kommt uns vor die Augen im Verhalten des Mannes zu seiner Familie, seiner Frau und sogar zu seinen Kindern! Alles das ist die Folge der Trunksucht. In

den Fabriken habe ich neunjährige Kinder gesehen, schwächlich, abgezehrt, gekrümmt und schon verdorben. Stichtige Räume, der Lärm der Maschinen und die Arbeit am Tage des Herrn, häßliche, gemeine Reden und der Branntwein! Ist denn das etwas für eine Kindesseele? Ein Kind braucht Sonne und Spiele und in allem ein gutes Beispiel und Liebe, und sei es auch nur ein Tröpfchen Liebe.

Auf daß dieses geschehe und die Quälerei der Kinder ein Ende nehme, steht eilends auf, ihr Mönche und predigt dagegen. Gott wird Rußland retten. Denn wenn das Volk auch verdorben ist und sich aus der Schande und Sünde nicht befreien kann, weiß der einfache Mann doch, daß Gott seine Übelthat verflucht und daß er schlecht handelt, wenn er sündigt. Unser Volk glaubt trotz allem an die Wahrheit, betet Gott an und weint über seine Sünden.

Anders ist es bei den höheren Klassen. Diese wollen sich auf Grund der Wissenschaft und nach ihrem eigenen Verstande, doch ohne Christus, hier auf Erden ihr Leben gestalten und behaupten daher, es gebe keine Verbrechen und keine Sünde. In ihrer Art haben sie recht. Wenn es keinen Gott gibt, wie kann es da ein Verbrechen geben? In Europa erhebt sich schon das Volk gegen die Reichen, und ihre Anführer predigen die Gewalt und das Blutvergießen und behaupten, daß ihre Erbitterung berechtigt sei. Doch verflucht ist sie; denn sie ist grausam, ohne Barmherzigkeit.

Rußland aber wird der Herr erretten, wie er es schon so oft errettet hat. Aus dem Volke wird die Rettung kommen, aus seinem Glauben und seiner Demut. Erhaltet dem Volke seinen Glauben; er ist kein leerer Wahn. Mein ganzes Leben lang ergriff mich seine Kraft, seine herrliche aufrichtige Größe. Ich habe es selbst erfahren und habe gestaunt; trotz der Unbildung und des ärmlichen, unansehnlichen Äußeren unseres Volkes kann ich Zeugnis davon ablegen. Frei ist sein Auftreten, ohne beleidigt zu sein.

Nie ist unser Volk rachsüchtig und neidisch. „Du bist angesehen, bist reich, bist klug und begabt; möge Gott dich segnen! Ich achte dich. Doch vergiß nicht, daß auch ich ein Mensch bin. In meiner neidlosen Achtung besteht meine eigene

Menschenwürde dir gegenüber.“ So ist es in der That. Wenn er seinen Gedanken auch nicht den treffenden Ausdruck zu verleihen versteht, so handelt er doch danach. Ich spreche aus Erfahrung. Glaubt mir: je ärmer und niedriger unser russischer Mann ist, desto eher ist in ihm dieser wahrhafte Sinn zu finden.

Die Reichen im Volke, die Wucherer und Schmarozer, sind bereits verdorben. Vieles ist die Folge unserer Unachtsamkeit und Nachlässigkeit. Aber Gott wird seine Kinder erretten; denn Rußland ist groß in seiner Demut. Ich träume von unserer Zukunft und sehe sie schon heraufkommen. Es wird geschehen, daß der verkommenste Reiche sich seines Reichthums vor dem Armen schämen wird, und der Arme wird seine Demut begreifen und wird ihm mit Freuden den Vorrang lassen, der ihm zukommt und seine edle Beschämung mit Wohlwollen vergelten. So wird es enden. Die Gleichheit besteht in der geistigen Menschenwürde. Das wird man nur bei uns verstehen. Wenn es aber Brüder gibt, wird es auch eine Brüderschaft geben; vorher werden sie nie miteinander teilen. Das Vorbild Christi bewahren wir; wie ein kostbarer Edelstein wird es der ganzen Welt leuchten. Also geschehe es!

Einmal hatte ich ein Erlebnis, das mir sehr zu Herzen ging. Auf meiner Wanderschaft traf ich meinen früheren Burschen Afanassi, den ich seit der Zeit, als wir auseinander gingen, nicht wiedergesehen hatte. Er sah mich zufällig in einem Geschäfte, erkannte mich und eilte auf mich zu. Wie freute er sich! „Herr! Sind Sie es wirklich? Täuschen mich nicht meine Augen?“

Dann führte er mich in sein Haus. Er hatte den Dienst aufgegeben, war verheiratet und Vater zweier Kinderchen, die er durch einen kleinen Kramladen ernährte. Das Zimmerchen, in das er mich führte, war ärmlich, aber sauber und hell. Er nötigte mich, Platz zu nehmen, stellte den Samowar auf, schickte zu seiner Frau, ganz als sei es Feiertag für ihn, daß ich zu ihm gekommen war. Seine Kinderchen führte er zu mir. „Segne sie, Väterchen,“ bat er.

„Kommt es mir einfachem, geringem Menschen denn zu, andere zu segnen?“ erwiderte ich ihm. „Ich werde zu Gott

für sie beten. Auch für dich, Afanassi Pawlowitsch, bete ich täglich seit jenem Tage. Denn durch dich ist alles so gekommen, wie es jetzt ist."

So gut ich es konnte, erklärte ich es ihm. Er konnte immer noch nicht fassen, daß ich, der jetzt in solcher Gestalt und Gewandung vor ihm stand, sein früherer Herr und junger Leutnant war. Die Tränen kamen ihm sogar.

"Warum weinst du?" fragte ich ihn. "Freuen sollte sich dein Herz über mich. Denn freudig und hell liegt mein Weg vor mir."

Viel sprach er nicht; aber er seufzte und schüttelte wehmütig den Kopf.

"Wo ist Ihr Reichthum geblieben?"

"Ich habe ihn dem Kloster gegeben," antwortete ich ihm; "wir leben dort alle in Gemeinschaft."

Nach dem Tee verabschiedete ich mich von ihnen. Da brachte er mir fünfzig Kopelen fürs Kloster und steckte mir zu meiner höchsten Verwunderung weitere fünfzig Kopelen in die Hand mit den eiligen Worten:

"Das ist für Sie, den sonderbaren Wanderer. Es kommt Ihnen vielleicht zustatten, Väterchen."

Ich nahm das Geld, verbeugte mich vor ihm und seiner Frau und ging froh davon.

Unterwegs sagte ich mir: "Jetzt werden wir beide, er daheim und ich unterwegs, seufzen und lächeln und in der Freude des Herzens den Kopf wiegen, wenn wir daran denken, wie uns Gott zusammengeführt hat."

Seit der Zeit habe ich ihn nicht wiedergesehen. Ich war sein Herr, er mein Diener gewesen. Nachdem wir uns aber fromm und in Liebe geküßt, hatte sich in uns die große Menschenvereinigung vollzogen. Ich habe viel darüber nachgedacht und frage mich jetzt: Ist es wirklich so undenkbar, daß sich diese große Einigung in Herzenseinfalt einmal überall in unserem Rußland vollziehen könnte? Ich glaube, daß es geschehen wird und die Zeit schon nahe ist.

Über die Diener sei noch folgendes bemerkt:

In meiner Jugend ärgerte ich mich viel über sie. Die Köchin hatte das Essen zu heiß angerichtet oder der Bursche

die Kleider nicht rein genug gebürstet. Plötzlich erinnerte ich mich an die Worte meines Bruders, die ich ihn so oft hatte sagen hören: „Bin ich wert, daß ein anderer mich bedient, und habe ich das Recht, ihn wegen seiner Armut und Unwissenheit schlecht zu behandeln?“ Damals war ich erstaunt, wie die einfachsten und klarsten Gedanken uns so spät in den Sinn kommen.

Ohne Diener kann die Welt nicht auskommen. Aber du sollst so handeln, daß dein Diener freier im Geiste ist, als er wäre, wenn er nicht dein Diener sein würde. Warum soll ich nicht meinem Diener ein Diener sein, indem ich ihn fühlen lasse, daß ich es ohne Stolz und Hochmut bin, und ohne Mißtrauen in ihm zu wecken? Warum soll ich zu meinem Diener nicht sein wie zu einem Verwandten, und warum soll ich ihn nicht gerne ganz in meine Familie aufnehmen?

Das ist auch jetzt schon ausführbar und könnte eine Grundlage werden für den allgemeinen Zusammenschluß der Menschen, wo der Mensch sich keine Diener mehr suchen und nicht mehr den Wunsch haben wird, seinesgleichen sich dienstbar zu machen, wie er es jetzt tut, sondern aus allen Kräften danach streben wird, allen ein Diener nach dem Evangelium zu werden. Ist es wirklich nur ein Traum, daß der Mensch schließlich sein Gefallen hat an Fortschritten der Aufklärung und Mildtätigkeit und nicht an den grausamen Freuden der Uppigkeit, Hoffart, Unzucht, Prahlerei und in der Überhebung des einen über den anderen? Ich glaube fest, daß diese Zeit nicht mehr ferne ist.

Man wird lachend fragen: wann kommt diese Zeit, und wird sie dem Traum ähnlich sein? Ich denke, mit dem Blick auf Christi Vorbild werden wir die große Tat vollführen. Wieviel Gedanken auf Erden und in der Menschheitsgeschichte galten noch vor zehn Jahren als undenkbar und tauchten mit einemmal auf, als für sie die geheimnisvolle Stunde geschlagen hatte, und verbreiteten sich dann über die ganze Erde. So wird es auch bei uns sein. Unser Volk wird die Welt erleuchten, und die ganze Welt wird sagen: „Der Stein, den die Bauleute verwarfen, ist zum Eckstein geworden.“

Und die Spötter sollte man fragen: Wenn es bei uns nur

Träume sein sollen, wie wollt ihr euer Gebäude nur mit eurem Verstande und ohne Christus aufbauen? An ihre Versicherung, daß auch sie auf ihrem Wege schließlich zur Einigung der Menschheit gelangen werden, glauben in Wahrheit nur die Einfältigsten unter ihnen. Über diese Einfalt kann man sich nur wundern; denn ihre phantastischen Träume bauen sich auf keiner einzigen Tatsache auf. Sie wollen alles ohne Christus kunstgerecht aufbauen; aber das Ende wird sein, daß sie die Erde mit Blut überschwemmen. Denn Blut verlangt Blut; und das Schwert wird nur durch das Schwert vergehen. Wenn wir Christi Verheißung nicht hätten, würden sich die Menschen bis auf die beiden letzten vertilgen. Und auch diese beiden letzten würden ihren Stolz nicht mäßigen können; der letzte würde den vorletzten vernichten und schließlich sich selbst. So würde es geschehen, wenn nicht die Welt um der Frommen und Demütigen willen durch Christi Verheißung erhalten bliebe.

Nach dem Zweikampf – ich trug noch die Offiziersuniform – sprach ich in einer Gesellschaft über diese Frage. Erstaunt wurde mir die Frage vorgelegt: „Sollen wir denn unsere Diensthoten auf das Sofa setzen und ihnen den Tee reichen?“

Ich gab ihnen zur Antwort: „Warum nicht? und wenn es auch nur ein einzigmal geschieht!“

Sie lachten darüber. Ihre Frage war oberflächlich und meine Antwort unbestimmt. Aber ich denke: etwas Wahres enthielt sie doch.

c) Vom Gebet, von der Liebe und von der Berührung mit anderen Welten

Jüngling, vergiß nicht das Gebet. Wenn du aufrichtig dein Gebet sprichst, wird ein neues Empfinden in deinem Herzen wach und mit ihm ein neuer Gedanke, den du bisher nicht gekannt hast. Er wird dir neue Kraft verleihen, und du wirst begreifen, daß Gebet Erziehung ist.

Vergiß auch nicht, jeden Tag und sooft du kannst, zu beten: „Herr, erbarme dich aller, die vor dich hintreten.“ Denn in jedem Augenblick verlassen Tausende von Menschen diese Erde

und treten vor Gott; und viele scheiden einsam von der Erde, von niemand gekannt, in Kummer und Trauer, daß niemand sich um sie gekümmert, ja, nicht einmal gewußt hat, ob sie gelebt haben oder nicht. Da steigt am andern Ende der Welt dein Gebet auf zum Herrn und bittet um Seelenruhe für den Verstorbenen, obgleich ihr beide euch nicht kanntet. Wie wird es seiner Seele sein, wenn er in dem Augenblicke, da er fürchtend vor Gott steht, fühlt, daß jemand für ihn betet, daß auf Erden ein menschliches Wesen liebend seiner gedenkt. Auch Gottes Auge wird milde auf euch blicken. Denn hast du mit jenem Mitleid, wieviel Mitleid wird er haben, der unendlich mildtätiger und mitleidiger ist als du! Um deinetwillen wird er vielleicht ihm verzeihen.

Schreckt nicht vor der Sünde der Menschen zurück, liebt den Menschen auch in seiner Sünde, denn er ist das Ebenbild der göttlichen Liebe und das Vollkommenste dieser Liebe. Liebt Gottes ganze Schöpfung, das All in seiner Gesamtheit wie jedes Sandkörnchen, jedes Blättchen, jeden Sonnenstrahl. Liebet die Tiere, jegliches Gewächs und jegliches Geschöpf. Hast du Liebe für jedes Ding, so wird sich in diesen Dingen Gottes Geheimnis offenbaren. Ist es dir offenbar geworden, so wirst du mit jedem Tage die Wahrheit mehr erkennen. Schließlich wirst du die ganze Welt mit allumfassender Liebe umspannen.

Liebet die Tiere. Gott hat ihnen den Urgrund des Denkens und harmlose Freudigkeit verliehen. Stört sie nicht, quält sie nicht, nehmt ihnen nicht die Freude; handelt nicht Gottes Gedanken zuwider. Der Mensch überhebe sich nicht gegenüber den Tieren; sie sind sündlos. Der Mensch aber in seiner Größe verfehlt mit seinem Erscheinen die Erde in Fäulnis und läßt Spuren der Verwesung hinter sich.

Besonders liebet die Kinder; denn sie sind sündlos wie die Engel. Sie leben uns zur Freude, unsere Herzen zu läutern. Wehe dem, der ein Kind kränkt! Mich lehrte Pater Ansim die Kinder lieben. Er ist gut und schweigsam. Auf unserer Wanderschaft kaufte er ihnen für die wenigen Kopelen, die man ihm schenkte, Pfefferkuchen und Zuckerwerk. Er konnte nicht an ihnen vorübergehen, ohne daß sein Herz weich wurde.

So ist der Mensch. Vor manchem Gedanken bleibt man im Zweifel befangen stehen, besonders wenn man die Sünden der Menschen sieht, und man fragt sich: „Soll man es mit Gewalt oder mit demüthiger Liebe anfassen?“ Entscheide dich immer für das letztere. Wenn du dich ein für allemal dazu entschlossen hast, wirst du die ganze Welt bezwingen. Die demüthige Liebe ist eine ungeahnte Kraft; eine größere gibt es nicht.

Man muß verstehen, sie sich anzueignen. Das ist aber sehr schwer. Durch lange andauerndes Arbeiten an sich muß man sie teuer erkaufen; denn nicht nur dann und wann einmal und für einen Augenblick soll man lieben, die Liebe soll ein ganzes Leben dauern. Dann und wann kann ein jeder lieben; selbst der Bösewicht kann es dann und wann so weit bringen.

Mein Bruder hat die Vöglein um Verzeihung. Das scheint sinnlos; und doch ist sein Tun berechtigt. Denn alles ist wie ein Ozean, alles fließt und berührt sich. An einem Ende der Welt läßt du eine Bewegung ausgehen, und am andern Ende der Welt hat sie ihre Kraft noch nicht verloren. Mag es sinnlos sein, die Vögel um Verzeihung zu bitten -- die Vögel, die Kinder, ja, alle Tiere würden sich wohlher fühlen in deiner Nähe, wenn du selbst besser und frömmer wärest, und sei es auch nur wenig mehr als sonst. Wärest du besser, würdest du dich in deinem Gebet an die Vöglein wenden in begeisterter Aufwallung deines Herzens und gedrängt von deiner allumfassenden Liebe und würdest sie bitten, dir deine Sünden zu verzeihen. Halte deine Begeisterung wach, wie sinnlos sie auch den Menschen scheine.

Bittet Gott um Fröhlichkeit; seid fröhlich wie die Kinder, wie die Vögel des Himmels. Die Sünde der Menschen bekümmere euch nicht in eurem Handel, und fürchtet nicht, daß sie euch an der Ausübung eures Tuns hindern könne. Sagt nicht: „Mächtig ist die Sünde, gewaltig die Ehrlosigkeit, stark in ihrer Wirkung die schlechte Umgebung; wir stehen allein und sind machtlos; die bösen, feindlichen Einflüsse werden uns verderben und uns an der Vollendung unseres guten Werkes hindern.“

Laßt eine Verzagtheit nicht in eurem Herzen aufkommen!

Davor gibt es nur eine Rettung. Mache dich selbst für die Sünden der Menschen verantwortlich. Wenn du nur aufrichtig die Verantwortung für alle Menschen und für alles Tun auf dich nimmst, dann wirst du auch einsehen, daß es wirklich sich so verhält, daß du allen gegenüber für alle schuldig bist.

Wir gehen in der Irre auf der Erde. Hätten wir Christi Vorbild nicht, so würden wir gänzlich uns verirren und schließlich umkommen wie die Menschen vor der Sündflut. Vieles auf Erden ist unseren Augen verborgen. Dafür ist uns aber das geheimnisvolle Bewußtsein der lebensvollen Zusammengehörigkeit mit einer anderen Welt verliehen, mit einer höheren, erhabeneren Welt. Denn alle unsere Gedanken und Gefühle hier auf Erden haben ihren Ursprung in anderen Welten. Darum behaupten auch die Weltweisen: man könne das Wesen der Dinge hier auf Erden nicht erkennen. Gott nahm den Samen, den er auf unsere Erde säte, aus anderen Welten, und es erwuchs ihm sein Garten; was aufgehen konnte, ist aufgegangen, und alles, was wahrhaft Leben in sich hat, ist nur lebendig durch das Bewußtsein der Verührung mit den anderen geheimnisvollen Welten. Wenn dieses Gefühl sich mindert oder schließlich ganz er stirbt, dann stirbt auch das Lebendige in dir. Dann wirst du auch dem Leben gegenüber gleichgültig und kannst es sogar hassen. So denke ich.

d) Kann man Richter über seinesgleichen sein?

Vom Glauben bis ans Ende

Vergiß vor allem nicht, daß du niemals Richter sein kannst. Niemand auf Erden kann Richter eines Verbrechers sein, er habe denn zuvor eingesehen, daß er genau ein solcher Verbrecher ist wie dieser, der vor ihm steht, und daß er an dem Verbrechen des vor ihm Stehenden schuldiger ist als alle. Wenn er das erkennt, erst dann kann er Richter sein.

Wie unsinnig es auch auf den ersten Blick scheinen mag, so ist es doch die einzige Wahrheit. Denn wäre ich selbst

gerecht, würde vor mir vielleicht kein Verbrecher stehen. Bist du aber fähig, das Verbrechen des vor dir stehenden und von deinem Herzen verurteilten Verbrechers auf dich zu nehmen, so tue es ohne Zögern und leide für ihn; ihn selbst entlasse ohne jeglichen Vorwurf. Bestimmt dich das Gesetz zum Richter über ihn, sollst du auch in diesem Sinne wirken; denn er wird fortgehen und ein viel härteres Urteil über sich fällen, als es dem Gerichte möglich gewesen wäre.

Geht er aber unempfindlich gegen deine Güte fort und lacht er über dich, ärgere dich nicht darüber; denn damit zeigt er nur, daß seine Stunde noch nicht geschlagen hat. Und sollte sie auch nie für ihn kommen, es bleibt sich gleich. Gelangt er nicht zur Erkenntnis, so wird ein anderer für ihn erkennen und erleiden und wird sich selbst verurteilen und beschuldigen; und auf diese Weise wird dem Recht Genüge geschehen. Diesen Glauben lasse dir nicht nehmen; halte unverläßlich an ihm fest. Das machte die ganze Zuversicht und den ganzen Glauben der Heiligen aus.

Sei unermüdllich tätig. Wenn du des Nachts aus dem Schlafe erwachst und dir sagen mußt: „Ich habe nicht getan, was ich hätte tun sollen,“ stehe sofort auf und hole es nach. Bist du umgeben von bösen, herzlosen Menschen, die über dich lachen und auf dich nicht hören wollen, falle vor ihnen nieder und bitte sie um Vergebung. Denn in Wirklichkeit trägst du selbst die Schuld, daß sie auf dich nicht hören wollen. Wenn du aber mit den Verbitterten nicht mehr zu reden vermagst, so diene ihnen in schweigender Demut, ohne deine Hoffnung aufzugeben. Wenn aber alle dich verlassen und gewaltsam von sich stoßen und dich von allem ausschließen, falle nieder und küsse die Erde und beneße sie mit deinen Tränen, und die Erde wird aus deinen Tränen Frucht bringen, obschon dich niemand gesehen noch gehört hat in deiner Verlassenheit.

Glaube bis ans Ende. Sollte es dahin kommen, daß sich alle vom Glauben abwenden und du allein treu bleibst, bringe auch dann deine Opfer und lobe Gott. Gesellt sich dann noch einer zu dir, der gesinnt ist wie du, dann ist bei euch die ganze Welt, die Welt der lebendigen Liebe. Umarmt euch beide in

froher Begeisterung. Denn sollte sie auch nur in euch beiden sein, hat sich doch Gottes Wahrheit bewährt.

Wenn du selbst sündigst und zu Tode betrübt bist um deiner Sünden willen, oder wenn du plötzlich in Sünde verfallst, freue dich über den Gerechten, freue dich, daß er gerecht blieb, während du sündigtest.

Will die Bosheit der Menschen in dir Unmut und unerträglichen Kummer erwecken, so daß in deinem Herzen der Wunsch rege wird, an den Bösewichten Rache zu nehmen, fürchte dich am meisten vor diesem Gefühl, gehe sofort und nimm ein Leid auf dich, als seist du ganz allein an der Bosheit der Menschen schuld. Dein Herz wird dann zur Ruhe kommen und du wirst verstehen, daß du selbst schuldig bist; denn als einziger Reiner hättest du den Bösewichten vorleuchten können, und du hast es nicht getan. Denn wenn du hättest leuchten können, hättest du anderen mit deinem Licht den Weg hell gemacht; und der die böse That vollbracht hat, hätte sie in deinem Lichte unterlassen.

Aber selbst wenn du ihnen geleuchtet hättest und du siehst, daß du die Menschen mit deinem Licht nicht auf dem rechten Wege erhalten und vom Verderben erretten kannst, verzweifle nicht an der Kraft des himmlischen Lichtes. Sei überzeugt, daß es sie, wenn auch nicht jetzt, so doch später erretten wird. Und sollten sie nicht errettet werden, so werden es ihre Kinder; denn dein Licht stirbt nicht, wenn auch du schon gestorben bist. Der Gerechte geht dahin, doch sein Licht bleibt. Die Menschen bekehren sich immer erst nach dem Tode ihres Befehrsers. Das Menschengeschlecht will von seinen Propheten nichts wissen und läßt sie umkommen; aber seine Märtyrer liebt es und alle, die um seinetwillen gelitten haben.

Du arbeitest für das Ganze und schaffst für das Kommende. Suche nie einen Lohn für deine Arbeit; denn dein Lohn ist ohnehin groß hier auf Erden. Diese Freudigkeit im Geiste wird nur dem Gerechten zuteil. Fürchte dich nicht vor den Vornehmen und Mächtigen, und sei immer ein Weiser und Begeisterter.

Halte Maß, und halte die Frist ein. Strebe nach der Erkenntnis. Wenn du allein bist, bete. Liebe die Erde und

bedeckte sie mit deinen Küssen. Küsse die Erde unermüdlid, laß nicht nach in der Liebe, liebe alle und alles, suche die Begeisterung der Liebe.

e) Von der Hölle und dem höllischen Feuer. Eine mystische Betrachtung

Was ist die Hölle? Ich bin der Meinung: sie ist der Sämerz darüber, daß man nicht mehr imstande ist zu lieben. Nur einmal wird im unendlichen Sein, unabhängig von Zeit und Raum, einem geistigen Wesen mit seinem Erscheinen auf der Erde die Fähigkeit verliehen, sich zu sagen: „Ich bin, und ich liebe.“ Einmal nur war ihm der Augenblick tätiger, lebendiger Liebe und dazu ein Leben auf dieser Erde gegeben worden und mit ihm Zeit und Gelegenheit. Das glückliche Wesen wies aber die unschätzbare Gabe von sich, schätzte sie nicht, liebte nicht, spottete vielmehr der Liebe und blieb gefühllos. Nach seinem Scheiden von der Erde schaute er Abrahams Schoß und redete mit Abraham, wie uns das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus lehrt, und schaute das Paradies und konnte zum Herrn eingehen.

Da begann es dem Abgeschiedenen leidzutun, daß er zum Herrn kam, ohne geliebt zu haben, und mit denen zusammenzutreffen mußte, die er zu lieben verschmäht hatte. Denn jetzt sah er klar und sagte sich: „Jetzt bin ich im Besitze der Erkenntnis. Doch wie sehr es mich auch dürstet zu lieben, so kann ich doch jetzt meine Liebe nicht mehr betätigen, kann ihr kein Opfer mehr bringen. Denn mein Erdenleben ist zu Ende, und Abraham wird nicht kommen, um auch nur mit einem Tropfen lebendigen Wassers — nämlich der Verleihung des früheren tätigen Erdenlebens — die Flamme meines Liebesdurstes zu fühlen, in der ich jetzt brenne, nachdem ich auf Erden zu lieben verschmäht hatte. Zeit und Leben gibt es jetzt nicht mehr. Wie gern würde ich jetzt mein Leben für andere hingeben; aber auch das kann ich nicht mehr. Denn es ist vorbei mit dem Leben, das ich der Liebe hätte opfern können.“

Ein Abgrund hat sich zwischen jenem Leben und diesem Schein aufgetan.“

Man spricht vom Höllenfeuer in körperlichem Sinne. Ich will dem Geheimnis nicht nachforschen und fürchte mich davor. Aber wenn es wirklich eine natürliche Flamme geben sollte, so könnte man sich meiner Meinung nach nur darüber freuen; denn eine körperliche Qual würde wenigstens für Augenblicke die weit schrecklichere geistige Qual vergessen lassen.

Die Menschen von dieser seelischen Qual zu erlösen, ist unmöglich. Es ist ja keine äußerliche, sondern eine innerliche Qual. Wenn es möglich wäre, sie von ihnen zu nehmen, würden sie nur noch bitterer leiden. Denn wenn die Gerechten im Paradiese beim Anblick ihrer Qualen ihnen auch verzeihen und in ihrer unendlichen Liebe sie zu sich hinaufziehen würden, so würden sie ihre Qualen nur vermehren und die Flamme ihres Durstes nach tätiger Liebe, die ihnen nicht mehr möglich ist, nur noch anfachen.

In der Einfalt meines Herzens denke ich aber, daß gerade das Bewußtsein dieser Unmöglichkeit ihnen schließlich Erleichterung verschaffen muß. Denn gerade dadurch, daß sie die Liebe der Gerechten hinnehmen müssen, ohne sie erwidern zu können, wurden sie in ihrer Demut und Ergebung ein Abbild der tätigen Liebe, von der sie während ihres Lebens auf Erden nichts wissen wollten, oder eine ihr ähnliche Betätigung finden.

In der Hölle gibt es auch solche, die hochmütig und harten Herzens dahingelebt haben, trotzdem sie die volle Erkenntnis der ganzen Wahrheit besaßen. Es steht furchtbar um solche, die sich vollkommen und auf immer dem Teufel ergeben haben. Für sie ist die Hölle etwas Freiwilliges und Ewiges. Sie sind aus freiem Willen Märtyrer und verfluchen sich selbst, indem sie Gott und das Leben verfluchen. Sie nähren sich von ihrem sündigen Hochmut, wie ein Verhungerner in der Wüste aus dem eigenen Körper das Blut saugt. Sie sind unerfülllich bis in alle Ewigkeit. Sie weisen Gottes Vergebung zurück und fluchen Gott, der sie ruft. Den lebendigen Gott können sie nicht ohne Haß erkennen und fordern, daß man Gottes Leben vernichte, daß Gott sich selbst und seine ganze

Schöpfung vernichte. Ewig werden sie im Feuer ihres Zornes schmachten und nach Tod und Nichtsein verlangen. Doch nie wird der Tod ihnen Erlösung bringen. — —

*

Hier enden die Aufzeichnung Alexei Fedorowitsch Karamasoffs. Sie sind, wie schon einmal bemerkt wurde, nicht vollständig, sondern nur bruchstückartig. Die Nachrichten aus der Lebensgeschichte des Starez umfassen nur seine erste Jugend. Seine Bekenntnisse und Meinungen sind wohl zu einem Ganzen zusammengefaßt, sind aber zu ganz verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Anlässen ausgesprochen worden. Alles, was der Starez in seinen letzten Stunden geredet hat, ist nicht Wort für Wort niedergeschrieben worden. Man erhält nur einen Begriff von Geist und Art der Unterhaltung.

Der Tod des Starez trat ganz unerwartet ein. Wenn auch alle, die an jenem Abend in seiner Zelle zusammengekommen waren, wußten, daß sein Ableben nahe bevorstand, hatten sie doch keineswegs mit der Möglichkeit gerechnet, daß es so plötzlich eintreten werde. Seine Freunde waren, wie vorhin angedeutet wurde, vielmehr, weil sie ihn so munter und gesprächig sahen, der Überzeugung: sein Zustand habe sich gebessert, und sei es auch nur auf kurze Zeit.

Noch später gaben sie ihrer Verwunderung Ausdruck in ihrer Erzählung: sie hätten fünf Minuten vor seinem Tode ein so baldiges Ende nicht geahnt. Plötzlich habe er einen heftigen Schmerz in der Brust gefühlt, sei blaß geworden und habe die Hand aufs Herz gepreßt. Alle erhoben sich von ihren Sätzen und drängten sich um ihn. Er sah sie, obgleich er litt, alle noch einmal mit seinem gewohnten freundlichen Lächeln an, ließ sich vom Sessel auf den Fußboden gleiten und kniete nieder. Darauf beugte er den Kopf bis auf die Erde, breitete die Arme aus, als habe er in frommer Begeisterung die Erde geküßt und dazu gebetet, wie er selbst gelehrt hatte. So ging sein Geist ruhig und freudig in die Ewigkeit ein.

Die Nachricht von seinem Tode verbreitete sich sofort in der Einsiedelei und gelangte auch ins Kloster. Die ihm am nächsten

gestanden hatten und denen es ihrem Range nach zukam, kleideten die Leiche ein, wie es von altersher Brauch war. Danach versammelte sich die ganze Brüderschaft in der Hauptkirche. Schon vor Tagesanbruch hatte sich das Gerücht vom Tode des Starez auch in der Stadt verbreitet. Am Morgen sprach die ganze Stadt von dem Ereignis, und eine Menge Menschen strömte hin zum Kloster.

Siebentes Buch

Alljoscha

1

Der Verwesungsgeruch

Die Leiche des entschlafenen Starez wurde zur Bestattung in der vorgeschriebenen Weise hergerichtet. Die verstorbenen Mönche und Einsiedler werden bekanntlich nicht gewaschen; denn es heißt im großen Ritualbuch: „Wenn jemand von den Mönchen zum Herrn einget, so reibe der dazu auserwählte Mönch den Körper des Entschlafenen mit warmen Wasser ab, wobei er mit dem Schwamme auf die Stirn, auf die Brust, auf die Hände, Füße und Knie des Verstorbenen das Zeichen des Kreuzes macht, und dies sei alles.“

Beim Starez Soffima verrichtete diesen letzten Liebesdienst Pater Paissi eigenhändig. Nach der Abreibung zog er ihm das Mönchsgewand an und legte ihm den Priestermantel um, wozu er ihn, wie es die Vorschrift verlangt, etwas einschnitt, um die Leiche damit kreuzweise umwickeln zu können. Über den Kopf der Leiche zog er die Kapuze mit dem achtarmigen Kreuz. Doch ließ er die Kapuze offen und bedeckte das Gesicht mit schwarzem Flor. In die Hände des Entschlafenen legte er ein Bild des Heilands.

So wurde der Starez gegen Morgen in seinen Sarg gebettet, der schon lange für ihn bereit gestanden hatte. Den Sarg wollte man aber den ganzen Tag in der Zelle stehen lassen, in demselben ersten größeren Zimmer, in dem der Starez seine Gäste empfangen hatte. Da der Starez ein höheres Gelübde als die übrigen Priestermonche abgelegt hatte, mußten

diese wie die Priesterdiakonen an seinem Sarge nicht die Psalmen, sondern die Evangelien lesen. Gleich nach der Seelenmesse begann Pater Jossiff mit dem Lesen, da Pater Paissi den ganzen Tag und die ganze Nacht lesen wollte.

Vorläufig war er indes sowohl wie der Vorsteher der Einsiedelei zu beschäftigt und von anderen Dingen in Anspruch genommen. Es machte sich nämlich je länger desto mehr unter den Klosterbrüdern und auch unter den Weltlichen, die in Scharen aus der Stadt herbeiströmten, eine außergewöhnliche, ja unerhört ungebührliche und ungeduldige Aufregung bemerkbar. Der Vorsteher und Pater Paissi taten alles, um die erregten Gemüter zu beruhigen. Als es Tag wurde, kamen aus der Stadt Kranke, die noch andere Kranke mitschleppten, besonders ihre kranken Kinder, als hätten sie gerade auf diesen Todesfall gewartet.

Augenscheinlich hofften sie auf das Ausgehen einer Heilskraft vom Toten, die, wie sie bestimmt glaubten, nicht ausbleiben und sich vielleicht unmittelbar nach dem Ableben des Stares an seinem Sarge kundtun werde. Und diese Leute waren durchaus nicht aus dem einfachen Volke. Diese bestimmte Erwartung der Gläubigen äußerte sich beinahe wie eine Forderung und trat als solche so unverhohlen zu Tage, daß sie für Pater Paissi geradezu etwas Anstößiges hatte.

Wohl hatte er etwas Ähnliches vorausgesehen. Aber dieser Andrang übertraf alle seine Vermutungen. Den aufgeregten Mönchen, denen er begegnete, sagte er mit ernstem Tadel: „Die Erwartung eines wunderbaren Ereignisses so deutlich zu zeigen, ist eine Leichtfertigkeit, die höchstens bei einem Weltgeistlichen zu verzeihen ist, für uns Mönche sich aber nicht geziemt.“ Doch man schenkte ihm kaum Gehör. Das merkte er recht wohl und gestand es sich mit besorgtem Herzen. Auch mußte er sich sagen -- und es wäre nicht recht, würde es verheimlicht -- daß er in der Tiefe seiner Gedanken fast das Gleiche erwartete, wenn er auch in der allzu aufdringlichen Erwartung der anderen nichts als Leichtfertigkeit sah.

Einige von den Gesichtern, die er in der Zelle erblickte, waren ihm besonders unangenehm. Sie erweckten in ihm ein gewisses Vorgefühl und peinliche Bedenken. So bemerkte er

in der Zelle des Entschlafenen unter den sich hereindrängenden Klosterbrüdern geradezu mit innerem Widerwillen — er machte sich Vorwürfe darüber — die Anwesenheit Rakitins und des Mönches aus dem fernen Obdorskschen Kloster, der sich noch immer bei ihnen aufhielt. Beide erschienen dem Pater irgendwie verdächtig; und doch waren sie nicht die einzigen, die man hätte verdächtigen können.

Der Obdorsksche Mönch fiel unter den übrigen Aufgeregten durch seine ganz besondere Geschäftigkeit auf. Man konnte ihn überall antreffen; überall hatte er etwas zu fragen und zu hórchen, überall flüsterete er mit geheimnisvoller Miene. Der Ausdruck seines Gesichtes war ungeduldig, und er schien sehr ungehalten, daß das Erwartete immer noch nicht eintraf.

Rakitin war im besonderen Auftrage der Frau Chochlatoff so früh in der Einsiedelei erschienen. Die gute, wenn auch leider charakter schwache Dame, die in die Einsiedelei nicht hineingelassen werden durfte, war, als sie eben aufgewacht war und die Nachricht vom Tode des Starez vernommen hatte, von einer so unbezwinglichen Neugier ergriffen worden, daß sie sofort Rakitin beauftragt hatte, für sie alles zu beobachten und sie brieflich jede halbe Stunde von allem zu unterrichten. Sie hielt Rakitin für einen sehr gottesfürchtigen und frommen jungen Mann. So gut verstand er, mit den Menschen umzugehen und sich jedem nach Wunsch anzupassen, wenn er nur den kleinsten Vorteil für sich darin erblickte.

Als Pater Paissi durch die Einsiedelei schritt, fiel ihm auf einmal Aljoscha ein, und er erinnerte sich, daß er ihn schon seit der Nacht nicht mehr gesehen hatte. Kaum war ihm der Gedanke gekommen, so sah er Aljoscha auch schon in der entlegensten Ecke der Einsiedelei am Zaun sitzen, auf dem Grabstein eines im hohen Alter verstorbenen Mönches, der wegen seiner Taten weit bekannt war. Er saß da mit dem Rücken zur Einsiedelei, das Gesicht dem Zaune zugekehrt, als wolle er sich hinter dem Denkmal verstecken. Als Pater Paissi zu ihm herantrat, bemerkte er, daß Aljoscha sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte und bitterlich weinte. Das Schluchzen erschütterte seinen ganzen Körper. Pater Paissi blieb eine Weile bei ihm stehen.

„Laß gut sein, mein lieber Sohn,“ sagte er schließlich mitleidig zu ihm. „Warum weinst du? Freue dich vielmehr! Oder weißt du nicht, daß von allen Tagen dieser sein bedeutendster ist? Wo ist er denn jetzt in diesem Augenblick? Vergewenwärtige es dir einmal!“

Aljoscha erhob sein Gesicht, das wie bei einem kleinen Kinde vom Weinen ganz geschwollen war. Doch ohne ein Wort vorzubringen, drehte er sich wieder um und schlug von neuem die Hände vor das Gesicht.

„Meinetwegen,“ sagte Pater Paissi nachdenklich, „weine; Christus hat dir diese Tränen geschickt. Diese Tränen der Trauer dienen zur Erhebung deiner Seele und zur Tröstung deines Herzens!“ setzte er liebevoll hinzu, als er Aljoscha verließ. Übrigens eilte er fortzukommen; denn er fühlte, daß er sonst gleichfalls anfangen werde zu weinen.

Inzwischen verging die Zeit; die Feierlichkeiten und Seelenmessen nahmen ordnungsgemäß ihren Fortgang. Pater Paissi suchte Pater Jossiff am Sarge des Verstorbenen auf und löste ihn jetzt im Evangelienlesen ab. Es war aber noch nicht drei Uhr nachmittags geworden, als sich etwas ereignete, worauf schon am Ende des vorigen Buches hingewiesen wurde, etwas gänzlich Unerwartetes, das der allgemeinen Zuversicht so sehr zuwiderlief, daß die ausführlichsten und albernsten Gerede von diesem Ereignis sich bis auf den heutigen Tag in bewundernswert frischer Erinnerung sowohl in unserer Stadt wie in der ganzen Umgegend erhalten haben.

Dieses törichtem, im Grunde genommen selbstverständlichen Ereignisses wäre keine Erwähnung getan, wenn nicht das Geschehene auf Herz und Sinn Aljoschas in mancher Hinsicht einen so außerordentlichen Einfluß gehabt hätte. Es führte gleichsam zu einem Bruch in seiner Seele, zu einem Wendepunkt in seinem Leben und festigte seinen Geist, indem es ihn zum erstenmal auf ein klar vorgezeichnetes Ziel hinwies.

Als man noch vor Tagesanbruch die zur Bestattung hergerichtete Leiche des Starek in den Sarg legte und ihn in das erste Zimmer brachte, in dem er früher seine Besucher empfangen hatte, wurde unter den Anwesenden die Frage laut, ob es nötig sei, das Fenster des Zimmers zu öffnen. Nur ganz von

ungefähr war diese Frage gestellt worden; sie wurde deshalb nicht weiter beachtet und blieb ohne Antwort. Wenn auch jeder sie vernommen hatte, so hatten höchstens nur einzelne sie als Abgeschmacktheit empfunden. Denn allen Anwesenden schien die Voraussetzung, die Leiche des Entschlafenen könne verwesen und ihr daher Verwesungsgeruch entströmen, eine Annahme zu sein, die nur Bedauern, wenn nicht Spott verdiene. So blieb die Frage unbeantwortet; konnte sie doch nur tadelnswertem Kleinglauben entsprungen sein. Man erwartete gerade das Gegentheil.

Aber bald nach Mittag begann etwas, das die Ein- und Ausgehenden zuerst nur schweigend und im stillen bemerkten. Jeder fürchtete sich, seinem Nachbarn den aufsteigenden Gedanken mitzuteilen. Doch um drei Uhr nachmittags machte es sich bereits so deutlich und unzweifelhaft bemerkbar, daß die Nachricht sich im Augenblick durch die ganze Einsiedelei und unter allen Pilgern und Gästen verbreitete, auch sogleich ins Kloster drang und bei allen Mönchen Verwunderung hervorrief. In kurzer Zeit erreichte sie auch die Stadt, wo sie alle, Gläubige wie Ungläubige, in höchste Aufregung versetzte. Die Ungläubigen freute eine solche Kunde. Aber unter den Gläubigen fanden sich viele, die sich noch mehr darüber freuten als die Ungläubigen. Denn die Menschen lieben den Fall des Gerechten und seine Schmach, wie der verstorbene Starez mehr als einmal in seinen Unterweisungen gesagt hatte.

Die Sache war kurz folgende. In der kleinen Zelle, in welcher der Tote aufgebahrt lag, machte sich mit der Zeit immer mehr der Verwesungsgeruch bemerkbar. Zuerst empfand man ihn kaum. Doch um drei Uhr nachmittags war ein Zweifel nicht mehr möglich; und dabei nahm der Geruch immer noch zu. Ein solches Argerniß, wie es jetzt in so augenfälliger Weise offenbar wurde, war schon lange nicht vorgekommen. Ja, aus der ganzen Geschichte unseres Klosters konnte man sich keines ähnlichen Falles erinnern.

Die Folgen dieses Geschehnisses waren fast ungläublich. Wenn sich in späteren Zeiten einige von den verständigeren Mönchen die Einzelheiten dieses Tages ins Gedächtnis zurückriefen, konnten sie sich nicht genug darüber wundern, wie das

Argernis in so unfaßlicher Weise hatte um sich greifen können. Auch früher war es vorgekommen, daß den Leichen mancher Mönche, die einen reinen, gottgefälligen Wandel geführt hatten und als gottesfürchtige Starken gestorben waren, trotzdem Verwesungsgeruch entströmt war, ohne daß dadurch ein Argernis oder nur die geringste Aufregung hervorgerufen wäre.

Freilich hatte es in unserem Kloster auch einige gegeben, die in hohem Alter verstorben waren und von deren Leichen nach der Überlieferung kein Verwesungsgeruch ausgegangen war. Diese Überlieferungen machten einen geradezu geheimnisvollen Eindruck auf die Bruderschaft, und die Mönche bewahrten sie im Gedächtnis wie etwas Herrliches und Wunderbares, wie die Verheißung eines noch größeren Ruhmes, der in Zukunft aus den Gräbern dieser Heiligen aufsteigen werde, wenn nach Gottes Willen die rechte Zeit da ist.

Besonders lebendig war das Andenken an den Starek Hiob, der erst mit hundertfünf Jahren gestorben und ein berühmter Glaubenseiferer, ein großer Fasser und großer Schweiger gewesen war. Er war schon zu Anfang dieses Jahrhunderts gestorben, und sein Grab wurde mit besonderer Achtung allen Pilgern gezeigt, die zum erstenmal ins Kloster kamen, und geheimnisvoll wurde an ihm mancher großen Hoffnung Erwähnung getan. Auf seinem Grabe hatte Pater Paissi Aljoscha angetroffen. Wie an diesen Starek, der an Altersschwäche gestorben war, lebte auch die Erinnerung an den vor nicht allzulanger Zeit verstorbenen Starek Warssonoffi im Kloster fort. Von ihm hatte der Starek Soffima die Starkenwürde übernommen. Bei seinen Lebzeiten war er von allen das Kloster besuchenden Pilgern für schwachsinzig gehalten worden. Von den beiden erhielt sich die Überlieferung, daß sie wie Lebende in ihren Särgen gelegen hätten, daß sie völlig unverwest begraben seien und daß ihr Angesicht im Sarge geradezu geleuchtet habe. Manche wollten sich sogar aufs bestimmteste erinnern, daß ihre Leichname Wohlgeruch ausgeströmt hätten.

Ungeachtet all dieser Erinnerungen läßt es sich schwer erklären, warum am Sarge des Starek Soffima eine so alberne, böswillige Aufregung entstehen konnte. Es sind jeden-

falls die verschiedensten Gründe und Ursachen zusammengetroffen. Nicht zum mindesten trug dazu bei die bei manchem eingewurzelte Abneigung, sogar Feindschaft gegen das Starkentum, das als schädliche Neuerung in den Köpfen vieler Mönche des Klosters galt. Eine Hauptrolle spielte der Neid auf die Heiligkeit des Entschlafenen, an die schon zu seinen Lebzeiten so fest geglaubt wurde, daß es geradezu als verboten galt, dagegen zu sprechen.

Denn obgleich der Verstorbene nicht so sehr durch Wunder wie durch Liebe viele an sich gezogen und eine ganze Welt von Liebe um sich geschaffen, hatte er sich nichtsdestoweniger oder gerade dadurch umsomehr Neider und infolgedessen auch erbitterte Feinde, offene und geheime, nicht nur unter den Mönchen, sondern auch unter den Weltlichen geschaffen. Niemandem hatte er Böses getan. Trotzdem wurde die Frage aufgeworfen: „Warum wird er für heilig gehalten?“ Schon allein diese eine Frage schuf, da sie immer von neuem wiederholt wurde, einen ganzen Abgrund von Schlechtigkeit und Bosheit.

Daraus erklärt sich die geheime Schadenfreude bei vielen, als sie von der Verwesung der Leiche und von der Schnelligkeit hörten, mit der sie eintrat — es war noch nicht ein Tag nach dem Verschiden vergangen. Andererseits fühlten sich unter denen, die dem Starez bis dahin ergeben waren und ihn hochgeachtet hatten, manche durch das Ereignis fast persönlich gekränkt und beleidigt.

Kaum hatte sich der Verwesungsgeruch bemerkbar gemacht, so konnte man schon am Mienenspiel der Mönche, die in die Zelle des Entschlafenen eintraten, erkennen, weshalb sie kamen. Sie traten ein, blieben eine Weile stehen und eilten dann, so schnell wie möglich der draußen wartenden Menge die Nachricht zu bestätigen. Von den Wartenden schüttelten die einen bekümmert den Kopf; andere indes konnten ihre Genugthuung nicht mehr verbergen, triumphierend sprach die Schadenfreude aus ihren boshaften Blicken. Keiner trat ihnen entgegen, keiner wollte ein Wort für den Toten einlegen. Das war sonderbar, weil dem entschlafenen Starez immerhin mehr als die Hälfte der Bruderschaft ergeben gewesen war. Es schien in der Ab-

sicht der Vorsehung zu liegen, daß die Minderheit die Oberhand behielt.

Bald erschienen in der Zelle auch weltliche Spione, die Gebildeten, die Klostergäste. Das einfache Volk ging nicht hinein, wenn es auch an der Pforte der Einsiedelei in großen Scharen zusammengedrängt stand. Als sich nach drei Uhr nachmittags die ärgerliche Nachricht schon verbreitet hatte, nahm der Besuch der weltlichen Gäste sehr zu. Viele von den Weltlichen, die an diesem Tage vielleicht gar nicht erschienen wären und überhaupt nicht die Absicht gehabt hatten, ins Kloster zu gehen, waren jetzt aus bloßer Neugier gekommen. Unter ihnen befanden sich auch einige Personen von höherem Range.

Übrigens wurde äußerlich der Anstand noch gewahrt und Pater Jossiff fuhr fort, mit ernster Miene und lauter Stimme fest und vernehmlich die Evangelien zu lesen, obschon er seit längerem die Unruhe um sich wahrgenommen hatte. Schließlich drangen die Reden auch an sein Ohr, zuerst nur leise, allmählich jedoch immer vernehmlicher.

„Da sieht man es: Gottes Urteil ist anders als der Menschen Urteil!“ hörte er plötzlich an seiner Seite sagen. Ein städtischer Beamter hatte diese Worte gesprochen, ein Mann in vorgerückten Jahren, der sehr gottesfürchtig war und laut das wiederholte, was die Mönche sich bereits während der ganzen Zeit zugeflüstert hatten. Das Schlimmste war, daß sich in diesen Reden allmählich fast ein Triumph zum Ausdruck brachte.

Bald nachher wurde die mühsam bewahrte Haltung durchbrochen. Jeder schien sich für berechtigt zu halten, nach besten Kräften mitzuwirken.

„Wie kommt es,“ sagten einige von den Mönchen anfänglich noch bedauernd, „sein Körper war nicht fleischig und fett; er war so hager, nur Haut und Knochen. Woher kann der Geruch kommen?“

„Es ist nichts weiter als ein Fingerzeig Gottes,“ erklärten andere bedeutungsvoll, und ihre Meinung wurde widerspruchlos hingenommen.

Man wies besonders darauf hin, daß der Verwefungs-

geruch bei einem gewöhnlichen, sündigen Sterblichen sich erst viel später einzustellen pflege, wenigstens nicht mit einer derartigen Schnelligkeit, im äußersten Falle nach vierundzwanzig Stunden.

„Dieser hat der Natur vorgegriffen. Folglich kann es nichts anders sein als ein Fingerzeig Gottes. Ja, ein Gotteszeichen ist es!“

Diese Auslegung machte großen Eindruck. Der bescheidene Pater Jossiff, der Liebling des Verstorbenen, wandte sich an einige von den Rädelsführern mit der Behauptung: es sei nicht überall so, und die rechtgläubige Kirche habe kein Lehrstück, wonach die Leichen der Gerechten nicht verwesen dürften, und es sei auch nur ein Vorurteil; an den rechtgläubigsten Orten wie auf dem Athos nehme man an dem Verwesungsgeruch der Gerechten gar keinen Anstoß und sei das Nichtverwesen der Leichen durchaus nicht ein Hauptmerkmal der Verherrlichung der Geretteten, sondern die Farbe ihrer Knochen, nachdem die Leichen schon viele Jahre in der Erde gelegen hätten.

„Wenn die Knochen gelb wie Wachs sind, ist das ein Zeichen, daß Gott den Entschlafenen verherrlicht hat; wenn sie aber nicht gelb sind, sondern schwarz, so bedeutet es, daß Gott ihn solches Ruhmes nicht für würdig befunden hat. So ist es auf dem Athos, wo die Rechtgläubigkeit sich von altersher unerschütterlich in der leuchtendsten Reinheit erhalten hat,“ schloß Pater Jossiff.

Doch die Rede des frommen Paters machte gar keinen Eindruck; sie rief sogar spöttischen Widerspruch hervor:

„Das ist alles nur Gelehrsamkeit und Neuerung; es verlohnt sich gar nicht, darauf zu hören,“ behaupteten die Mönche unter sich.

„Bei uns gilt das Alte. Als ob es heutzutage noch nicht genug Neuerungen gibt! Soll man denn alles nachahmen?“ setzten andere hinzu.

„Wir haben nicht weniger Heilige gehabt als sie. Die auf dem Athos haben unter dem Türkenjoch alles vergessen. Ihre Rechtgläubigkeit ist schon längst getrübt. Sie haben nicht einmal Glocken,“ meinten die Spötter.

Pater Jossiff entfernte sich betrübt, umso mehr als auch er nur halb an seine Worte glaubte. Mit Schrecken nahm er wahr, daß eine immer mächtigere Bewegung um sich griff und sogar der Ungehorsam sein Haupt erhob. Wie Pater Jossiff verstummten allmählich auch alle anderen einsichtigen Männer. Bald waren alle, die den verstorbenen Starez geliebt hatten und in frommem Gehorsam Anhänger des Starezentums gewesen waren, über die Massen erschrocken; wenn sie sich begegneten, wagten sie einander kaum anzusehen. Dagegen erhoben die Feinde des Starezentums stolz das Haupt.

„Vom verstorbenen Starez Warssonoffi ist nicht nur kein Verwesungsgeruch ausgegangen, ihm ist sogar Wohlgeruch entströmt,“ sagten sie schadenfroh und triumphierend; „denn er war nicht bloß ein Starez, sondern überhaupt ein Gerechter.“

Die Folge war, daß sie anfangen, den eben Verstorbenen zu verurteilen und anzuklagen.

„Seine Lehre war nicht die rechte. Er lehrte: das Leben sei eine große Freude und nicht eine Demütigung in Tränen,“ sagten einige von den Ungebildeten.

„Er glaubte nach der neuen Mode. So erkannte er ein wirkliches Feuer in der Hölle nicht an,“ fügten andere noch Unverständigere hinzu.

„Im Fasten war er nicht streng. Er erlaubte sich Süßigkeiten; den Tee trank er gern mit Kirschenmus. Die Damen schickten ihm alles zu. Darf ein Einsiedler Tee trinken?“ hörte man einige neidische Stimmen aus dem Haufen.

„Stolz aufgebläht saß er da,“ bemerkten immer erbitterter die Schadenfrohren; „für einen Heiligen hielt er sich. Man warf sich vor ihm auf die Knie, und er nahm es als etwas Selbstverständliches hin.“

„Das Sakrament der Beichte hat er entweiht,“ tuschelten boshaft die heftigsten Gegner des Starezentums.

Es waren die ältesten und strengsten Mönche, eifrige Fasser und große Schweiger, die zu Lebzeiten des Starez geschwiegen hatten, jetzt aber den Mund aufstuten. Ihr Benehmen war umso gefährlicher, als ihre Worte einen starken Einfluß auf die jüngeren, noch nicht innerlich gefestigten Mönche hatten.

Sehr eifrig horchte der Gast aus dem Obdorskschen Kloster auf alles, was gesprochen wurde, seufzte tief und schüttelte den Kopf: „Pater Serapont hat gestern recht geurteilt, wie ich sehe,“ dachte er.

Da erschien auch Pater Serapont in eigener Person, um die Verwirrung noch größer zu machen.

Wie schon früher erwähnt wurde, verließ er nur selten seine kleine hölzerne Zelle im Dienengarten; ja, bisweilen erschien er lange nicht einmal im Gottesdienst; doch trug man ihm sein Verhalten als einem Schwachsinnigen nicht weiter nach. Es wäre auch nicht gut möglich gewesen. Denn einem so großen Fasser und Schweiger gegenüber, der Tag und Nacht betete — er schlief oft auf den Knien liegend ein — wäre es kleinlich gewesen, die Einhaltung der Regeln, die für die übrigen vorgeschrieben waren, zu verlangen, wenn er sie selbst nicht befolgen wollte.

„Er ist heiliger als wir alle und hat Schwereres auf sich genommen, als die Regel verlangt,“ sagten die Mönche; „wenn er nicht in die Kirche geht, soll das heißen: er weiß selbst besser, wann er hinzugehen hat. Er hat seine eigene Regel.“

Um die Äußerungen des Unwillens auf seiten der Mönche möglichst zu verhindern, hatte man Pater Serapont ganz in Ruhe gelassen.

Der Stares Soffima liebte, wie allen bekannt war, den Pater Serapont nicht gerade sehr. Jetzt war die Nachricht, daß Gottes Urteil nicht dasselbe sei wie der Menschen Urteil, und daß dieses sogar in den natürlichen Gang der Dinge eingegriffen habe, bis in Pater Seraponts Zelle gedrungen, der ihn gestern besucht und tief erschüttert verlassen hatte.

Pater Paissi, der fest und unentwegt am Sarge die Evangelien las und daher nichts hören und sehen konnte von dem, was außerhalb der Zelle vorging, ahnte doch richtig das Hauptsächlichste, weil er seine Umgebung durch und durch kannte. Er ließ sich nicht im mindesten aus der Fassung bringen, sondern sah dem Kommenden vollkommen furchtlos entgegen, wenn er auch nicht aufhörte, gespannt die Entwicklung der Aufregung zu verfolgen.

Plötzlich vernahm er vom Vorzimmer her einen außer-

gewöhnlichen Lärm, ungebührlich in dieser ersten Stunde. Die Zellentür wurde geräuschvoll aufgestoßen, und auf der Schwelle erschien Pater Ferapont. Hinter ihm drein drängten, wie man deutlich aus der Zelle sehen konnte, viele Mönche, unter denen sich auch Weltliche befanden. Sie traten indes nicht ein und wagten auch nicht, auf die Treppe zu steigen. Sie warteten nur, was Pater Ferapont sagen und tun werde. Sie fühlten, daß dieser große Schweiger nicht umsonst gekommen war.

Als Pater Ferapont auf der Schwelle erschien, erhob er seine beiden Hände. Da lugten hinter seinem rechten Arm die scharfen, spähenden Auglein des Obborst'schen Mönches hervor, der seine Neugier nicht hatte bezwingen können und Pater Ferapont auf die Treppe gefolgt war. Beim Geräusch der unsanft geöffneten Tür waren die übrigen zurückgeschreckt und drängten in angstvoller Scheu noch mehr zurück. Pater Ferapont hielt die Hände empor und brüllte plötzlich:

„Austreibend werde ich dich, austreiben!“

Sofort begann er, nach allen vier Seiten des Zimmers Kreuzeszeichen zu machen. Diese Handlungsweise war den Begleitern des Pater Ferapont wohlbekannt. Sie wußten, daß er immer so auftrat, wohin er auch kam, und sich nicht eher hinsetzte noch ein Wort sagte, ehe er nicht die unreine Macht ausgetrieben hatte.

„Weiche, Satan, von hier!“ wiederholte er bei jedem Kreuzeszeichen. „Austreibend treibe ich dich hinaus!“ brüllte er von neuem.

Er trug seine grobe Mönchskutte und war mit einem Strick umgürtet. Aus dem sackleinenen Hemde blickte seine mit grauen Haaren bewachsene Brust hervor. Er war barfüßig. Wenn er seine Hände erhob, rasselten und klirrten die schrecklichen Ketten, die er unter der Kutte trug.

Pater Paissi unterbrach das Lesen, trat auf ihn zu und stellte sich in Erwartung vor ihn hin.

„Warum bist du gekommen, ehrwürdiger Pater? Warum verlegest du den Anstand? Warum verwirrst du die fromme Herde?“ fragte er ihn mit strengem Blick.

„Weswegen ich gekommen bin? Wen fragst du? Wie

glaubst du?“ schrie Pater Terapont und gebärdete sich wie ein Schwachsinziger. „Um eure Gäste, die wüsten Teufel, auszutreiben. Ich sehe, daß sich hier ohne mich viele angesammelt haben. Mit einem Birkenquast will ich sie ausfegen!“

„Unreines willst du austreiben, dienst aber vielleicht selbst dem Unreinen,“ sagte unerschrocken Pater Paissi. „Wer kann von sich sagen, daß er heilig sei? Etwa du?“

„Was bin ich, aber kein Heiliger! In den Lehnstuhl setze ich mich nicht und lasse mir nicht Verbeugungen machen wie einem Gözen!“ donnerte Pater Terapont. „Heutzutage richten die Menschen den heiligen Glauben zugrunde. Der Verstorbene, euer Heiliger dort“ – er wandte sich an die Aufstehenden und zeigte auf den Sarg – „hat von den Teufeln nichts wissen wollen. Nur Abführmittel verschrieb er gegen die Teufel. Sie haben sich deshalb bei euch vermehrt wie die Spinnen in den Ecken. Er selbst stinkt jetzt. Darin sehen wir einen Fingerzeig Gottes!“

Es war wirklich einmal zu Lebzeiten des Starez Sossima geschehen, daß einem Mönche der unreine Geist zuerst im Traume und dann auch im Wachen erschienen war. Als er entsetzt dem Starez Mitteilung gemacht hatte, war ihm ununterbrochenes Gebet und verstärktes Fasten angeraten. Als dies nicht helfen wollte, hatte der Starez gesagt: er solle im Beten und Fasten fortfahren, daneben aber eine gewisse Arznei zu sich nehmen. Das hatte bei vielen Anstoß erregt. Sie hatten untereinander viel darüber geredet und den Kopf geschüttelt. Am meisten hatte aber Pater Terapont geschimpft, dem einige Tadler eiligst die ungewöhnliche Anordnung des Starez mitgeteilt hatten.

„Weiche von hier!“ sagte befehlend Pater Paissi. „Nicht Menschen steht ein Urteil zu, sondern nur Gott. Vielleicht ist es ein Hinweis, den weder du, noch ich, noch sonst jemand begreifen kann. Gehe fort von hier und verwirre die Herde nicht!“ wiederholte er mit fester Stimme.

„Das Fasten hat er nicht eingehalten, wie es einem Einsiedler zukommt. Deshalb ist uns dieser Hinweis geworden. Das ist klar, und Sünde wäre es, würde es verheimlicht.“ Der vollkommen außer sich geratene Sanatiker konnte sich

immer noch nicht beruhigen. „Mit Konfekt hat er sich verführen lassen; die Damen haben es ihm in ihren Taschen mitgebracht. Süßen Tee hat er geschlürft. Seinen Bauch hat er zu seinem Gott gemacht und ihn mit Süßigkeiten angefüllt wie seinen Geist mit anmaßenden Gedanken. Darum hat er den Schimpf erlitten.“

„Leichtfertig sind deine Worte!“ sagte mit erhobener Stimme Pater Paissi. „Ich bewundere dein Fasten und deinen Glaubenskampf. Doch leichtfertig wie ein Jüngling redest du, der in der Welt unselbständig dasteht. Gehe fort von hier! ich befehle es dir!“ rief drohend zum Schluß Pater Paissi.

„Ich gehe schon!“ brummte Pater Ferapont einigermaßen eingeschüchtert. Doch seine Erregung war nicht verfliegen. „Gelehrte seid ihr! Mit eurem hohen Verstande erhebt ihr euch über meine Nichtigkeit. Ich kam mit geringen Kenntnissen, doch jetzt habe ich alles vergessen, was ich gewußt habe. Gott selbst hat mich Eeringen vor eurer Gelehrsamkeit bewahrt.“

Pater Paissi stand fest entschlossen dicht vor ihm. Pater Ferapont schwieg. Dann wurde er traurig, stützte den Kopf in die Hand, sah auf den Sarg des Starek und fragte in singendem Tonfall:

„Über ihn wird man morgen den schönsten Kanon singen; über mich nur das kleine Verslein!“ sagte er mit Tränen in den Augen. „Hoffärtig und aufgeblasen sind sie; das ist hier ein Ort der Eitelkeit!“ schrie er plötzlich wieder wie wahnsinnig und winkte mit der Hand ab, drehte sich um und schritt schnell die Stufen der Treppe hinunter.

Die draußen wartende Menge wich vor ihm zurück. Einzelne folgten ihm; andere zauderten, denn die Thür der Zelle stand offen. Pater Paissi war Pater Ferapont auf die Treppe gefolgt und sah ihm nach. Der aufgeregte Greis konnte sich noch immer nicht beruhigen. Kaum war er zwanzig Schritte gegangen, da wandte er sich der untergehenden Sonne zu, erhob beide Hände und stürzte laut schreiend zur Erde nieder:

„Mein Gott hat gesiegt! Christus hat über die untergehende Sonne gesiegt!“ schrie er wie rasend, erhob die Hände zur Sonne, fiel mit dem Gesicht auf die Erde und weinte

bitterlich wie ein kleines Kind. Er beugte am ganzen Körper und breitete seine Hände über die Erde aus.

Alles stürzte ihm nach. Lautes Rufen, lautes Weinen antwortete ihm. Ein wilder Zaumel ergriff alle.

„Da seht ihr, wer der Heilige und Gerechte ist!“ ließen sich jetzt bereits ohne Scheu Stimmen vernehmen. „Da seht ihr, wer Stares sein sollte!“ fügten andere erbittert hinzu.

„Er will kein Stares sein, erkennt sie nicht an, will die verfluchte Neuerung nicht mitmachen, die Dummheit nicht nachahmen,“ riefen wieder andere.

Wer weiß, wie weit es noch gekommen wäre, wenn nicht in diesem Augenblick die große Glocke zum Gottesdienst gerufen hätte. Alle bekreuzten sich. Auch Pater Ferapont stand auf, bekreuzte sich und ging, ohne sich umzusehen und immer vor sich hinhurmelsend in seine Zelle. Einige Mönche folgten ihm; doch waren es nur wenige. Die meisten verließen sich oder eilten zum Gottesdienst.

Pater Paissi übergab den Lesedienst an Pater Jossiff und ging hinunter. Das wilde Geschrei des Fanatikers konnte ihn nicht wankend machen; er war aber betrübt und sorgte sich um etwas. Auf einmal blieb er stehen und fragte sich: „Woher kommt diese Trauer und diese Niedergeschlagenheit?“ Da wurde er sich zu seinem Erstaunen bewußt, daß seine gedrückte Stimmung von einem unbedeutenden, besonderen Zufall herührte. Er hatte in der Menge, die sich um den Eingang zur Zelle scharte, auch Aljoscha bemerkt, und erinnerte sich, daß es ihm da wie ein Stich durchs Herz gegangen war.

„Ist denn dieser Jüngling meinem Herzen wirklich so wert?“ fragte er sich verwundert.

In demselben Augenblick ging Aljoscha an ihm vorüber, als eile er irgendwohin. Doch schlug er nicht die Richtung zur Kirche ein. Schnell wandte Aljoscha seine Augen ab und sah zu Boden. An seiner Miene erkannte Pater Jossiff sofort, daß sich an dem Jüngling eine bedeutungsvolle innere Umwandlung vollzogen hatte.

„Hast du dich auch hinreißen lassen?“ rief Pater Paissi.

„Gehörst du auch zu den Kleingläubigen?“ fügte er traurig hinzu.

Aljoscha blieb stehen. Unsicher blickte er zu Pater Paissi auf, wandte aber schnell die Augen ab und senkte den Blick wieder zu Boden. Halb zur Seite gewandt stand er da, ohne sich zum Fragenden umzuwenden. Aufmerksam beobachtete ihn Pater Paissi.

„Wohin willst du?“ fragte er wieder. „Es läutet zur Messe.“

Aljoscha gab keine Antwort.

„Willst du aus dem Kloster gehen, ohne um Erlaubnis und um den Segen zu bitten?“

Ein halbes Lächeln spielte um Aljoschas Mund; und einen sehr sonderbaren Blick warf er dem fragenden Pater zu, dem er von seinem verstorbenen Lehrer, dem früheren Beherrscher seiner Seele und seines Geistes, anvertraut war. Ohne Antwort winkte er nur mit der Hand ab, als habe er für eine Ehrerbietung nichts mehr übrig, und verließ mit schnellen Schritten die Einsiedelei durch das Eingangstor.

„Du kommst wieder!“ sprach Pater Paissi vor sich hin und sah ihm traurig nach.

2

Solch ein Augenblick

Water Paissi irrte sich nicht in der Annahme: sein lieber Junge werde wiederkommen, und hatte, wenn auch nicht ganz, so doch richtig Aljoschas Seelenstimmung erraten. Dieser gehörte sicherlich nicht zu den Kleingläubigen. Das Gegenteil war eher der Fall. Nur weil er zu fest glaubte, wurde er verwirrt. Eine große Verwirrung war es; und alles, was sich ereignete, wirkte so bedrückend auf ihn ein, daß er selbst nach langer Zeit diesen kummervollen Tag für einen der schwersten und verhängnisvollsten seines Lebens hielt.

Wollte man aber sagen: „Sollte wirklich sein ganzer Kummer und die tiefe Unruhe seines Herzens davon herrühren, daß der Leichnam seines Starez, statt unmittelbar seine Heilskraft zu offenbaren, im Gegenteil so früh in Verwesung übergegangen war,“ so ist unbedingt zu antworten: Ja, so war es in der That.

Hier handelte es sich nicht um die Erwartung von Wundern, die in ihrer Ungeduld leichtfertig gewesen wäre, sondern um die höhere Gerechtigkeit, die seiner Meinung nach verlest war. Das hatte sein Herz so grausam verwundet. Es war durchaus nicht verwunderlich, daß, wie die Dinge einmal lagen, diese Gerechtigkeit zur Erwartung eines Wunders wurde, das unverzüglich von dem irdischen Staube seines vergötterten Starez ausgehen werde. Das erwarteten doch alle im Kloster, selbst die, vor deren überragendem Verstande sich Mjoscha beugte, beispielsweise Pater Paissi. So war es denn auch mit Mjoscha.

Ohne weiter durch Zweifel beunruhigt zu werden, nahmen seine Erwartungen dieselbe Form an wie die der anderen. Lange schon hatte sich seine Erwartung in seinem Herzen zur vollen Überzeugung entwickelt. Lebte er doch schon ein ganzes Jahr lang im Kloster, in der unmittelbaren Nähe des Starez. Gerechtigkeit wollte er sehen und nicht Wunder. Und der nach seiner unerschütterlichen Zuversicht von allen auf der Welt am höchsten dastehen sollte, er erntete jetzt statt der ihm zukommenden Ehre nur Schmach und Spott! Warum? Wer hatte gerichtet? Wer durfte so richten? Das waren die Fragen, die sein unerfahrenes, kindliches Herz bedrängten.

Er konnte es nicht ohne Erbitterung ertragen, daß der Gerechteste aller Gerechten der lächerlichen, boshaften Verspottung durch eine leichtfertige, weit unter ihm stehende Menge preisgegeben war. Mochte auch kein Wunder geschehen, mochte das Erwartete nicht sofort in die Erscheinung treten, warum aber diese Unehre, dieser Schimpf, warum die baldige Verwesung, die der Natur sogar vorgegriffen hat, wie die boshafte Mönche sagten? Warum dieser Fingerzeig Gottes, auf den sie zusammen mit Pater Serapont triumphierend hinielen? Warum verbirgt sich die göttliche Gerechtigkeit im

dringendsten Augenblick, gerade als wolle sie sich selbst den blinden und tauben, unbarmherzigen Naturgesetzen unterordnen? dachte Aljoscha.

Darum blutete sein Herz. Möchte dieser Kummer auch unverständig sein; es war doch besser, als wenn Aljoscha in solchem Augenblick zu verständlich gewesen wäre. Der Verstand kommt schon mit der Zeit bei jedem nicht zu dummen Menschen. Wenn sich aber in einem so ungewöhnlichen Zeitpunkte im Herzen eines Jünglings keine Liebe zeigt, wann soll sie dann kommen?

Überdies tauchte noch etwas anderes an diesem für Aljoscha bedeutungsvollen Tage in seinem Kopfe auf. Dieses neue Etwas bestand in einigen unruhigen Eindrücken, die in der Erinnerung an sein gestriges Gespräch mit Iwan in ihm wach wurden. Und das noch gerade jetzt! Die Grundlagen seines Glaubens hätten sie in seiner Seele nicht wankend machen können. Er liebte seinen Gott und glaubte unwandelbar an ihn, wenn er sich auch jetzt gegen seine Entscheidung aufgelehnt hatte. Doch war in seiner Seele eine dumpfe, peinliche Erinnerung an das Gespräch mit seinem Bruder zurückgeblieben. Jetzt stieg sie wieder auf und nahm ihn allmählich mehr und mehr gefangen.

Als die Dämmerung heraufkam, fand Nikitin, der durch das Wäldchen der Einsiedelei auf das Kloster zuing, Aljoscha unter einem Baum. Er lag mit dem Gesicht auf der Erde unbeweglich, wie schlafend. Nikitin trat zu ihm und rief ihn an:

„Du hier, Alexei? Ist es denn mit dir . . .“ rief er verwundert, stockte indes mitten im Satze.

Er wollte sagen: „Ist es denn mit dir schon so weit gekommen?“

Aljoscha sah ihn nicht an. Doch erriet Nikitin an einer leichten Bewegung, daß jener ihn gehört und verstanden hatte.

„Was ist denn mit dir passiert?“ fragte er verwundert weiter.

Seine Verwunderung machte bald einem Lächeln Platz, das immer spöttischer wurde.

„Schon zwei Stunden lang suche ich dich. Du warst mit

einemal verschwunden. Was tust du denn hier? Was machst du für Dummheiten? Sieh mich wenigstens an."

Aljoscha hob den Kopf, setzte sich auf und lehnte sich gegen den Baumstamm. Er weinte nicht. Doch man sah seinem Gesicht deutlich den Schmerz an, und aus seinen Augen sprach die Erregung, in der er sich befand. Er sah Rakitin nicht an, sondern blickte zur Seite.

"Dein Gesicht hat sich ja ganz verändert. Von der früheren Engelsunschuld ist nichts mehr zu sehen. Du hast dich wohl über jemanden geärgert? Ist man dir zu nahe getreten?"

"Laß mich in Ruhe!" wies ihn Aljoscha ab, vermied indes auch fernerhin, ihn anzusehen und machte nur eine müde Bewegung mit der Hand.

"So bist du also! Du willst auch schon schnauzen wie die übrigen Sterblichen! Und das soll ein Ebenbild der Engel sein! Du setzest mich wirklich in Erstaunen, Aljoscha. Das sage ich dir ganz offen. Bisher habe ich dich immer für einen gebildeten Menschen gehalten."

Jetzt sah ihn Aljoscha an, doch geschah es so zerstreut, als habe er ihn gar nicht verstanden.

"Bist du wirklich so, weil dein alter Herr stinkt? Glaubst du im Ernst, er könne alte Wunder von neuem vorführen?"

"Ich glaubte, glaube und werde glauben. Willst du noch etwas?" fuhr Aljoscha gereizt auf.

"Gar nichts, mein liebes Kerlchen. Pfui Teufel, an solchen Schwindel glaubt nicht einmal ein dreizehnjähriger Schuljunge mehr. Du hast dich also durch deinen Gott gekränkt gefühlt? Ihr seid um eine Rangerhöhung gekommen, habt keinen Orden zu den Feiertagen gekriegt. Ihr armen Leuten!"

Aljoscha sah Rakitin lange mit halbgeschlossenen Augen an. Plötzlich blitzte etwas in ihnen auf. Doch war es nicht Ärger über Rakitin.

"Ich habe mich nicht durch meinen Gott gekränkt gefühlt. Aber seine Welt nehme ich nicht an," versetzte er mit verzerrtem Lächeln.

"Seine Welt nimmst du nicht an?" Rakitin suchte Sinn in die Worte zu bringen. "Was sind das wieder für Nebenarten?"

Aljoscha schwieg.

„Wollen aufhören mit dem Unsiin! — Hast du gegessen oder nicht?“

„Ich weiß nicht, ich glaube.“

„Du mußt unbedingt etwas zu dir nehmen. Wenn man dich ansieht, packt einen das Mitleid. Du hast ja nicht geschlafen in der Nacht. Wie ich hörte, habt ihr eine Sitzung gehabt. Und dieses Drunter und Drüber und Geschnattere obendrein. Höchstens ein Stück Hostie wirfst du im Munde gehabt haben. Ich habe in meiner Tasche ein Stück Wurst, die ich mir in der Stadt auf dem Wege hierher auf alle Fälle eingesteckt habe. Aber du ißt wohl keine Wurst?“

„Gib sie her!“

„Sieh einer an! Schon vollkommener Aufruhr mit Barrikaden! Es gibt Sachen, die nicht ganz zu verachten sind. Komm mit zu mir. Ich möchte ein Schnäpschen hinter die Binde gießen. Zum Schnaps wirfst du dich freilich nicht entschließen. Oder würdest du schließlich auch ein Gläschen genehmigen?“

„Gib auch Schnaps!“

„Großartig, Bruderherz!“ Rakitin sah ihn äußerst erstaunt an. „Schnaps und Wurst ist eine herrliche Sache und durchaus nicht zu versäumen. Komm also!“

Schweigend stand Aljoscha auf und folgte Rakitin.

„Würde sich dein Bruder Iwan wundern, wenn er das sähe! Dein Bruder ist übrigens heute morgen nach Moskau gefahren, weißt du es?“

„Ich weiß es,“ erwiderte Aljoscha teilnahmslos.

Plötzlich tauchte vor seinem Geiste die Gestalt seines Bruders Dimitri auf; aber es war nur ein Auftauchen. Ihm fiel dabei etwas sehr Eiliges ein, das keine Minute länger aufgeschoben werden durfte, eine Schuld, eine drückende Verpflichtung. Doch drang die Erinnerung nicht tief genug und verschwand in demselben Augenblick wieder aus seinem Gedächtnis. Später indes entsann sich Aljoscha deutlich dieses Augenblickes.

„Dein Bruder Iwan hat sich einmal geäußert: ich sei ein talentloser liberaler Saak. Auch du hast dich einmal verplappert und mir zu verstehen gegeben: ich sei unehrlich. Jetzt werde ich

eure Begabung und Ehrenhaftigkeit auf die Probe stellen.“

Die folgenden Worte verloren sich in einem Brummen.

„Laß uns um das Kloster herumgehen und den geraden Fußweg zur Stadt einschlagen! Ich muß übrigens zur Echowalowa. Denke dir: Ich teilte ihr brieflich alles mit, was sich bei uns zugetragen hatte, und sie antwortet mir in einem Briefchen — die Dame schreibt über die Mäßen gern Briefchen — daß sie von einem so ehrenwerten Greise wie dem Starez Sossima ein solches Verhalten nicht erwartet habe! Sie ist also gleichfalls empört über ihn. Ihr seid bei euch alle gleich! Halt!“ rief er und blieb stehen, packte Aljoscha an der Schulter und hielt ihn auf. Fragend sah er ihm in die Augen, ganz unter dem Eindruck eines unerwartet aufsteigenden Gedankens. Auf seinen Zügen lag ein Lächeln. Doch fürchtete er sich, diesen neuen Gedanken laut auszusprechen, so wenig wagte er an den seltsamen Umschlag in Aljoschas Stimmung zu glauben. „Aljoscha,“ flüsterte er schließlich bedächtig und vorsichtig, „wohin können wir jetzt am besten gehen?“

„Mir ist es gleich, wohin du willst.“

„Komme mit zu Gruschenka. Willst du?“ fragte Nafitin, zitternd vor Spannung.

„Laß uns zu Gruschenka gehen,“ stimmte Aljoscha sofort ruhig zu.

Dieses schnelle Einverständnis kam so unerwartet für Nafitin, daß er fast zurückschrak.

„Warum auch nicht!“ meinte er verduzt. Dann faßte er Aljoscha eilends unter den Arm und zog ihn mit sich fort, als habe er Angst, dieser könne sich anders entschließen. Schweigend gingen sie zur Stadt. Nafitin scheute sich sogar zu sprechen.

Sie wird sich freuen,“ brummte er; dann schwieg er wieder.

Doch führte er Aljoscha nicht zu Gruschenka, um ihr eine Freude zu machen. Er war ein gewiegter Mensch; ohne einen Vorteil für sich unternahm er nichts. Hier hatte er ein doppeltes Ziel im Auge. Erstens wollte er sich rächen, nämlich den Fall Aljoschas vom Heiligen zum Sünder erleben, worüber er sich

schon im voraus freute. Zweitens verfolgte er ein materielles Ziel, von dem später noch die Rede sein wird.

„Das ist der rechte Augenblick,“ dachte er und frohlockte boshaft; „den Augenblick dürfen wir uns nicht entgehen lassen; so gelegen kommt er uns nicht wieder.“

3

Das Zwiebelchen

Gruschenka wohnte im belebtesten Teile der Stadt, unweit der Hauptkirche. Sie hatte von einer Frau Morosoff, einer Kaufmannswitwe, ein Häuschen aus Holz auf dem Hofe gemietet. Das Haus, das Frau Morosoff für sich bewohnte, war ein aus Stein aufgeführtes zweistöckiges Gebäude, das von außen recht unschön wirkte. Außer der Besitzerin bewohnten es noch zwei Nichten von ihr, gleichfalls alte Jungfern.

Frau Morosoff hatte es nicht nötig, ihr Haus auf dem Hofe zu vermieten. Aber jedermann wußte, daß sie Gruschenka als Mieterin nur aufgenommen hatte aus Gefälligkeit gegen ihren Verwandten, den Kaufmann Samsonoff, den offiziellen Gönner Gruschenkas. Es hieß: der eifersüchtige Alte habe sie nur deshalb bei der Alten untergebracht, weil er damit gerechnet habe, daß die scharfen Augen der Morosowa die Auf-
führung der Mieterin genau beobachten würden. Er sah aber bald ein, daß die scharfen Augen gänzlich überflüssig waren, und auch die Morosowa gab schließlich ihr Amt als Auf-
passerin auf.

Vier Jahre waren seit der Zeit vergangen, als der Alte das schüchterne, blasse, hagere achtzehnjährige Mädchen aus der Kreishauptstadt in dieses Haus gebracht hatte. Die Lebensgeschichte des jungen Mädchens, das immer nachdenklich und traurig ausah, war im Städtchen nur wenig und un-

genau bekannt. Selbst dann, als sich viele für die Schönheit zu interessieren begannen, zu der sich Agrafena Alexandrowna in diesen Jahren entwickelt hatte, verlautete immer noch nichts Genaues über sie.

Es ging das Gerücht: Das Mädchen sei mit siebzehn Jahren von einem Offizier verführt und sofort verlassen. Der Offizier sei fortgefahren und habe bald nachher eine andere geheiratet. Gruschenka sei in Armut und Schande zurückgeblieben. Auch erzählte man: Der Alte habe Gruschenka zwar dürftigen Verhältnissen entnommen; doch entstammte sie einer achtbaren Familie. Ihr Vater sei ein Diakon oder etwas dergartiges gewesen.

In den letzten vier Jahren war die empfindliche, tiefgefränkte, hagere Waise zu einer stolzen russischen Schönheit aufgeblüht, zu einem Weibe mit entschlossenem, vielleicht zügellosem, jedenfalls aber stolzem Willen, das in Geldsachen sehr bewandert, dabei geizig und vorsichtig war und verstanden hatte, rechtmäßig oder unrechtmäßig, wie viele behaupteten, ein kleines Kapital zusammenzuscharren.

In einem Punkte stimmten aber alle überein. Es hielt sehr schwer, an Gruschenka heranzukommen. Außer ihrem Beschützer, dem Alten, konnte sich in den vier Jahren niemand rühmen, ihrer Gunst theilhaft geworden zu sein. Das verhielt sich wirklich so. Denn nach ihrer Gunst strebten nicht wenige, besonders in den letzten beiden Jahren. Alle Versuche indes schlugen fehl. Ein paar von den Unternehmungslustigen mußten sogar mit Schimpf und Schande abziehen bei dem unabsehbaren, spöttischen Widerstande des jungen Geschöpfes.

Man wußte auch, daß sie sich vor allem im vergangenen Jahr auf das gelegt hatte, was man allgemein Geschäfte nennt, und darin ungewöhnliche Fähigkeit gezeigt hatte, so daß man sie schließlich eine wahre Jüdin nannte. Nicht nur hatte sie Geld auf Zinsen ausgeliehen. Sie sollte auch seit einiger Zeit in Gemeinschaft mit Fedor Pawlowitsch Karamasoff Wechsel zu Spottpreisen verkaufen und beim Verkauf auf zehn Kopeten einen Rubel verdienen.

Der kranke Samsonoff, der im letzten Jahre wegen seiner geschwollenen Beine keinen Schritt mehr tun konnte und als

unerbittlicher und geiziger Mensch sicher über einige hunderttausend Rubel verfügte, fiel vollkommen dem Einfluß seiner Schutzbefohlenen anheim, die er anfangs, wie die Spötter meinten, ganz knapp halten wollen. Aber Gruschenka hatte verstanden, sich seiner Bevormundung zu entziehen; er hatte ein unbedingtes Vertrauen zu ihrer Treue.

Dieser Alte war ein tüchtiger Geschäftsmann und gleichfalls ein eigenartiger Charakter. Er war in seinem Geize hartherzig wie ein Kieselstein. Selbst Gruschenka, die doch einen bedeutenden Einfluß auf ihn gewann, so daß er kaum ohne sie leben konnte, verschrieb er kein größeres Kapital; ja, er wäre unerbittlich geblieben, wenn sie ihm gedroht hätte, ihn verlassen zu wollen. Dafür hatte er ihr eine Summe angewiesen, über deren Geringfügigkeit man später sehr erstaunt war.

„Du bist ein Weib, das nicht auf den Kopf gefallen ist,“ soll er ihr gesagt haben, nachdem er ihr gegen achttausend Rubel geschenkt hatte, „verdienen sollst du damit. Außer deinem jährlichen Unterhalt bekommst du bis zu meinem Tode nichts weiter. Auch in meinem Testament vermache ich dir nichts.“

Er hielt Wort. Als er starb, hinterließ er alles seinen Söhnen, die er sein ganzes Leben hindurch den Dienstboten gleich gehalten hatte. Gruschenka war nicht einmal im Testament erwähnt. Alles wurde erst in der Folgezeit bekannt.

Dagegen kargte er nicht mit Ratschlägen, wie Gruschenka mit ihrem Kapital wirtschaften sollte; er half ihr sogar bei ihren Geschäften. Als Fedor Pawlowitsch Karamasoff, der anfangs nur zu einem gelegentlichen Geschäft mit Gruschenka zusammengetroffen war, sich sterblich in sie verliebte und ihretwegen beinahe kindisch sich gebärdete, lachte der alte Samsonoff, der dem Tode schnell entgegenging, herzlich darüber. So lang das Verhältnis zwischen ihr und dem Alten währte, war sie ihm aufrichtig und von Herzen zugetan und zwar nur ihm allein. Als aber in letzter Zeit Dimitri Fedorowitsch mit seiner Liebe auftauchte, lachte der Alte nicht mehr.

Er riet vielmehr Gruschenka ernst und streng: „Willst du einen von beiden nehmen, dann nimm den Alten, aber nur

unter der Bedingung, daß der alte Schuft dich bestimmt heiratet und dir im voraus etwas Kapital verschreibt. Mit dem Leutnant lasse dich nicht ein; das führt zu nichts."

Diesen Rat hatte der alte Sünder Gruschenka gegeben. Er fühlte schon damals sein Ende nahen; einige Monate nach diesem Gespräch starb er auch.

Im Städtchen wußten viele um die ungeheuerliche Nebenbuhlerschaft von Vater und Sohn Karamasoff, deren Gegenstand Gruschenka war; wie sie zu beiden stand, erkannte wohl kaum einer. Sogar die beiden Dienstmädchen Gruschenkas sagten später nach der Katastrophe, von der weiterhin die Rede sein wird, vor Gericht aus, daß Agrafena Alexandrowna Dimitri Fedorowitsch nur aus Furcht empfangen habe, weil er ihr gedroht hatte, sie zu töten.

Sie hielt zwei Dienstmädchen: eine alte, franke, schwerhörige Köchin, die bereits bei ihren Eltern gedient hatte, und deren Enkelin, ein lebensfrohes Mädchen von zwanzig Jahren, das ihr Stubenmädchen war. Gruschenka lebte sehr sparsam. Auch ihre Wohnung war keineswegs reich ausgestattet. Sie bewohnte nur drei Zimmer, die von der Hausbesitzerin mit alten Möbeln versehen waren.

Als Rakitin und Aljoscha bei ihr eintraten, war es draußen schon fast dunkel, doch war trotzdem in den Zimmern noch kein Licht angemacht. Gruschenka lag in ihrem Empfangszimmer auf einem großen, plumpen Sofa, das mit bereits abgenutztem und hier und da durchlöchertem Leder überzogen war. Unter dem Kopfe hatte sie zwei weiße Daunenkissen, die sie von ihrem Bett genommen haben mochte. Sie lag auf dem Rücken und hatte beide Hände unter den Kopf geschoben. Geleidet war sie wie in Erwartung eines Besuches. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid; im Haar hatte sie einen duftigen Epitentuff, der ihr vorzüglich stand; um die Schultern war ein wertvoller Epitenschal geschlungen, den vorne eine schwere Goldbroche zusammenhielt.

Mit blassem Gesicht und heißen Lippen lag sie und schien ungeduldig auf jemanden zu warten; ihre rechte Fußspitze klopfte nervös an die Seitenlehne des Sofas. Rakitins und Aljoschas Eintritt rief im Hause eine kleine Aufregung hervor.

Schon im Vorzimmer hörten sie, wie Gruschenka schnell vom Sofa aufsprang und erschrocken sagte: „Wer ist da?“

Das Stubenmädchen empfing die Gäste und rief sofort ihrer Herrin zu: „Er ist es nicht; es sind andere!“

„Was ist mit ihr?“ flüsterte Kaitin und führte Aljoscha an der Hand ins Empfangszimmer.

Gruschenka stand immer noch erschrocken am Sofa. Eine schwere Flechte ihres dunkelblonden Haares löste sich und fiel auf ihre rechte Schulter hinab. Sie beachtete es aber nicht und steckte sie auch nicht eher auf, bevor sie sich vergewissert hatte, wer die Gäste waren.

„Ach, du bist es, Kaitka! Hast du mich erschreckt! Mit wem kommst du denn? Wer ist das, den du da mitgebracht hast!“ rief sie, als sie Aljoscha bemerkte.

„Laß Licht anmachen!“ sagte Kaitin in der nachlässigen Weise eines guten Bekannten, der sich das Recht herausnehmen kann, Anordnungen zu treffen.

„Natürlich Licht. Senja, bringe Licht. Du hast es also fertigbekommen, ihn mitzubringen!“ rief sie und nickte Aljoscha zu. Dann wandte sie sich zum Spiegel und brachte schnell ihre Haarflechte wieder in Ordnung.

Sie schien aber unzufrieden zu sein.

„Paßt es dir nicht?“ fragte Kaitin sofort beleidigt.

„Du hast mich erschreckt, Kaitka.“ Mit einem Lächeln wandte sie sich sofort an Aljoscha. „Mache dir keine Sorgen, Aljoscha. Ich freue mich furchtbar, daß du gekommen bist. Aber du hast mich erschreckt, Kaitka. Ich dachte nämlich, Mitja brähe wieder ein. Ich habe ihn vorhin betrogen. Das Ehrenwort habe ich ihn abgenommen, daß er mir glauben werde, und habe ihn dann doch betrogen. Ich sagte ihm, ich wolle zu Kufima Kufimitsch, meinem Alten, gehen und den ganzen Abend bis in die Nacht hinein mit ihm Geld zählen. Jede Woche gehe ich an einem Abend zu ihm hin, meine Rechnungen mit ihm in Ordnung zu bringen. Wir schließen uns dann ein. Er klappert auf dem Rechenbrett, und ich trage in die Bücher ein; nur zu mir hat er Vertrauen. Mitja glaubte mir, daß ich dort bleiben würde. Ich habe mich aber hier zu Hause eingeschlossen und erwarte eine bestimmte Nachricht.

Wie hat Euch Jenja nur hereinlassen können! Jenja! lauf schnell zur Hofpforte und sieh nach, ob nicht Dimitri Fedorowitsch in der Nähe ist. Vielleicht hat er sich irgendwo versteckt und lauert mir auf. Wie den Tod fürchte ich ihn!"

„Niemand ist dort, Agrafena Alexandrowna. Ich habe mir die Augen aus dem Kopfe gesehen. Alle Augenblicke laufe ich hinaus, um aufzupassen. Ich habe selbst solche Angst!"

„Hast du die Fensterläden geschlossen, Jenja? Lasse auch noch die Vorhänge herunter, Jenja!" Sie half selbst dabei. „Sonst kommt er hereingelaufen, wenn er das Licht sieht. Ja, Mjoscha, ich fürchte deinen Bruder sehr."

Gruschenka sprach lauter als sonst. Schien sie auch in Unruhe, so war sie doch wie in einem Freudenrausch.

„Warum fürchtest du gerade heute Mitja?" erkundigte sich Naktin. „Du bist doch sonst nicht so ängstlich. Er tanzt ja sowieso nach deiner Pfeife."

„Ich sagte dir, daß ich eine kleine, goldene Nachricht erwarte, so daß Mitja ganz überflüssig ist. Uebrigens hat er mir nicht geglaubt, daß ich heute bei Kusima Kusimitsch bleiben werde. Das liegt mir im Gefühl. Wahrscheinlich sitzt er jetzt bei Fedor Pawlowitsch in der Hinterstraße im Nachbargarten, um mir aufzulauern. Wenn er sich dort festgesetzt hat, umso besser, da wird er nicht herkommen. Mitja hat mich selbst zu Kusima Kusimitsch begleitet. Ich sagte ihm: bis Mitternacht würde ich beim Alten bleiben; er solle bestimmt um Mitternacht kommen und mich abholen. Er ging fort; ich saß ungefähr zehn Minuten beim Alten und kehrte darauf schnell hierher zurück. Wie bin ich gelaufen, weil ich stets fürchtete, ihm zu begegnen."

„Und jetzt hast du dich herausgeputzt! Was für ein feines Ding hast du da im Haar?"

„Bist du neugierig, Naktin! Ich sage dir ja, ich erwarte eine kleine Nachricht. Kommt sie, springe ich auf und fliege davon, daß ihr mich hier kaum gesehen habt. Darum habe ich mich aufgeputzt, um sogleich bereit zu sein."

„Wohin willst du fliegen?"

„Wer viel weiß, wird schnell alt."

„Sieh mal an! Du bist ja ganz aus dem Häuschen vor

Freude. So habe ich dich nie gesehen. Du hast dich ja fein gemacht wie zum Ball," sagte Naktin mit prüfendem Blick.

„Als ob du etwas von Bällen verständest!"

„Du vielleicht?"

„Ich habe mir einmal einen Ball angesehen vor drei Jahren, als Kusima Kusnitsch seinen Sohn verheiratete. Aber weshalb soll ich mich mit dir unterhalten, wenn solch ein Gast hier ist! Aljoscha, mein Liebling, wenn ich dich ansehe, kann ich's kaum fassen. Wie bist du denn hergekommen? Offen gestanden, ich habe dich nicht erwartet, nicht für möglich gehalten, daß du zu mir kommen werdest. Wäre es nicht gerade in diesem Augenblick, würde ich außer mir vor Freude sein. Setze dich hierher auf das Sofa! Ich kann es gar nicht glauben. Ach, Naktka, hättest du ihn gestern oder vorgestern gebracht! Doch ich freue mich auch heute. Vielleicht ist es besser in diesem Augenblick!"

Sie setzte sich neben Aljoscha auf das Sofa und sah ihn in freudigem Entzücken an. Ihre Freude war aufrichtig; sie lag nicht, wenn sie es sagte. Ihre Augen blühten, ihre Lippen lachten, aber gutherzig und gutmütig. Aljoscha hätte ihr eine solche Übermütigkeit gar nicht zugetraut. Bis zum gestrigen Tage hatte er sie nur wenig gesehen und sich von ihr die abschreckendste Vorstellung gemacht. Gestern hatte er ganz unter dem Eindruck ihres boshaften, heimtückischen Benehmens bei Katerina Iwanowna gestanden. Daher war er jetzt ganz erstaunt, in ihr ein ganz anderes und ihm völlig unerwartetes Wesen zu finden. Wie sehr ihn auch sein eigener Kummer niederdrückte, ließ er doch seine Augen nicht von ihr. Auch ihr Auftreten war seit gestern, wie es schien, ein anderes geworden. Ihre Sprache hatte nicht mehr das Singende, ihre Bewegungen nicht mehr das Gezierte und Gemachte. Alles an ihr war einfach und herzlich, ihre Bewegungen rasch und ungezwungen; nur war sie offenbar sehr aufgereg.

„Was heute alles passiert!" schwatzte sie weiter. „Ich weiß selbst nicht, warum ich mich über dich freue, Aljoscha, und wenn du mich selbst fragen würdest."

„Du solltest nicht wissen, weshalb du dich freust?" Naktin lächelte. „Warum hast du mich unaufhörlich gebeten, ihn

herzubringen? Du mußt doch einen Grund gehabt haben."

"Früher hatte ich einen Grund. Jetzt ist es vorüber. — Ich will Euch etwas vorsehen. Setze dich Rakitta, warum stehst du? Er ist beleidigt, Aljoscha, weil ich dich zuerst gebeten habe, Platz zu nehmen. Unglaublich empfindlich ist der Rakitta!" Gruschenka lachte. „Sei nicht böse, Rakitta, heute bin ich gut. Warum sitztest du so traurig da, Aljoscha? Fürchtest du dich?" Mit fröhlichem Lachen sah sie ihm in die Augen.

"Er hat großen Kummer. Die Kangerhöhung ist ausgeblieben," brummte Rakitin.

"Was für eine Kangerhöhung?"

"Sein Stares stinkt."

"Wer stinkt? Was schwachest du für Unsinn! Du willst wieder eine Gemeinheit anbringen. Schweig, Dummer. Laß mich auf deinen Knien sitzen, Aljoscha!" Damit sprang sie auf und setzte sich ihm lachend auf die Knie; wie ein Käsechen umfaßte sie mit dem rechten Arm zärtlich seinen Nacken. „Ich will dich schon lustig machen, mein frommer Junge! Du bist doch nicht böse, daß ich auf deinen Knien sitze? Sage es nur; ich springe sofort wieder ab.“

Aljoscha schwieg. Er saß da und wagte sich nicht zu rühren. Ihre Worte hörte er wohl, aber er antwortete nicht; er war förmlich erstarrt. Doch ging in ihm nicht vor, was man hätte erwarten können, oder was Rakitin, der ihn aufmerksam betrachtete, annahm. Der schwere Kummer in seinem Herzen überwog alle anderen Empfindungen, die hätten auftauchen können. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich Rechenschaft über seine Gefühle abzulegen, so hätte er sich gestehen müssen, daß er gegenwärtig gegen jede Verführung oder Verlockung gewappnet war. Nichtsdestoweniger wunderte er sich unwillkürlich über eine neue, eigenartige Empfindung, die mit einmal in seinem Herzen wach wurde. Dieses Wort flößte ihm nicht im geringsten jene Furcht ein, die ihn früher beim Gedanken an eine Frau befallen hatte — dieses Weib, das er am meisten von allen gefürchtet hatte, das jetzt auf seinen Knien saß und ihn umarmt hielt, erweckte in ihm ein ganz anderes, besonderes Gefühl, das Gefühl einer ungewöhnlichen, noch nie in dieser Weise empfundenen herzenseinen Anteil-

nahme, und zwar ohne jegliche Furcht, ohne den geringsten sonstigen Schrecken. Das setzte ihn hauptsächlich in Erstaunen.

„Jetzt ist wirklich Unsinn genug geschwätzt,“ rief Rakitin dazwischen. „Laß lieber Champagner kommen. Das ist deine Pflicht und Schuldigkeit, wie du selbst am besten weißt!“

„Ganz recht, ich bin dir welchen schuldig. Ich habe ihm nämlich Champagner versprochen, wenn er dich zu mir brächte. Also holen wir Champagner; ich trinke mit! Senja, bringe die Flasche Champagner, die Mitja hiergelassen hat. Wenn ich auch geizig bin, die Flasche gebe ich; aber nicht deinetwegen, Rakitka. Du bist ein Giftpilz; er aber ist ein Prinz. Ich bin zwar nicht aufgelegt dazu. Doch ich trinke mit; ich möchte auch einmal ausgelassen sein!“

„Welche Nachricht erwartest du? Darf man danach fragen, oder ist es ein Geheimnis?“ Rakitin brachte das Gespräch wieder darauf zurück, und bemühte sich aus allen Kräften, sich den Anschein zu geben, als bemerke er die Nadelstiche nicht, die ihm Gruschenka versetzte.

„Warum soll es ein Geheimnis sein? Du weißt es doch schon,“ sagte Gruschenka unwillig und drehte den Kopf zu Rakitin herum. Dabei wandte sie sich leicht von Aljoscha ab, blieb indes auf seinen Knien sitzen und hielt seinen Hals noch immer umschlungen.

„Mein Offizier ist da! mein Offizier kommt!“

„Ich weiß, daß er kommt. Ist er denn schon da?“

„In Mokroje ist er. Von dort will er mir einen reitenden Boten schicken. Er hat mir geschrieben. Vorhin erhielt ich den Brief. Jetzt sitze ich hier und erwarte den Boten.“

„Also das ist es! Warum in Mokroje?“

„Es wäre zu weitläufig, es dir zu erzählen. Laß es dir genügen.“

„Und Mitja, o weh? Nichts weiß er! Wenn er es wüßte, würde er mich totschlagen. Jetzt fürchte ich nichts mehr, auch nicht sein Messer. Schweig, Rakitka, erinnere mich nicht mehr an Dimitri Fedorowitsch. Er hat mich genug gequält. Ich möchte daran nicht mehr denken. An Aljoscha will ich denken, Aljoscha will ich ansehen. Lache nur über mich, mein Liebling, freue dich über meine Dummheit! Er lächelt! Wie freundlich

er mich ansieht. Ich glaubte immer, Aljoscha, du seiest mir wegen des Fräuleins — vorgestern, weißt du — böse. Ein Scheusal war ich. Aber gut ist es, daß es so gekommen ist. Schlecht war es und gut war es," sagte Gruscenta nachdenklich lächelnd, und ein harter Zug prägte sich trotz des Lachens auf ihrem Gesichte aus. „Mitja sagte mir, sie habe geschrien: ‚Peitschen sollte man sie!‘ Ich hatte sie gar zu sehr beleidigt. Sie rief mich zu sich, wollte mich demütigen, mit ihrer Schokolade verführen. Nein, es ist gut, daß es so gekommen ist," wiederholte sie mit nochmaligem Lächeln. „Aber ich fürchte noch, daß du böse bist.“

„Es ist wahr," wandte sich Rakitin in aufrichtiger Verwunderung an Aljoscha, „sie fürchtet dich, Aljoscha, dich Kuchel!“

„Für dich ist er ein Kuchel, weil du kein Gewissen hast! Ich aber habe ihn von ganzem Herzen lieb. Glaubst du das, Aljoscha?“

„Schämst du dich nicht? Sie macht dir eine Liebeserklärung, Aljoscha.“

„Was ist denn dabei, daß ich ihn liebhave?“

„Und dein Offizier? und die goldene Nachricht aus Mekroje?“

„Das ist etwas für sich und dies hier auch.“

„Echte Weiberlogik!“

„Ärgere mich nicht, Rakitka," fiel ihm Gruscenta heftig ins Wort. „Das ist etwas ganz anderes. Aljoscha habe ich ganz anders lieb. Früher dachte ich allerdings mit einem häßlichen Gedanken an dich, Aljoscha. Ich bin ein gemeines Geschöpf; aber zuweilen habe ich doch auf dich gesehen wie auf mein Gewissen. Immer habe ich gedacht: Wie mußt du mich schlechte Person verachten! Noch vorgestern dachte ich es, als ich von dem Fräulein nach Hause kam. Schon lange habe ich an dich gedacht, Aljoscha; Mitja weiß es, ich habe ihm alles gesagt. Mitja versteht es sehr gut. Wenn ich dich wiedersehe, Aljoscha, vergehe ich vor Scham. Seit wann ich an dich denke, weiß ich nicht einmal.“

Fenja trat ein und stellte einen Unterseher mit drei ge-

füllten Champagnergläsern und einer aufgemachten Champagnerflasche auf den Tisch.

„Der Champagner ist da,“ sagte Rakitin. „Du bist so aufgereggt, daß du womöglich noch anfängst zu tanzen, wenn du ein Glas getrunken hast.“

„Pfui Teufel!“ rief er, als er den Champagner näher besah. „Die Alte hat die Flasche in der Küche aufgemacht und den Korken nicht wieder draufgesetzt. Warm ist er. Meinetwegen, ich trinke ihn auch so.“

Er nahm ein Glas, stürzte den Wein hinunter und goß sich ein zweites ein.

„Champagner bekommt man nicht alle Tage,“ sagte er und leckte sich die Lippen; „nimm ein Glas, Aljoscha, und zeige, was du kannst. Worauf wollen wir trinken? Auf das Paradies? Nimm ein Glas, Gruscha, und trinke auch du aufs Paradies!“

„Warum willst du aufs Paradies trinken?“

Sie nahm ein Glas; auch Aljoscha nahm das seine, trank indes keinen Schluck und stellte es wieder hin.

„Es ist besser, ich trinke nicht,“ sagte er lächelnd.

„So hast du nur geprahlt!“ rief Rakitin mit höhnischem Lachen.

„Trinkt er nicht, dann trinke ich auch nicht,“ sagte Gruschenka. „Trinke allein, Rakitka; die ganze Flasche schenke ich dir. Nur wenn Aljoscha trinkt, trinke ich mit, sonst nicht.“

„Bist du aber affenzärtlich!“ schimpfte Rakitin. „Dabei sitzt du noch auf seinen Knien. Er hat wenigstens einen Kummer; aber du? Er empört sich gegen seinen Gott und wollte sogar Wurst essen.“

„Wie so?“

„Sein Stareß ist heute gestorben, Stareß Sossima, der Heilige.“

„Der Stareß Sossima ist gestorben?“ fragte Gruschenka betroffen, „und ich wußte es nicht!“ Andächtig bekreuzte sie sich. „Gott, was tue ich! Ich sitze auf seinen Knien!“ fuhr sie erschrocken auf. Sofort sprang sie auf und setzte sich auf das Sofa.

Aljoscha sah sie erstaunt an. In seinem Gesicht schien etwas aufzuleuchten.

„Spotte nicht, Naktin,“ sagte er mit lauter, fester Stimme, „daß ich mich gegen meinen Gott empöre. Ich möchte keinen Groll gegen dich hegen; sei darum besser. Ich habe einen Schatz verloren, wie du nie einen besessen hast. Du kannst also nicht über mich urteilen. Sieh lieber auf sie hier! Hast du bemerkt, wie sie feinfühler war! Ich kam hierher und glaubte, eine böse Seele zu finden. Es zog mich hierher, weil ich selbst böse und schlecht war. Statt dessen habe ich eine aufrichtige Schwester gefunden. Sie hat mich gleich geschont. Von dir spreche ich, Arafena Alexandrowna. Du hast meine Seele wieder aufgerichtet.“

Aljoschas Lippen bebten und sein Atem stockte. Er hielt inne.

„Das klingt ja beinahe so, als ob sie dich gerettet hat,“ spottete Naktin boshaft. „Und doch wollte sie dich verschlingen, weißt du es nicht?“

„Schweig, Naktin!“ Gruschenka sprang auf. „Schweig beide! Jetzt werde ich alles sagen. Schweige, Aljoscha! Denn bei deinen Worten faßt mich die Scham, weil ich schlecht bin. So ist es. Und du, Naktin, schweig! Du lügst doch nur. Ich hatte einmal den schlechten Gedanken, ihn zu verschlingen, wie du sagst. Doch lügst du, jetzt ist es nicht mehr der Fall. Ich will kein Wort mehr von dir hören, Naktin!“

Gruschenka sprach in ungewöhnlicher Erregung.

„Ihr seid beide nicht recht gescheit!“ schimpfte Naktin, der bald sie, bald Aljoscha verwundert anblickte. „Den Verstand habt ihr verloren! Ich bin scheinbar in ein Irrenhaus geraten. Lange dauert es nicht mehr, dann fangt ihr an zu weinen.“

„Ich werde weinen,“ sagte Gruschenka. „Er hat mich seine Schwester genannt; das vergesse ich ihm nie. Wenn ich auch schlecht bin, Naktin, habe ich doch vielleicht ein Zwiebelchen gegeben.“

„Was für ein Zwiebelchen? Du bist tatsächlich übergeschnappt.“

Naktin wunderte sich über ihr verzücktes Gebaren und

fühlte sich gekränkt, obgleich er sich hätte sagen müssen, daß sich bei beiden alles, was ihre Seelen erschütterte, in diesem Augenblicke zusammenfand, wie es nicht oft im Leben geschieht. Aber war auch Rakitin sehr feinfühlig in allem, was ihn selbst anging, so verstand er sich durchaus nicht auf die Empfindungen und Gefühle seiner Mitmenschen, theils aus jugendlicher Unerfahrenheit, theils aus starkem Eigendünkel.

Gruschenka wandte sich wieder an Aljoscha. „Ich prahle vor Rakitka, daß ich ein Zwiebelchen gegeben hätte. Vor dir werde ich nicht damit prahlen; dir werde ich es aus einem anderen Grunde erzählen. Es ist eine schöne Legende; ich habe sie schon als Kind von der Alten gehört, die noch jetzt als Köchin bei mir ist. Es lebte einmal ein altes Weib, das war sehr böse und starb. In ihrem ganzen Leben hatte sie nicht eine einzige gute That vollbracht. Da kamen die Teufel, packten sie und warfen sie in den Feuersee. Ihr Schutzengel stand dabei und überlegte: Kann ich mich denn keiner einzigen guten That erinnern, um sie Gott mitzuteilen? Da fiel ihm etwas ein, und er sagte zu Gott: ‚Sie hat einmal aus ihrem Gärtchen ein Zwiebelchen herausgerissen und es einer Bettlerin gegeben.‘ Und Gott antwortete ihm: ‚Nimm dieses selbe Zwiebelchen und halte es ihr hin in den See, daß sie instande ist, die Wurzeln zu ergreifen. Kannst du sie daran aus dem See herausziehen, mag sie ins Paradies eingehen; reißt aber das Pflänzchen ab, so bleibt sie, wo sie ist.‘ Der Engel eilte zum Weibe und hielt ihr das Zwiebelchen hin. ‚Fasß an,‘ sagte er zu ihr, ‚wir wollen sehen, ob ich dich herausziehen kann.‘ Vorsichtig begann er zu ziehen und hatte sie beinahe schon ganz herausgezogen. Da merkten es die anderen Sünder im See und klammerten sich alle an sie, um mit ihr zusammen herausgezogen zu werden. Doch das Weib wurde sehr böse, stieß sie mit den Füßen zurück und schrie: ‚Mich allein soll man hinausziehen und nicht euch; es ist mein Zwiebelchen und nicht das eure!‘ Wie sie das gesagt hatte, riß das Pflänzchen ab. Das Weib fiel in den See zurück und brennt dort noch im Feuer bis auf den heutigen Tag. Der Engel aber weinte und ging davon. So lautet die Legende, Aljoscha. Ich habe sie behalten, weil ich selbst dieses böse Weib bin. Vor Rakitka prahlte ich, daß ich das Zwiebel-

chen gegeben. Aber dir will ich gestehen, daß ich in meinem ganzen Leben nur ein Zwiebelchen gegeben habe. Das ist die einzige gute Tat, die ich vollbrachte. Lobe mich nicht, Aljoscha, und halte mich nicht für gut. Ich bin schlecht und sehr böse. Wenn du mich liebst, muß ich mich schämen. Jetzt bereue ich alles! Ich wünschte so sehr, Aljoscha, dich herzulocken, daß ich Rakitka keine Ruhe gelassen habe. Fünfundzwanzig Rubel habe ich ihm versprochen, wenn er dich herbrächte. Schweig, Rakitka!"

Mit raschen Schritten ging sie zum Schreibtisch, zog ein Schubfach heraus, entnahm ihm ihre Börse und suchte nach einem Fünfundzwanzigrubelschein.

„Was fällt dir ein? Du bist wohl ganz verrückt?“ Rakitin war nicht wenig verdußt.

„Nimm, Rakitka, es ist meine Schuld. Du wirst es mir nicht abschlagen, hast es doch selbst verlangt.“ Und sie warf ihm den Schein hin.

„Warum denn liegen lassen!“ brummte Rakitin und bemühte sich tapfer, seiner Verlegenheit Herr zu werden. „Das Geld kommt mir sehr gelegen. Die Dummköpfe sind ja nur dazu da, um von den Klugen ausgenutzt zu werden.“

„Schweige, Rakitka! Jetzt will ich erzählen, was nicht für deine Ohren bestimmt ist. Setze dich dorthin in den Winkel und schweige! Du hast ja doch nichts für uns übrig, das weiß ich.“

„Weshalb denn auch?“ ereiferte sich Rakitin. Den Fünfundzwanzigrubelschein steckte er in die Tasche, schämte sich indes sehr vor Aljoscha. Er hatte darauf gerechnet, den Lohn nachher zu erhalten, so daß Aljoscha nichts davon gemerkt hätte. Deshalb war er so ärgerlich. Bis dahin hatte er es rassam gefunden, Gruschenka nicht zu sehr zu widersprechen trotz aller Zurechtweisungen, die er von ihr hinnehmen mußte und die deutlich verrieten, daß sie eine gewisse Macht über ihn besaß. Jetzt tat er sich keinen Zwang mehr an.

„Soll ich für euch beide etwas übrig haben, so muß ein Grund da sein. Was habt ihr beide für mich getan?“

„Man muß seinem Nächsten auch für nichts zugetan sein wie Aljoscha.“

„Wieso ist er dir denn zugetan, und was verdankst du ihm, daß du so damit prahlst?“

Gruschenka stand mitten im Zimmer. Eine krankhafte Erregung durchklang ihre Stimme.

„Schweig, Rakitka, du verstehst uns nicht! Wage nicht, mich du zu nennen; ich erlaube es dir nicht. Seit wann hast du dir diese Frechheit überhaupt herausgenommen? Sitze in deiner Ecke und schweige; du bist mein Lakai! Aber dir, Aljoscha, werde ich die lautere Wahrheit über mich sagen, damit du weißt, was für ein gemeines Geschöpf ich bin. Ich wollte dich verderben, Aljoscha, das ist die ganze Wahrheit; so sehr strebte ich danach, daß ich Rakitka mit Geld bestach, damit er dich herbringe. Weißt du, warum ich so sehr danach verlangte? Du wußtest nichts davon; du wandtest dich von mir ab oder schlugst die Augen nieder, wenn du an mir vorübergingst. Ich aber sah dir nach und begann, alle nach dir auszufragen. Dein Gesicht aber bewahrte ich in meinem Herzen. ‚Er verachtet mich, er will mich nicht einmal ansehen,‘ dachte ich. Zuletzt überkam mich ein Gefühl, über das ich mich selbst wunderte. Warum fürchte ich einen so unbedeutenden Knaben? Ach was, ich werde ihn einfach verschlingen und nachher auslachen. Zuletzt wurde ich ganz wütend. Niemand wagt zu sagen, daß man Agrafena Alexandrowna mit schlechten Absichten kommen darf. Ich habe meinen Alten, an den ich auf ewig gebunden und verkauft bin. Der Teufel hat uns zusammengegeben, sonst niemand. Als ich aber dich sah, beschloß ich, dich zu verschlingen. Du siehst, was für ein wildes Tier ich bin, die du deine Schwester genannt hast. Und jetzt ist mein Verführer gekommen, der mich entehrt hat; jetzt sitze ich hier und erwarte von ihm eine Nachricht. Weißt du, was er für mich bedeutet? Vor fünf Jahren brachte mich Kusima her. So lebte ich hier und versteckte mich vor allen Leuten, daß sie mich nicht sähen und nichts von mir hörten. Ein unbedeutendes, kleines, dummes, Ding war ich! Da saß ich und weinte und schlief des Nachts nicht und dachte: ‚Wo mag jetzt mein Verführer sein? Er lacht vielleicht mit einer anderen über dich! Könnte ich ihn nur einmal noch sehen, ihm nur einmal noch begegnen! Dann würde ich es ihm heimzahlen!‘ In der Nacht schluchzte ich in

meine Kissen hinein und dachte unablässig daran und erfüllte mein Herz mit verzweifelter Wut: „Ich werde es ihm heimzahlen!“ So schrie ich in die Nacht hinein. Wenn ich mir dann vorstellte, daß ich ihm nichts würde antun können, daß er vielleicht über mich lachte oder mich überhaupt ganz vergessen hätte, so warf ich mich aus dem Bette auf den Fußboden und wälzte mich in ohnmächtiger Wut und ohnmächtigen Tränen. Am nächsten Morgen stand ich auf wie ein wildes Tier. Ich wurde unbarmherzig und gleichgültig gegen alles. Mein Körper nahm zu und wurde schön. Aber glaubst du, daß ich auch an Verstand zunahm? Haha! Kein Mensch auf der ganzen Welt weiß oder sieht etwas von mir! Wenn die nächtliche Dunkelheit wieder anbricht, liege ich wie das kleine, dumme Mädchen vor fünf Jahren auf meinem Bett und knirsche mit den Zähnen und weine die ganze Nacht. „Ich werde ihn sehen!“ denke ich dann wieder. Du wirst mich jetzt verstehen, wenn ich dir sage, daß mir der Atem versagte, als ich vor einem Monat einen Brief von ihm erhielt mit der Nachricht, er komme, sei Witwer und wolle mich wiedersehen. Also er kommt und pfeift und ruft mich, und ich kriech wieder wie ein geschlagenes Hündchen zu ihm hin, das sich schuldig fühlt! So denke ich und traue mir selbst nicht. „Bin ich gemein oder bin ich es nicht? werde ich zu ihm laufen oder werde ich es nicht?“ Eine Wut packt mich auf mich selbst, die mich den ganzen Monat nicht verließ, schlimmer noch als vor fünf Jahren. Die volle Wahrheit habe ich dir gesagt, Aljoscha. Mit Dimitri habe ich gespielt, um nicht an jenen zu denken. Schweig, Rakitta! Du hast nicht über mich zu urteilen. Dir habe ich es nicht erzählt. Als ihr kamt, lag ich hier, erwartete und wurde mir schlüssig über mein Schicksal, und niemals werdet ihr erfahren, was in meinem Herzen vorging. Sage deinem Fräulein, daß sie mir wegen vorgestern nicht böse sein soll! Kein Mensch auf der ganzen Welt weiß, was jetzt in mir vorgeht; wer soll es auch wissen! Vielleicht nehme ich ein Messer mit. Wer kann es wissen!“

Als Gruschenka gesprochen hatte, konnte sie nicht mehr an sich halten. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, warf sich auf das Sofa und weinte wie ein kleines Kind. Aljoscha stand auf und ging zu Rakitin.

„Mischa,“ sagte er, „sei nicht böse. Sie hat dich gekränkt, aber sei nicht böse. Hast du gehört, was sie sagte? Man darf von der Seele eines Menschen nicht zu viel verlangen; man muß barmherzig sein.“

Aljoscha kamen diese Worte ganz von selbst über die Lippen. Er mußte seinem Herzen Luft machen und wandte sich deshalb an Rakitin. Dieser hatte aber nur ein spöttisches Lächeln für ihn, und Aljoscha verstummte.

„Du bist heute mit deinem Starek geladen und schießt ihn jetzt auf mich ab, Gottesknecht Alexei!“ sagte Rakitin, und der Haß verzerrte seine Züge.

„Spotte nicht, Rakitin, lache nicht so und sprich nicht vom Verstorbenen! Er stand über allen Menschen auf der Welt!“ rief Aljoscha mit unsicherer Stimme. „Ich habe nicht als Richter zu dir gesprochen, sondern als der erste, der gerichtet werden muß. Ich kam hierher, um ins Verderben zu gehen, und sagte mir: Meinetwegen, mir soll es recht sein!“ So Kleinmütig war ich. Sie aber hat nach fünf Lebensjahren, nur weil jemand zu ihr kam und ihr ein offenes, ehrliches Wort sagte, alles verziehen, alles vergessen und weint! Ihr Beleidiger kehrt zurück und ruft sie, und sie verzeiht ihm, eilt freudig zu ihm und wird das Messer nicht mitnehmen. Ich bin nicht so. Ob du so bist, Mischa, weiß ich nicht; ich bin nicht so. Ich habe soeben eine Lehre von ihr erhalten. Sie ist in ihrer Liebe größer als wir. Hast du schon früher von ihr gehört, was sie soeben gesagt hat? Du hast es nicht gehört. Denn wenn du es gehört hättest, so hättest du schon längst alles verstanden. Auch die andere Beleidigte würde ihr vergeben. Und sie wird ihr vergeben, sobald sie es erfährt; und sie wird es erfahren. Ihre Seele ist noch nicht zur Ruhe gekommen. Man muß sie schonen. In ihrer Seele könnte ein Schatz ruhen.“

Aljoscha verstummte atemlos. Trotz seines Argers sah ihn Rakitin verwundert an. Nie hätte er von Aljoscha solche Worte erwartet.

„Du entpuppst dich ja als gewaltiger Advokat. Hast dich wohl in sie verliebt? Arafena Alexandrowna, unser Fester hat sich hoffnungslos in dich verliebt. Du hast ihn überwunden!“ rief er mit boshaftem Lachen.

Gruschenka erhob den Kopf von den Kissen und sah Aljoscha mit einem dankbaren Lächeln an.

„Laß ihn, Aljoscha, du hast dich an den Unrechten gewandt. Michael Ossipowitsch,“ sagte sie zu Rakitin, „ich wollte dich um Verzeihung bitten, daß ich dich gekränkt habe; doch jetzt tue ich es nicht mehr. Komm zu mir, Aljoscha, und setze dich neben mich,“ rief sie diesem zu. „Setze dich her und sage mir,“ — sie ergriff seine Hand und sah ihm lächelnd ins Gesicht — „liebe ich ihn oder nicht? Meinen Beleidiger, meine ich. Bevor ihr kamt, lag ich hier im Dunkeln und fragte mein Herz: Liebe ich ihn oder nicht? Entscheide, Aljoscha, jetzt ist es Zeit. Wie du bestimmst, wird es geschehen. Soll ich ihm vergeben oder nicht?“

„Du hast ihm schon vergeben,“ antwortete Aljoscha lächelnd.

„Ja, ich habe ihm sogleich vergeben,“ entgegnete Gruschenka nachdenklich. „Was für ein gemeines Herz! Ich trinke auf mein gemeines Herz!“ Damit ergriff sie ein Glas, leerte es bis auf den Grund und schleuderte es dann auf den Boden. Die Scherben klirrten. Ein grausames Lächeln entstellte ihre Züge.

„Vielleicht habe ich ihm doch noch nicht vergeben!“ sprach sie drohend wie zu sich selbst, und ihre Blicke hafteten am Boden. „Vielleicht fängt mein Herz erst an zu verzeihen. Ich kämpfe noch mit meinem Herzen. Die Tränen meines fünfjährigen Leidens sind mir lieb geworden. Vielleicht liebe ich nur mein Leid, meine Kränkung und ihn nicht.“

„Ich möchte jetzt nicht in seiner Haut stecken,“ meinte Rakitin.

„Das wirst du nie, Rakitka. Die Stiefel wirst du mir putzen, Rakitka; dazu kann ich dich gebrauchen. Aber eine wie mich wirst du niemals bekommen, vielleicht auch er nicht.“

„Warum hast du dich denn so fein gemacht?“ stichelte schadenfroh Rakitin.

„Wirf mir das nicht vor, Rakitka; du weißt, wie es um mein Herz bestellt ist. Wenn ich will, zerreiße ich ihn noch in dieser Minute!“ rief sie laut. „Es ist dir unbekannt, wozu dieser Aufzug dienen soll, Rakitka! Vielleicht gehe ich zu ihm und sage ihm: ‚Hast du mich schon so gesehen oder nicht?‘ Er

hat mich ja als siebzehnjähriges, abgemagertes Ding verlassen. Da werde ich mich zu ihm setzen und seine Sinne entflammen. Siehst du, wie ich jetzt bin?' werde ich ihm sagen; weiter gibt es nichts, mein werter Herr, kannst dir die Lippen wischen.' Dazu kann der Aufpuß mir vielleicht dienen, Rakitka," schloß Gruschenka mit bösem Lachen. „Ich bin ein böses, schlechtes Geschöpf, Aljoscha. Wenn ich will, zerreiße ich meinen Puß in Fetzen, vernichte ich meine Schönheit, verbrenne mir das Gesicht und zerschneide es mit dem Messer und gehe betteln. Wenn ich will, gehe ich jetzt irgendwohin und schicke morgen Kusima alles zurück, was er mir geschenkt hat, und gehe hin, als Tagelöhnerin mein Leben zu verbringen. Du meinst, ich bin dazu nicht imstande, Rakitka? Ich tue es, tue es sofort, reiz mich nicht. Aber ihn jage ich fort! Er soll mich nicht zu sehen bekommen.“

Bei den letzten Worten geriet sie außer sich. Wieder verlor sie alle Gewalt über sich. Sie schlug die Hände vor das Gesicht, warf sich auf die Kissen, und ein wildes Schluchzen erschütterte ihren Körper. Rakitin erhob sich.

„Es ist schon spät," sagte er. „Man wird uns nicht mehr ins Kloster einlassen.“

Gruschenka sprang sogleich auf.

„Willst du mich schon verlassen, Aljoscha?" fragte sie bestürzt und traurig. „Was hast du aus mir gemacht? Alles hast du in mir wachgerufen; mein Herz hast du mir zerrissen — und jetzt wieder diese Nacht, in der ich allein bleiben muß!"

„Er kann doch nicht die Nacht über bei dir bleiben! Doch wenn du es willst, meinetswegen! Ich gehe dann allein fort!" machte Rakitin wieder seine häßliche Bemerkung.

„Schweig, böser Mensch!" schrie Gruschenka wütend. „Du hast für mich niemals solche Worte gehabt, wie Aljoscha heute zu mir gesprochen hat!"

„Was hat er dir eigentlich gesagt?" fragte Rakitin gereizt.

„Ich kann dir nichts wiedergeben, was er mir gesagt hat, aber mein Herz hat es empfunden. Er hat es mir voll und ganz umgewandt. Als erster und einziger hat er Mitleid mit mir gehabt. Warum bist du nicht eher als mein Schutzengel zu mir gekommen!" Sie kniete vor ihm nieder. „Mein ganzes

Leben lang habe ich auf solch einen Menschen gewartet, wie du bist, der mir alles verzeihen werde. Und ich habe auch geglaubt, daß mir Schlecten jemand Liebe entgegenbringen werde, nicht nur um den Preis meiner Schande.“

„Was habe ich denn getan?“ fragte Aljoscha mit freundlichem Lächeln, beugte sich zu ihr nieder und erfasste ihre beiden Hände. „Nur ein Zwiebelchen habe ich dir gegeben, ein kleines Zwiebelchen, nichts mehr!“

Bei diesen Worten rollten ihm selbst die Tränen über die Backen.

In diesem Augenblick hörte man auf dem Flur ein Geräusch. Jemand trat ins Vorzimmer. Erschrocken sprang Gruschenka auf. Jenja riß die Thür auf und stürzte erregt ins Zimmer.

„Herrin, der Bote ist angekommen!“ rief sie mit froher Stimme. „Ein Wagen aus Mokraje ist eingetroffen, Timofei ist mit einer Troika da; die Pferde werden sofort ausgewechselt. Ein Brief, ein Brief! hier ist der Brief!“

Sie hielt den Brief in der Hand und schwenkte ihn die ganze Zeit in der Luft. Gruschenka riß ihr den Brief aus der Hand und trat zum Licht. Nur einige wenige Zeilen waren auf dem Zettelchen geschrieben. In einem Augenblick hatte sie die Worte gelesen.

„Er ruft mich!“ sagte sie. Ihr Gesicht erblaßte und verzerrte sich zu einem schmerzlichen Lächeln. „Er pfeift! Kriech her, Hündchen!“

Aber nur einen Augenblick währte diese Unentschlossenheit. Dann stieg ihr das Blut wieder ins Gesicht, und in ihre Augen trat ein eigentümliches Glackern.

„Ich gehe!“ rief sie. „Meine fünf Jahre! Lebt wohl! Leb wohl, Aljoscha, mein Schicksal ist entschieden. Fort mit euch, daß ich euch nicht mehr sehe! Gruschenka beginnt ihren neuen Flug ins Leben. Rakitka, gedenke auch du meiner im Guten. Vielleicht gehe ich in den Tod!“

Damit verließ sie die beiden und lief in ihr Schlafzimmer.

„Jetzt hat sie keine Zeit mehr für uns,“ brummte Rakitin. „Komm, sonst fängt dieses Weibergeheul womöglich von neuem an. Dieses Gewimmer ist mir schon zum Ekel geworden.“

Aljoscha ließ sich willenlos hinausziehen. Auf dem Hofe stand ein Wagen. Man spannte die Pferde aus, machte sich geschäftig am Wagen zu tun, eine Laterne wurde hin und her getragen. Durch das offene Hofstor wurden gerade die frischen drei Pferde hereingeführt. Kaum waren Aljoscha und Natitin auf die Treppe hinausgetreten, als sich Gruschenkas Schlafzimmerfenster öffnet und sie mit lauter Stimme Aljoscha nachrief:

„Aljoscha, grüße deinen Bruder Mitja und bitte ihn, daß er meiner nicht im bösen gedenke. Tue es mit diesen Worten: ‚Ein Schuft hat Gruschenka bekommen und nicht du, der Beste von allen!‘ Sag ihm weiter, daß Gruschenka ihn ein Stündchen lang geliebt hat, im ganzen vielleicht ein ganzes Stündchen lang, und daß er sich dieses Stündchens für sein ganzes Leben erinnern soll, so habe Gruschenka gesagt: ‚für mein ganzes Leben.‘“

Ihre Stimme erstickte in Schluchzen. Das Fenster wurde zugeschlagen.

„Gut,“ brummte Natitin und lachte dann laut auf. „Deinem Bruder hat sie den Todesstoß versetzt und befiehlt ihm jetzt noch, für sein ganzes Leben daran zu denken. Ist das ein Weib!“

Aljoscha antwortete ihm nicht. Er tat, als habe er die Worte gar nicht gehört. Eilend ging er neben Natitin her, wie wenn er sich nicht aufhalten dürfe. Er versank in tiefes Nachdenken und schritt vollkommen mechanisch dahin. Natitin empfand etwas wie einen wirklichen Schmerz in seinem Herzen, als sei an eine frische Wunde die Hand gelegt worden. Er hatte von der Begegnung mit Gruschenka etwas ganz anderes erwartet. Jetzt hatte sich etwas völlig Unerwartetes abgespielt. Das hatte er nicht gewünscht!

„Ihr Offizier ist ein Pole,“ sagte er, weil er nicht mehr an sich halten konnte; „und jetzt ist er nicht einmal mehr Offizier, sondern ein einfacher Zollbeamter, der in Sibirien irgendwo an der chinesischen Grenze Dienst getan hat. Ein jämmerliches, kränkliches Kerlchen soll es sein. Er hat seine Stelle eingebüßt, erzählt man. Jetzt hat er gehört, daß Gruschenka ein Kapital besitzt; da ist er denn wieder gekommen. Das ist das ganze Wunder.“

Aljoscha hörte anscheinend noch nicht auf ihn. Rakitin fuhr jedoch fort:

„Hast du eine Sünderin bekehrt?“ fragte er mit boshaftem Lachen. „Eine Verirrte wieder auf den rechten Weg geführt? Die sieben Teufel vielleicht ausgetrieben? Damit hätten sich ja eure erwarteten Wunder erfüllt.“

„Höre auf, Rakitin,“ unterbrach ihn Aljoscha unwillig.

„Du verachtest mich wohl wegen der fünfundzwanzig Kubel? Habe ich doch sozusagen meinen Freund verkauft. Aber du bist nicht Christus und ich nicht Judas.“

„Daran hätte ich gar nicht mehr gedacht, Rakitin,“ erwiderte Aljoscha, „wenn du mich nicht wieder darauf gebracht hättest.“

Jetzt geriet Rakitin in Wut.

„Hole euch alle einzeln der Teufel!“ brüllte er. „Warum habe ich mich eigentlich mit dir abgegeben? Am liebsten möchte ich dich von Stund an nicht mehr kennen. Geh allein ins Kloster, dorthin gehörst du!“

Mit diesen Worten drehte er sich auf den Hacken um, bog in eine Seitenstraße und ließ Aljoscha in der Dunkelheit allein stehen. Dieser ging zur Stadt hinaus und schritt über das Feld dem Kloster zu.

Die Hochzeit zu Kana in Galiläa

Nach der Klosterregel war es schon sehr spät, als Aljoscha bei der Einsiedelei anlangte. Doch ließ ihn der Pförtner auf einem besonderen Wege ein. Es hatte bereits neun Uhr geschlagen, die Stunde der Ruhe und Erholung nach einem für alle aufregenden Tage. Leise öffnete Aljoscha die Tür und trat in die Zelle des Stares, wo jetzt sein Sarg stand. Außer Pater Paissi, der einsam

am Sarge die Evangelien las, und dem jungen Novizen Porfiri, der müde von der gestrigen nächtlichen Unterredung und von den heutigen Aufregungen in dem anderen Zimmer auf dem Fußboden in festem jugendlichen Schlafe lag, war niemand in der Zelle. Pater Paissi hatte wohl gehört, daß Aljoscha eingetreten war, doch blickte er nicht einmal auf.

Aljoscha ging rechts von der Tür in die Ecke, kniete nieder und fing an zu beten. Sein Herz war übergelb. Aber es waren nur trübe, unklare Empfindungen in ihm, von denen keine sich zur Klarheit durchrang, sondern die eine verdrängte sofort die andere wie in gleichmäßigem Kreislauf. Stille war es in ihm geworden, und er wunderte sich nicht einmal darüber.

Wieder sah er den Sarg vor sich und in ihm den Toten, der ihm so lieb war. Doch er empfand nicht mehr wie am Morgen das bittere, quälende Leid. Gleich beim Eintreten fiel er vor dem Sarge wie vor einem Heiligtum auf die Knie. Aber Freude erfüllte sein Herz und seine Gedanken.

Das eine Fenster der Zelle stand offen; eine frische, kalte Luft war im Zimmer. „Der Geruch muß noch stärker geworden sein, wenn man das Fenster geöffnet hat,“ dachte Aljoscha. Doch dieser Gedanke an den Verwesungsgeruch, der ihm noch vor kurzem so schrecklich und entbehrend schien, erweckte in ihm keine Trauer und keinen Unwillen mehr.

Leise begann er zu beten. Aber bald merkte er, daß er nur mechanisch betete. Teilchen von Gedanken tauchten in seiner Seele auf, erglühten gleich Sternchen, erloschen dann wieder und machten anderen Platz. Doch erhob sich in ihm etwas Bestimmtes, Tröstendes, und er wurde sich dessen immer mehr bewußt. Von Zeit zu Zeit begann er wieder entschlossen sich zum Gebet zu sammeln: er wollte danken und lieben. Aber kaum hatte er die ersten Worte gesprochen, so gingen seine Gedanken schon auf etwas anderes über. Er verfiel ins Nachdenken, vergaß das Gebet und konnte sich auch keine Rechenschaft geben, was dazwischen gekommen war. Sein Ohr horchte auf das, was Pater Paissi vorlas. Aber den Müden übermannte allmählich der Schlaf.

„Und am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa,“ las Pater Paissi, „und die Mutter Jesu war da.“

Jesus aber und seine Jünger waren auch auf die Hochzeit geladen."

"Hochzeit? Was ist eine Hochzeit?" ging es wie ferner Glockenklang durch Aljoschas Gedanken. „Auch sie ist voll Glück auf ein Fest gefahren. Nein, sie nahm nicht das Messer. Das war nur ein Wort der Verzweiflung. Solche Worte muß man verzeihen. Sie erleichtern das Herz. Ohne sie würde es den Menschen zu schwer sein, ihr Leid zu tragen. Nafitin bog in eine Seitengasse ein. Er wird noch jetzt an die Kränkungen denken. Immer wird ihn sein Weg in eine Seitengasse führen. Aber der Weg ist doch breit, gerade und hell, und am Ende des Weges leuchtet die Sonne. Wie? Was liest er?"

„Und da es an Wein gebricht, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein," hörte Aljoscha Pater Paissi lesen.

„Ich habe etwas überhört und wollte es doch nicht; diese Stelle ist mir so lieb. Die Hochzeit zu Kana, das erste Wunder, dieses herrliche Wunder! Nicht das Leid, nein, die Freude der Menschen suchte Jesus auf, als er sein erstes Wunder tat; zur Freude verhalf er ihnen. ‚Wer die Menschen liebt, der liebt auch ihre Freude.‘ Das hat der Verstorbene immer wiederholt. Diesen Ausspruch habe ich am häufigsten von ihm gehört. Ohne Freude kann man nicht leben, sagt Mitja. Alles was wahrhaft und gut ist, das ist voll Verzeihung und Vergebung. Das hat er auch wieder gesagt."

„Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter aber spricht zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut."

„Das tut. Freude bedeutet das für die armen Menschen. Selbstverständlich waren sie arm, wenn es ihnen sogar zur Hochzeit an Wein gebrach. Die Geschichtschreiber melden ja, daß am See Genesareth und in allen Orten jener Gegenden die ärmste Bevölkerung gelebt hat, die man sich nur denken kann. Und das Herz noch eines anderen großen Menschen, das Herz seiner Mutter, wußte, daß er nicht nur seines wichtigen Zweckes wegen auf die Welt gekommen war, sondern daß er auch an der Freude, der einfachen, von Herzen kommen-

den Freude der geringen, aber treuherzigen Menschen Anteil nahm, die ihn freundlich zu ihrer Hochzeit eingeladen hatten. „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“, sagte er mit stillem Lächeln — ganz gewiß hat er bei diesen Worten gelächelt. Er ist doch nicht deshalb Mensch geworden, um auf den Hochzeiten Armer den Wein zu vermehren. Aber er ist zu ihrer Hochzeit gegangen und hat es auf ihre Bitte getan. Ach so, er liest wieder.“

„Und Jesus spricht zu ihnen: Füllet die Krüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis zum Rande. Und er spricht zu ihnen: Schöpfet und bringet es dem Speisemeister, und sie brachten es. Als aber der Speisemeister den Wein kostete, der Wasser gewesen war, und wußte nicht, von wannen er kam — die Diener aber wußten es, die das Wasser geschöpft hatten — ruft der Speisemeister den Bräutigam und spricht zu ihm: Jedermann gibt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken sind, alsdann den schlechteren; du aber hast den guten Wein bis zuletzt behalten,“ las Pater Paissi.

„Doch was ist das? Warum weitet sich das Zimmer? Ach ja, es ist Hochzeit, da sind die Gäste, dort sitzt das junge Paar und zu beiden Seiten die fröhlichen Gäste. Wo ist der Speisemeister? Wer ist das? Wieder wird das Zimmer weiter. Wer erhebt sich dort am großen Tisch? Auch er ist hier? Er liegt ja im Sarge. Aber er ist hier, er ist hier. Er steht auf, er hat mich gesehen und kommt hierher.“

Zu ihm kam der hagere, kleine Alte mit den feinen Nuzeln im Gesicht, froh und verklärt lächelnd. Der Sarg ist nicht mehr da; und er trägt dasselbe Gewand, in dem er noch gestern unter ihnen gefessen hat, als die Gäste zu ihm gekommen waren. Das Antlitz ist froh, und die Augen glänzen.

„Wie ist das möglich? Er ist also auch auf dem Feste, auch zur Hochzeit zu Kana in Galiläa geladen?“

„Ja, mein lieber Sohn, auch ich bin eingeladen und berufen,“ ertönte hinter ihm eine leise Stimme. „Warum hast du dich hierher zurückgezogen, daß man dich nicht sehen kann? Komme auch zu uns.“

Das ist seine Stimme, die Stimme des Starek Soffima. Wie soll sie es auch nicht sein, da er doch spricht? Der Starek

reichte Aljoscha die Hand, und dieser erhob sich von den Knien.

„Freuen wir uns,“ fuhr der hagere kleine Greis fort; „trinken wir neuen Wein, den Wein neuer, großer Freude! Siehst du, wieviel Gäste hier sind? Hier ist der Bräutigam und hier die Braut; hier ist der Speisemeister, der den neuen Wein kostete! Warum wunderst du dich über mich? Ich habe ein Zwiebelchen gegeben, und jetzt bin ich hier. Viele haben nur ein Zwiebelchen gegeben, ein kleines, einziges. Wie steht es mit dir, du mein stiller, bescheidener Junge? Hast du heute verstanden, das Zwiebelchen einer armen Hungernden zu geben? Geh an dein Werk, mein Lieber! Siehst du unsere Sonne, siehst du ihn?“

„Ich fürchte mich, wage nicht hinzusehen,“ flüsterte Aljoscha.

„Fürchte ihn nicht. Schrecklich ist er uns in seiner Größe, furchtbar in seiner Macht, aber unendlich barmherzig ist er uns in seiner Liebe. Er freut sich mit uns; er hat Wasser in Wein verwandelt, damit die Freude der Gäste nicht aufhöre. Neue Gäste erwartet er, und beständig lädt er neue ein, und so geht es bis in alle Ewigkeit. Neuen Wein trägt man auch uns auf. Siehst du, wie man die Gefäße bringt?“

Es war Aljoscha, als brenne etwas in seinem Herzen und erfülle es mit unsäglichem Schmerz. Tränen der Begeisterung lösten sich aus seiner Seele. Er breitete seine Arme aus, schrie auf und erwachte.

Wieder sah er den Sarg, das geöffnete Fenster und hörte das leise, wundervolle, gleichmäßige Lesen der Evangelien. Doch verstand er nicht mehr, was gelesen wurde. Sonderbar! er war auf den Knien eingeschlafen, und auf den Füßen stehend, erwachte er und trat, als reiße es ihn von der Stelle, mit drei festen, schnellen Schritten an den Sarg heran. Er berührte sogar die Schulter Pater Paissis; doch merkte er es nicht einmal. Dieser hob seinen Blick vom Buche und richtete ihn auf Aljoscha. Aber er ließ ihn sofort wieder sinken; denn er gewahrte, daß mit dem Jüngling etwas anderes vorging.

Wohl eine halbe Minute sah Aljoscha wieder auf den Sarg, auf den zugedeckten, unbeweglich im Sarge ausgestreckten Leichnam mit dem Heiligenbild auf der Brust und der Kapuze mit dem achtarmigen Kreuze auf dem Kopfe. Soeben

hatte er seine Stimme gehört, und sie klang in seinen Ohren noch fort. Er horchte hin, ob er nicht einen Laut vernehme. Dann wandte er sich plötzlich um und verließ die Zelle.

Er blieb nicht auf der Treppe stehen, sondern eilte hinunter auf den Rasen. Seine von Jubel erfüllte Seele dürstete nach Freiheit, nach Raum und Weite. Über ihm wölbte sich weit, breit und unabsehbar die Himmelskuppel, übersät mit flimmernden Sternen. Über sie hinweg zog sich undeutlich, hoch abhebend, der Nebelstreifen der Milchstraße. Eine kühle, fast unbeweglich stille Nacht umfing die Erde. Die weißen Türme und goldenen Kuppeln der Hauptkirche hoben sich mattleuchtend vom dunkelblauen Nachthimmel ab. Die schönen Herbstblumen im Garten der Einsiedelei schlofen noch dem Morgen entgegen. Es war, als fließe die irdische Stille mit der Stille des Himmels zusammen und berühre sich das Geheimnis der Erde mit dem der Gestirne. Aljoscha stand und blickte in die Höhe. Plötzlich, wie von einem wuchtigen Schläge getroffen, stürzte er zur Erde nieder.

Er wußte nicht, weshalb er sie umarmte; wollte nicht nachdenken, warum es ihn so unwiderstehlich drängte, sie zu küssen. Weinend, schluchzend küßte er sie und benetzte sie mit seinen Tränen und schwur begeistert, sie zu lieben bis in alle Ewigkeit. „Beneze die Erde mit deinen Freudentränen und liebe diese deine Tränen!“ hallte es in seiner Seele wider. Warum weinte er? In seiner Begeisterung vergoß er Tränen sogar über die Sterne, die aus dem unendlichen Raume auf ihn herniederblickten, und schämte sich seiner Begeisterung nicht.

Ihm war, als träfen von all diesen zahllosen Welten Gottes unsichtbare Fäden in ihm zusammen, und seine ganze Seele erschauerte in der Berührung mit anderen Welten. Er wollte allen alles vergeben und sie um Verzeihung bitten nicht für sich, sondern für alle, alles und jedes! „Für mich werden andere bitten,“ klang es in seiner Seele. Mit jedem Augenblick wurde es ihm immer deutlicher, daß etwas Festes, Uerschütterliches wie dieses Himmelsgewölbe in seine Seele einzog, wie ein Gedanke sich seines Verstandes bemächtigte für sein ganzes Leben. Als schwacher Jüngling war er zur Erde niedergefallen; als ein fürs ganze Leben gewappneter Kämpfer

erhob er sich. Dessen war er sich in diesem Augenblick bewußt geworden.

Niemals hat Aljoscha ihn vergessen können. „Jemand hat in dieser Stunde meine Seele heimgesucht,“ sagte er in festem Glauben an seine Worte.

Nach drei Tagen trat er aus dem Kloster, gehorsam der Weisung seines verstorbenen Starez, der ihm befohlen hatte, in der Welt zu leben.

Achtes Buch

Mitja

1

Rusima Samssonoff

Dimitri Fedorowitsch, dem Gruschenka vor ihrem Flug ins neue Leben als letzten Gruß zu überbringen befohlen hatte, daß er ewig des Stündchens ihrer Liebe gedenken solle, war zur selben Zeit, ohne von ihrem Vorhaben zu ahnen, gleichfalls in großer Unruhe und Sorge. In den beiden letzten Tagen hatte er sich in einem unbeschreiblichen Zustande befunden, so daß es wirklich zu der Gehirnerkrankung hätte kommen können, die er in manchen Augenblicken fürchtete.

Am Tage vorher hatte Aljoscha ihn vergeblich gesucht, und auch Iwan hatte ihn vergeblich im Gasthause erwartet. Mitjas Hauswirte verheimlichten auf seinen Befehl alles, was sich auf ihn bezog. Er trieb sich in diese beiden Tagen überall umher und kämpfte mit seinem Schicksal, wie er sich später ausdrückte. In einer dringenden Angelegenheit verließ er die Stadt, obgleich es ihm schrecklich war, Gruschenka auch nur einen Augenblick ohne Aufsicht zu lassen.

Wenn es auch wahr ist, daß Gruschenka ihn ein Stündchen lang aufrichtig geliebt hatte, so hatte sie ihn doch zugleich wahrhaft grausam und schonungslos gequält. Die größte Qual für ihn aber war, daß er nicht dahinterkommen konnte, was sie im Sinne hatte. Sie mit Gewalt oder im Guten zu etwas zu bewegen, war gleichfalls unmöglich. Sie wäre ihm niemals zu Willen gewesen, hätte sich im Gegenteil vielleicht mit ihm überworfen und sich gänzlich von ihm abgewandt. Er sah nur

zu gut, daß sie sich selbst in einem Kampfe, in einer seltsamen Unentschlossenheit befand, daß sie einen bestimmten Entschluß fassen wollte und doch nicht konnte. Darum ahnte er ganz mit Recht, und sein Herz stand ihm still bei dem Gedanken, daß Gruschenka in manchen Augenblicken ihn und seine Liebe geradezu verabscheue.

Warum jedoch Gruschenka so traurig war, darüber vermochte er nicht mit sich ins Klare zu kommen. Er war der Meinung: es handele sich für sie nur um die Frage, wen sie heiraten solle, ihn oder Fedor Pawlowitsch. Mitja war nämlich fest überzeugt, daß Fedor Pawlowitsch Gruschenka eine durchaus gesegnete Ehe antragen werde, wenn er es nicht schon getan hatte, und glaubte keine Minute, daß der alte Sünder im Ernste hoffte, nur mit dreitausend Rubeln sich zu lösen.

Eigentümlich war, daß er auf die bevorstehende Rückkehr des Offiziers, der in Gruschenkas Leben eine so bedeutungsvolle Rolle gespielt hatte, dessen Kommen sie mit solcher Aufregung und Furcht entgegenseh, überhaupt nichts gab und in diesen Tagen nicht einmal an ihn dachte. Auch Gruschenka hatte in der letzten Zeit kein Wort über ihn geäußert. Er wußte indes davon. Gruschenka hatte ihm selbst vor einem Monat von dem Brief erzählt und ihn teilweise mit dem Inhalt des Briefes bekannt gemacht. Damals hatte Gruschenka in einem Augenblick gereizter Bosheit Mitja diesen Brief gezeigt. Zu ihrer Verwunderung jedoch hatte diese Mittheilung auf ihn fast gar keinen Eindruck gemacht. Warum es nicht der Fall war, läßt sich schwer erklären. Vielleicht hatte es darin seinen Grund, daß Mitja durch den furchtbaren Kampf, den er mit seinem Vater um dieses Weib führte, seelisch niedergedrückt war und sich nichts Schrecklicheres und für ihn Gefährlicheres, als er bereits vor Augen hatte, vorstellen konnte.

An einen Bräutigam, der nach fünfjähriger Abwesenheit auf einmal wieder zum Vorschein kam, zu glauben, war ihm einfach unmöglich, und vor allem daran, daß dieser Betreffende wirklich bald sich zeigen werde. Außerdem war im ersten Brief des Offiziers, den Gruschenka Mitja gezeigt

hatte, seine Ankunft nur in ganz allgemeinen Ausdrücken angedeutet gewesen. Mitja erinnerte sich außerdem in späteren Zeiten, daß sich in Gruschenkas Zügen unwillkürlich eine stolze Verachtung über das Schreiben aus Sibirien ausgeprägt hatte; wenigstens meinte er, etwas derartiges damals bemerkt zu haben. Auch hatte ihm Gruschenka von ihren näheren Beziehungen zu diesem neuen Nebenbuhler nichts mitgeteilt. So vergaß er denn den Offizier allmählich völlig.

Sein ganzes Denken drehte sich nur um den einen Punkt, daß es, wie die Sache sich auch wenden sollte, doch unvermeidlich und zwar sehr bald zu einem entscheidenden Zusammenstoß zwischen Fjodor Pawlowitsch und ihm kommen werde. Da von diesem Zusammenstoß zweifellos Gruschenkas Entscheidung abhing, ersehnte er ihn ebenso ungeduldig, wie er ihn fürchtete. So erwartete er denn in unerträglicher Besorgnis jeden Augenblick Gruschenkas Entschluß und hoffte immer noch, daß er ganz plötzlich und in höherer Eingebung erfolgen werde.

Vielleicht würde sie ihm unerwartet sagen: „Nimm mich hin, ich gehöre dir auf ewig!“ und alles hätte dann ein Ende. Er würde sie dann nehmen und sofort ans andere Ende der Welt bringen; und wenn auch nicht bis ans Ende der Welt, so doch bis ans andere Ende Rußlands. Dort würde er sich unverzüglich mit ihr trauen lassen und sich ungekannt und ungenannt ansiedeln, so daß niemand etwas von ihnen wüßte, weder hier noch dort noch sonstwo. Dann beginnt sofort ein neues Leben. Von diesem anderen, neuen, unbedingt tugendhaften Leben träumte er fortwährend und wie in Verückung. Er sehnte sich nach solcher Auferstehung und nach diesem neuen Leben. Der unreine Pfuhl, in den er durch seinen eigenen Willen geraten war, ekelte ihn dermaßen an, daß er wie viele in solchem Falle mit der Veränderung des Wohnortes alles zu verändern wähnte.

Aber wenn sie ihm sagte: „Geh fort, ich habe mich soeben für Fjodor Pawlowitsch entschieden; ihn werde ich heiraten, von dir will ich nichts wissen!“ was dann? Mitja konnte nicht angeben, was dann sein werde; bis zur letzten Stunde konnte er es nicht. Jrgendwelche bestimmte Absichten hatte er nicht;

an ein Verbrechen dachte er auch nicht. Er ließ sie nur nicht aus den Augen, spionierte und sorgte sich oder aber bereitete sich auf den glücklichen Ausgang vor. Jeden anderen Gedanken wies er weit von sich.

Jetzt trat für ihn sofort eine neue Sorge hinzu, nebensächlich zwar, aber gleichfalls verhängnisvoll.

Wenn sie ihm nämlich sagte: „Ich bin dein, bringe mich fort von hier!“ wie sollte er sie fortbringen? Wo hatte er das Geld dazu? Gerade in diesen Tagen waren seine Einkünfte, die in den Abzahlungen Fedor Pawlowitschs bestanden und die er ununterbrochen während vieler Jahre erhalten hatte, völlig versiegt. Allerdings hatte Gruschenka Geld; doch Mitja war in dieser Beziehung mehr als stolz. Aus seinen eigenen Mitteln wollte er sie fortführen und das neue Leben bestreiten, nicht ihre Mittel dazu benutzen. Er konnte sich gar nicht vorstellen, daß er fähig sei, von ihr Geld anzunehmen, und fühlte sich bei dem bloßen Gedanken schon höchst unglücklich.

Seine Seelenverfassung kam, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, vielleicht her von den heimlich quälenden Gewissensbissen wegen des Geldes, das er Katerina Iwanowna entwendet hatte. „In den Augen der einen bin ich schon ein Schuft, soll ich es auch in den Augen der anderen werden?“ dachte er.

„Wenn Gruschenka das erfährt, wird sie nichts von solchem Schuft wissen wollen. Woher aber die Mittel nehmen, wie sich in den Besitz des nötigen Geldes setzen? Nichts wird mir gelingen, alles werde ich verlieren und nur deshalb, weil ich kein Geld habe!“

Um diese Mittel, von denen er vielleicht wußte, wo sie lagen, nehmen zu können, um das Recht zu haben, sie zu nehmen, mußte er unbedingt die Dreitausend Katerina Iwanowna zurückerstatten — „sonst bin ich ein Schuft, ein Taschendieb, und mein neues Leben will ich nicht als Schuft beginnen.“ Das waren Mitjas Gefühle, und darum war er auch entschlossen, wenn es sein müsse, die Welt umzudrehen, oder die Dreitausend unter allen Umständen Katerina Iwanowna zurückzugeben, es möge kosten, was es wolle.

Den endgültigen Entschluß faßte er in den letzten Stunden, nämlich nach seiner letzten Unterhaltung mit Aljoscha am Abend auf dem Wege zum Kloster, nachdem Gruschenka Katerina Iwanowna beleidigt hatte. Mitja hatte nach Aljoschas Erzählung ohne weiteres eingesehen, daß er wirklich als Schuft gehandelt habe, und ihm aufgetragen, Katerina Iwanowna zu sagen, daß er die Bezeichnung annehme, wenn das sie trösten könne.

Als er an diesem Abend sich von dem Bruder getrennt hatte, da hatte er sich in seiner Verzweiflung gesagt: es sei besser für ihn, jemanden zu erschlagen, zu berauben, aber unbedingt die schuldige Summe Katja zurückzuerstatten.

„Lieber will ich vor dem Toten und Ausgeplünderten als Mörder und Dieb dastehen und vor allen Menschen — lieber will ich nach Sibirien geschickt werden, als Katja das Recht zugestehen, von mir zu sagen, daß ich sie betrogen, ihr Geld gestohlen, und daß ich mit ihrem Gelde Gruschenka entführt und ein neues Leben begonnen habe! Das könnte ich nicht ertragen.“

Nachdem er damals Aljoscha verlassen hatte, waren ihm die seitensamen Gedanken wie ein Sturmwind durch den Kopf gegangen. So kam es denn, daß er in der unglaublichsten Weise die Sache angriff. Leuten in solcher Lage scheinen ja die sonderbarsten Unternehmen am meisten Erfolg zu versprechen. Er entschloß sich nämlich, zum Kaufmann Samssonoff, dessen Schübling Gruschenka war, zu gehen und ihm einen Plan vorzulegen, um sich auf diese Weise sofort das nötige Geld zu verschaffen. Den praktischen Wert seines Planes bezweifelte er nicht im mindesten.

Wiel unangenehmer war für ihn die Frage: wie der alte Samssonoff diesen Schritt aufnehmen werde, wenn er ihn nicht ausschließlich von der praktischen Seite betrachten sollte. Mitja kannte den Kaufmann nur dem Ansehen nach, weiter nicht; er hatte auch noch nicht mit ihm gesprochen. Doch hatte sich in Mitja schon lange die Überzeugung festgesetzt, daß dieser alte Sünder, dessen Stunden bereits gezählt waren, nichts dagegen haben werde, wenn Gruschenka einen zuverlässigen Menschen heiraten wolle, ja, daß er sogar selbst den Wunsch

heger werde, ihr zur Heirat zu verhelfen, wenn sich eine gute Gelegenheit biete. Vom Hörensagen wußte er freilich oder er nahm er aus einigen Worten Gruschenkas, daß der Alte für seinen Schützling Fedor Pawlowitsch vorgezogen habe.

Diese Hoffnung Mitjas auf eine Hilfe von dieser Seite und die Absicht, die Braut gewissermaßen aus den Händen ihres früheren Beschützers zu empfangen, könnte dazu angetan sein, auf Dimitri Fedorowitschs Feingefühl ein seltsames Licht zu werfen. Aber die Vergangenheit Gruschenkas wurde von ihm für ganz abgetan angesehen. Er sah mit unendlichem Mitleid auf diese Angelegenheit und glaubte in der Glut seiner Leidenschaft, daß von dem Augenblicke an, wenn Gruschenka ihm sage, daß sie ihn liebe und mit ihm gegen wolle, daß sofort eine andere Gruschenka und er mit ihr zusammen gleichfalls ein anderer Dimitri Fedorowitsch sein werde, ohne Laster und nur mit Tugenden begabt; beide würden sie einander alles vergeben und ihr Leben ganz von vorne anfangen.

Was aber Kufima Samssonoff anbelangte, so zählte er ihn zu den verhängnisvollen Menschen in Gruschenkas früheren Leben. Sie hatte ihm nach seiner Meinung indes nie geliebt, und überdies — und das war die Hauptsache — gehörte er auch schon der Vergangenheit an, so daß er für ihn gar nicht mehr da zu sein schien. Außerdem konnte ihn Mitja auch jetzt keineswegs für einen Mann halten; jedermann in der Stadt wußte, daß die Beziehungen dieser Ruine zu Gruschenka durchaus väterlicher Art und durchaus nicht mehr die früheren waren und zwar schon lange nicht mehr, fast schon seit einem Jahre.

Jedenfalls lief bei Mitjas Berechnungen viel Herzeinfalt mit unter; er war einmal trotz aller seiner Laster ein gutmütiger Mensch. Infolge dieser Herzeinfalt war er denn auch unter anderem fest überzeugt, daß der alte Kufima jetzt, da er sich anschickte, in die andere Welt abzugehen, aufrichtige Reue wegen seiner vergangenen Beziehungen zu Gruschenka empfinde, und daß Gruschenka keinen besseren Gönner, keinen zuverlässigeren Freund haben könne als gerade diesen harmlos gewordenen Greis.

Am Tage nach seiner Unterhaltung mit Aljoscha auf dem

Felde — Mitja hatte die ganze Nacht nicht schlafen können — erschien er um zehn Uhr morgens in Samssonoffs Hause und ließ sich bei ihm anmelden. Es war ein altes, düsteres, sehr großes, zweistöckiges Haus mit einem Anbau und Nebengebäuden auf dem Hof. Im unteren Stockwerk lebten die beiden verheirateten Söhne Samssonoffs mit ihren Familien, eine alte Schwester von ihm und eine unverheiratete Tochter. Im Anbau des Hauses waren zwei von seinen Kommis untergebracht, von denen einer Haupt einer zahlreichen Familie war. Alle diese Familien lebten eingengt und eingezwängt in ihren kleinen Wohnungen. Den ganzen oberen Stock seines Hauses indes bewohnte der Alte allein und erlaubte nicht einmal, daß seine Tochter bei ihm wohnte, die ihn pflegte und zu bestimmten Stunden und auf die immerwährenden Rufe ungeachtet ihrer schwachen Gesundheit jedesmal von unten nach oben zu ihm laufen mußte.

Dieses obere Stockwerk bestand aus einer Menge großer Prunkzimmer, die, wie es in alten Kaufmannshäusern Brauch war, ausgestattet waren. Lange, langweilige Reihen plumper, gestrichener Sessel und Stühle aus rotem Holz standen an den Wänden; kristallene Kronleuchter hingen in Überzügen von der Decke herab, alte, steife Spiegel waren zwischen den Fenstern angebracht.

Alle diese Zimmer waren unbewohnt. Denn der kranke Alte hatte sich in ein einziges Zimmerchen zurückgezogen, in ein abgelegenes Schlafzimmerchen, wo ihm eine alte Magd, die ihr Haar mit einem Tuch umwickelt trug, und ein Bursche, der auf der Truhe im Vorzimmer schlief, aufwarteten. Wegen seiner geschwollenen Füße konnte der Alte überhaupt nicht mehr allein gehen und erhob sich daher selten aus seinem Lehnstuhl. Die Alte war ihm beim Aufstehen behilflich und führte ihn ein- oder zweimal durch das Zimmer. Er war streng und wortkarg; selbst mit der Alten sprach er kaum.

Als man ihm den Hauptmann, wie er Dimitri Fedorowitsch zu nennen pflegte, meldete, befahl er, ihn abzuweisen. Aber Mitja ging nicht und bat, man möge ihn nochmals anmelden.

Rusima Rusimitsch erkundigte sich eingehend bei dem

Burschen nach dem Besucher. „Wie sieht er aus? Ist er nicht betrunken? Ist er vielleicht aufgebracht?“

Der Bursche antwortete ihm: Der Hauptmann sei nüchtern; nur wolle er auf keinen Fall fortgehen. Der Alte befohl wieder, ihn abzuweisen.

Da schrieb Mitja, der sich auf alles gefaßt gemacht hatte und sich für den Fall der Abweisung mit Bleistift und Papier versehen hatte, auf eine Karte: „In einer sehr dringlichen Angelegenheit, die Agrafena Alexandrowna betrifft,“ und schickte sie dem Alten.

Nach einigem Nachdenken befohl der Alte dem Burschen, den Gast in den Saal zu führen. Die Alte aber schickte er zum jungen Sohn nach unten mit der Weisung, er solle sofort heraufkommen. Dieser jüngere Sohn, ein Mann von fast sieben Fuß Länge, der über eine außergewöhnliche Kraft verfügte, mit glattrasiertem Gesicht und nach deutscher Weise gekleidet — Samsonoff selbst trug einen russischen Leibrock und langen Bart — erschien sofort und ohne ein Wort zu reden. Alle zitterten vor dem Vater. Dieser hatte den jungen Mann nicht etwa aus Furcht vor dem Hauptmann rufen lassen, — er war nichts weniger als furchtsam — sondern um auf jeden Fall einen Zeugen bei sich zu haben. In Begleitung des Sohnes und des Burschen, die ihn unter den Armen gestützt hielten, erschien der Alte endlich im Saal. Man sollte meinen: auch er müsse hinreichend starke Neugier empfinden.

Der Saal, in dem Mitja wartete, war ein sehr großes, dunkles Zimmer, das niederdrückend auf den Besucher wirkte, mit zwei übereinanderliegenden Fensterreihen und einer Galerie. Die Wände waren marmorartig bemalt, und von der Decke herunter hingen drei große, kristallene Kronleuchter in Überzügen.

Mitja saß auf einem kleinen Stuhl neben der Tür und wartete in nervöser Ungeduld. Als der Alte in der gegenüberliegenden großen Tür erschien, sprang Mitja sofort vom Stuhl auf und ging ihm mit seinen festen Offiziersschritten entgegen. Er war gut gekleidet: in zugeknöpftem Gehrock, mit einem schwarzen, englischen Hut in der Hand und schwarzen Hand-

schubten, fast genau so, wie er am Tage zuvor zur Familienversammlung beim Starek erschienen war.

Der Alte erwartete ihn stehend, würdevoll und ernst, und Mitja empfand sofort, daß jener ihn beim Gehen prüfend musterte. Das Gesicht Kusima Kusimitschs war in der letzten Zeit ganz aufgedunsen und setzte Mitja in leichtes Erstaunen. Seine untere, ohnehin schon dicke Lippe glich jetzt geradezu einem hängenden, dicken Fleischklumpen. Würdevoll und schweigend verneigte er sich vor dem Gaste und wies ihm einen Sessel neben dem Divan an. Er selbst aber ließ sich, von seinem Sohn gestützt und schwer ächzend, Mitja gegenüber auf dem Divan nieder. Als Dimitri die Anstrengungen des Alten wahrte, empfand er in seinem Herzen sofort etwas wie Neue über seine Belästigung des kranken Greises.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?“ fragte endlich der Alte, nachdem er sich gesetzt hatte, langsam, deutlich, ernst, aber in höflichem Tone.

Mitja fuhr zusammen und wollte schon vom Stuhl aufspringen, besann sich aber und blieb sitzen. Dann fing er sofort mit lauter Stimme, in überstürzenden Worten, mit unruhigen Bewegungen und in großer Aufregung zu sprechen an. Es war, als wenn ein Mensch an der äußersten Grenze angelangt ist, unmittelbar vor dem Untergange steht und noch einen letzten Ausweg sucht; gelingt es ihm nicht, einen solchen zu finden, so springt er sofort ins Wasser. Alles das erkannte der alte Samsonoff auf den ersten Blick; doch sein Gesicht blieb unveränderlich und kalt wie das eines Götzenbildes. Mitja wußte nicht recht, wie er ihn anreden sollte.

„Der sehr geehrte Kusima Kusimitsch“, begann er, „wird wohl schon oft genug von meinen Streitigkeiten mit meinem Vater Fedor Pawlowitsch Karamasoff gehört haben, der mich des Erbes meiner leiblichen Mutter beraubt hat — spricht doch die ganze Stadt davon; denn in dieser Stadt reden alle von Dingen, die sie nichts angehen. Außerdem hätten Sie von Gruschenka — verzeihen Sie: von Agrafena Alexandrowna — der von mir hochverehrten und hochgeachteten Agrafena Alexandrowna . . .“

So begann Mitja und geriet schon nach den ersten Worten in Verwirrung.

Zunächst ging es folgendermaßen weiter: Mitja habe sich schon vor drei Monaten mit einem Advokaten aus der Kreis- hauptstadt beraten, mit dem berühmten Pawel Pawlowitsch Korneplodoff. „Sie haben diesen Namen wahrscheinlich schon gehört? Ein kluger Kopf, von fast staatsmännischem Ver- stand. Er kennt Sie und hat Ihrer im besten Sinne Er- wählung getan.“

Mitja verlor schon wieder den Faden. Aber das hielt ihn nicht im mindesten auf. Er überhastete sich und strebte weiter.

Dieser Korneplodoff habe, nachdem er alle Schriftstücke, die Mitja ihm verschaffen könne, zur Einsicht verlangt — von den Schriftstücken sprach Mitja sehr unbestimmt; er beeilte sich, offenbar über diesen Punkt hinwegzukommen — ihm gesagt: wegen des Gutes Ischermaschna, das Mitja mütterlicherseits zukomme, könne man tatsächlich einen Prozeß gegen den alten Sünder anstrengen.

„Es sind noch nicht alle Türen verschlossen! Wer kann es sonst wissen, wenn nicht die Juristen, wo man durch- schlüpfen kann!“

Mit einem Wort: man könne noch auf eine Abzahlung von sechstausend, vielleicht sogar siebentausend Rubeln seitens Fodor Pawlowitschs hoffen. Denn Ischermaschna sei immer- hin nicht weniger als fünfundzwanzigtausend wert.

„Ich meine achtundzwanzig — was sage ich — dreißig, dreißigttausend, Kusima Kusimitsch, und denken Sie sich: ich habe nur siebzehntausend von ihm ausbezahlt bekommen. Damals habe ich die Sache nur liegen lassen, weil ich mit dem Gericht nichts zu tun haben wollte. Aber als ich herkam, fiel ich wie aus den Wolken. Er bereitete eine Gegenklage vor.

Hier verirrte sich Mitja von neuem und übersprang daher auch diesen Punkt.

„Mit einem Wort: Ich mache Ihnen den Vorschlag: Übernehmen Sie, sehr geehrter Herr Kusima Kusimitsch, alle meine Ansprüche auf dieses Gut und zahlen Sie mir dafür nur dreitausend Rubel. Sie können dabei in keinem Falle

etwas verlieren, dessen versichere ich Sie bei meiner Ehre, sondern statt dreitausend sechs- bis siebentausend gewinnen. Die Hauptsache ist aber, daß man die Angelegenheit so schnell wie möglich erledigt, sollte es angehen, heute schon. Ich werde Ihnen beim Notar oder wie . . . Mit einem Wort: Ich bin zu allem bereit. Alle Schriftstücke werde ich Ihnen aushändigen, soviel wie Sie wissen wollen, und alles unterschreiben. Nur müßten wir dieses Papier sofort heute aufsetzen und wenn möglich, wenn irgend möglich heute noch alles erledigen. Sie würden mir die Dreitausend geben. Denn welcher Kapitalist in unserer Stadt könnte sich mit Ihnen messen! Sie würden mich retten vor . . . mit einem Wort: Sie würden meinen Kopf retten, um einer hochherzigen . . . Ich hege die edelsten Gefühle für eine Dame, die Sie nur zu gut kennen und der Sie Ihren väterlichen Schutz zuteil werden lassen. Es sind hier, wenn man so sagen soll, drei zusammengestoßen. Denn das Schicksal ist etwas Grausames. Da man Sie aber schon seit langem ausschließen muß, bleiben nur noch zwei Köpfe. Ich drücke mich vielleicht nicht geschickt aus. Der eine Kopf bin ich und der andere ist das Ungeheuer. So wähle Sie denn. Alles liegt in Ihren Händen: Drei Schicksale und zwei Lose. Verzeihen Sie, ich habe mich versprochen. Doch Sie verstehen schon. Ich sehe an Ihren ehrwürdigen Augen, daß Sie mich verstanden haben. Wenn Sie mich aber nicht verstehen wollen, ist es noch heute aus mit mir!"

Mitja hielt plötzlich in seiner sinnlosen Rede inne und erwartete eine Antwort auf seinen dummen Vorschlag. Bei den letzten Worten hatte er gemerkt, daß alles verloren war, und vor allem, daß er einen schrecklichen Unsinn zusammengesprochen hatte.

„Sonderbar! Als ich herkam, schien mir alles so klar und gut, und jetzt ist alles Unsinn!“ ging es ihm durch seinen hoffnungslosen Kopf.

Die ganze Zeit, während er sprach, saß der Alte unbeweglich da und betrachtete ihn mit einem eisigen Ausdruck. Nachdem er ihn eine Weile auf seine Antwort hatte warten lassen, sagte er endlich im kühlsten und teilnahmlosesten Tone:

„Entschuldigen Sie, mit solchen Sachen befassen wir uns nicht.“

Mitja fühlte, daß seine Füße schwach wurden.

„Was soll ich tun?“ murmelte er erblassend. „Jetzt bin ich verloren.“

„Entschuldigen Sie . . .“

Mitja stand noch immer da und starrte vor sich hin. Plötzlich sah er, wie es im Gesicht des Alten zuckte. Er schrak zusammen.

„Solche Sachen sagen mir nicht zu,“ sagte langsam der Alte, „mit dem Gericht und den Advokaten, das ist das reine Unglück! Doch wenn Sie wollen, kann ich Ihnen einen Menschen nennen, an den Sie sich wenden können.“

„Mein Gott, wer ist das? Sie retten mich!“ stotterte Dimitri Fedorowitsch.

„Es ist kein Hiesiger und befindet sich jetzt auch nicht hier. Er ist Bauer, handelt mit Wald und heißt Ljagawi. Mit Fedor Pawlowitsch handelt er schon ein Jahr lang um den Wald von Tschermaschna. Sie können sich über den Preis nicht einigen, wie Sie vielleicht gehört haben. Jetzt ist er wieder hergekommen und hält sich beim Popen Iljinski auf, zwölf Werst von der Station Wolowja im Dorfe Iljinskoje. Er hat auch an mich in dieser Angelegenheit geschrieben — will sagen: er hat mich wegen des Waldes um Rat gefragt. Fedor Pawlowitsch wollte selbst hinfahren. Wenn Sie Fedor Pawlowitsch zuvorkommen und dem Ljagawi dasselbe vorschlagen, so könnte er —“

„Ein großartiger Gedanke!“ unterbrach ihn Mitja begeistert. „Freilich, ihm muß man die Sache übergeben. Er will den Wald kaufen; man verlangt einen hohen Preis von ihm; und da gibt man ihm ein Schriftstück mit dem Anrecht auf den ganzen Besitz in die Hände! Hahaha!“

Mitja brach in ein trockenes, kurzes Lachen aus und zwar so unerwartet, daß Samssonoff zurückzuckte.

„Wie soll ich Ihnen dafür danken, Kusima Kusimitsch!“ stieß Mitja hervor.

„Bitte, es ist nicht der Rede wert!“ antwortete Samssonoff mit einem Kopfneigen.

„Sie wissen gar nicht, daß Sie mich gerettet haben; meine Ahnung hat mich zu Ihnen geführt. Also auf zu diesem Popen! Ich eile schon. — Auf Ihr Leiden habe ich keine Rücksicht genommen. Doch ich werde es Ihnen nie vergessen. Ein Kusse sagt Ihnen das, Kusima Kusimitsch, ein Kusse!“

„Sehr wohl!“

Mitja wollte schon nach der Hand des Alten greifen. Doch ein böser Schein bligte in dessen Augen auf, daß er die Hand wieder sinken ließ. Sofort aber machte er sich wegen seines Argwohns Vorwürfe.

„Er ist müde,“ fuhr es ihm durch den Sinn.

„Für sie, für sie! Kusima Kusimitsch! Sie verstehen mich; es geschieht ja alles für sie!“ rief er laut durch den ganzen Saal, verbeugte sich, drehte sich hastig auf den Hacken um und ging mit denselben raschen, gleichmäßigen Schritten dem Ausgang zu, ohne sich umzuwenden. Er zitterte vor Erregung.

„Alles war schon verloren, da hat mich mein Schutzengel gerettet. Wenn schon ein solcher Geschäftsmann wie dieser Greis — Welch vornehmes Wesen, Welch edle Haltung! — mir diesen Ausweg zeigt, so ist doch wenigstens ein Weg gefunden. Ich werde sofort hinfahren. Vor Anbruch der Nacht bin ich wieder zurück, und die Sache ist erledigt. Der Alte hat sich doch nicht über mich lustig machen wollen?“

Diese Gedanken beschäftigten Mitja, als er seiner Wohnung zueilte. Es konnte gar nicht anders sein: entweder war der Rat aufrichtig gemeint und mit Sachkenntnis erteilt, oder der Alte hatte sich wirklich über ihn lustig gemacht! Leider war der zweite Gedanke richtig.

Lange nachdem die Katastrophe hereingebrochen war, stand der alte Samssonoff selbst lachend, daß er sich tatsächlich über den „Hauptmann“ lustig gemacht hatte. Er war ein boshafter, kaltberziger Mensch, und dazu ein grilliger Menschenfeind. Die erregte Stimmung des „Hauptmanns“, die dumme Überzeugung dieses Verschwenders, daß er, Samssonoff, auf einen so unsinnigen Plan hereinfallen könne, die Eifersucht wegen Gruschenka, um derenwillen dieser Herumtreiber zu ihm gekommen war, um für einen tollen

Blödsinn Geld zu erhalten — welchen Gedanken mochte der Alte in dem Augenblick nachhängen, als Mitja vor ihm stand und fühlte, daß seine Füße schwach wurden und er entsezt rief, daß er verloren sei. Doch den Greis beseelte in jener Minute eine wilde Wut, und er nahm sich vor, Mitja einen Poffen zu spielen.

Als Mitja hinausgegangen war, befahl Kusima Kusimitsch blaß vor Zorn seinem Sohne: er solle Sorge tragen, daß nicht einmal der Schatten dieses Herumtreibers ihm wieder vor die Augen komme, nicht einmal auf den Hof solle man den Menschen kommen lassen; es sei denn . . . Er beendete seine Drohung nicht. Doch den Sohn, der ihn schon oft im Zorn gesehen hatte, überkam ein Zittern, so hatte er den Vater nie gesehen. Noch eine Stunde später bebte der Alte vor Wut. Gegen Abend wurde er krank und schickte zum Arzt.

2

Ljågawi

Go machte sich denn Mitja auf den Weg. Aber Geld besaß er nicht, um die Pferde zu bezahlen. Im Ganzen verfügte er über zwei Zwanzigkopfenstücke. Doch lag bei ihm zu Hause noch eine alte silberne Uhr, die schon längst aufgehört hatte zu gehen. Er brachte sie zu einem Uhrmacher, einem Juden, der seinen kleinen Laden am Markt hatte. Der gab sechs Rubel für die Uhr.

„Soviel? Das hatte ich gar nicht erwartet!“ rief Mitja entzückt, steckte die sechs Rubel ein und eilte nach Hause. Zu Hause borgte er von seinen Hauswirten noch drei Rubel dazu. Sie gaben sie ihm mit Vergnügen, obwohl es ihr letztes Geld war — so waren sie ihm zugetan. Mitja erzählte ihnen sofort in seiner Aufregung, daß sich sein Schicksal jetzt endlich entscheiden werde, erzählte ihnen in aller Eile fast seinen ganzen Plan, den er soeben Samssonoff auseinandergesezt hatte, und

all seine Hoffnungen, die sich an die Verwirklichung des Planes knüpften. Auch schon früher hatte er seine Hauswirte in viele von seinen Geheimnissen eingeweiht; sie sahen deshalb in ihm mehr einen zu ihnen Gehörigen als den Herrn Leutnant.

Nachdem er so neun Rubel zusammengebracht hatte, schickte er nach Postpferden, um zur Station Wolowja zu fahren. Wenn Mitja auch während der ganzen Fahrt bis zur Station Wolowja vor Freude, daß sich jetzt endlich alles klären werde und alle Qual ein Ende nehmen werde, förmlich berauscht war, so zitterte er doch bei dem schrecklichen Gedanken: „Was wird Gruschenka in meiner Abwesenheit tun? Wenn sie sich gerade heute entschließt, zum Vater zu gehen?“

Darum hatte er ihr auch nicht mitgeteilt, daß er fortfahren werde, und den Hauswirten strengstens verboten zu verraten, wohin er sich begeben hatte, falls jemand fragen sollte, wohin er sich begeben habe.

„Ich muß unbedingt noch heute abend zurückkehren,“ sagte er immer wieder, „und diesen Ljägawi müßte man eigentlich mitschleppen, damit man alles sofort erledigen kann.“

So träumte Mitja mit bangem Herzen. Leider sollten sich diese Träume nicht nach seinem Willen verwirklichen. Erstens verspätete er sich, da er von der Station Wolowja einen Nebenweg eingeschlagen hatte. Der Nebenweg war aber nicht zwölf, sondern achtzehn Werst lang. Zweitens traf er den Njinskischen Popen nicht zu Hause; dieser war auf ein benachbartes Gut gefahren. Als Mitja mit seinen ermatteten Pferden auf das Gut nachfuhr und ihn endlich fand, wurde es schon Nacht.

Der Pape, dem Äußerer nach ein bescheidener und liebenswürdiger Mensch, teilte ihm bereitwilligst mit, daß dieser Ljägawi sich allerdings zuerst bei ihm aufgehalten habe; doch jetzt befände er sich in Esuchoj Possjolok, wo er den Wald kaufe, beim Holzwärter und werde in dessen Hütte übernachten. Auf die inständigen Bitten Mitjas, ihn sofort zu diesem Ljägawi zu bringen und ihn dadurch zu retten, wollte der Pape anfangs nicht eingehen; schließlich aber willigte er ein, ihn nach Esuchoj Possjolok zu bringen, da er augen-

scheinlich eine starke Neugierde verspürte. Unglücklicherweise riet er aber Mitja, mit ihm zu Fuß dahin zu gehen; es sei nur etwas über eine Werst entfernt. Mitja willigte natürlich sofort ein und schritt mit seinen langen Beinen aus, daß der arme Pope fast neben ihm herlaufen mußte.

Er war noch kein alter, aber sehr vorsichtiger Mann. Mitja sprach mit ihm begeistert über seine Pläne, verlangte besorgt seinen Rat über Ujagawi und redete überhaupt auf dem ganzen Wege. Der Pope hörte ihn aufmerksam zu, riet ihm aber wenig. Auf die Fragen Mitjas antwortete er ausweichend: „Ich weiß nicht — wie soll ich das wissen!“ Als Mitja von seinen Streitigkeiten mit Fedor Pawlowitsch wegen seiner Erbschaft erzählte, erschrak der Pope; denn er war irgendwie von Fedor Pawlowitsch abhängig.

Verwundert fragte übrigens der Pope Mitja, warum er den Holzhändler Gorstkin immer Ujagawi nenne, und setzte Mitja ausführlich auseinander, daß jener sich nicht Ujagawi nenne, wenn er auch so heiße; mit diesem Namen beleidige man ihn bis aufs Blut. Mitja solle ihn ja nur Gorstkin anreden, sonst werde aus der Sache nichts. „Er wird Sie überhaupt nicht anhören,“ schloß der Pope. Mitja war höchst erstaunt und erzählte seinem Begleiter: Samssonoff habe den Holzhändler so genannt. Als der Pope das hörte, brach er das Gespräch sofort ab, obgleich er besser getan hätte, wenn er Mitja seinen Verdacht mitgeteilt hätte, daß nämlich Samssonoff, wenn er ihn zu diesem Bauern Ujagawi geschickt habe, sich jedenfalls nur über ihn lustig machen wollen, und daß etwas nicht ganz in Ordnung sei.

Doch Mitja hatte keine Zeit, jetzt an solche Kleinigkeiten zu denken. Er beeilte sich und schritt tüchtig aus. Erst als sie in Sushoj Possjoloß angelangt waren, merkte er, daß sie nicht eine Werst, sondern drei Werst gegangen waren; das ärgerte ihn, aber er schwieg. Sie traten in eine Hütte. Der Holzwärter, ein Bekannter des Popen, wohnte auf der einen Seite der Hütte; auf der anderen Seite, in der guten Stube, rechts vom Flur, hatte sich Gorstkin einquartiert.

Sie traten in die gute Stube, und es wurde für sie sofort ein Talgllicht angezündet. In der Stube war stark geheizt.

Auf einem Tisch von Tannenholz stand ein verlöschter Samowar, ein Tischebrett und Tassen, eine geleerte Flasche Rum, ein fast geleertes Liter Branntwein und Überbleibsel von Weizenbrot.

Der Holzhändler selbst lag lang ausgestreckt auf einer Holzbank, hatte seinen zusammengerollten Überrock statt eines Kissens unter den Kopf geschoben und schnarchte laut. Mitja stand einen Augenblick unentschlossen da.

„Man muß ihn wecken! Meine Angelegenheit ist zu wichtig, und ich habe es eilig. Heute noch muß ich zurückkehren,“ sagte Mitja in seiner Aufregung.

Der Pope und der Wächter standen schweigend dabei; keiner äußerte seine Meinung. Mitja trat zum Schlafenden und versuchte ihn durch kräftiges Rütteln zu wecken; aber der Schlafende wachte nicht auf.

„Er ist betrunken!“ rief Mitja erschrocken. „Was soll ich tun! Mein Gott, was soll ich tun!“

In seiner Ungeduld fing er an, den Schläfer an Händen und Füßen zu zerrren, seinen Kopf zu schütteln, den Körper aufzurichten und gegen die Bank zu lehnen; doch all sein Bemühen war umsonst. Der Betrunkene grunzte und brummte nur und fing schließlich an, kräftig, wenn auch undeutlich zu schimpfen.

„Besser wäre es, wenn Sie es aufschieben,“ sagte endlich der Pope, „er ist augenblicklich nicht imstande . . .“

„Er hat den ganzen Tag getrunken,“ berichtete auch der Holzwärter.

„Mein Gott!“ rief Mitja ganz verzweifelt. „Wenn Sie wüßten, wie dringend die Sache ist, in welcher Verzweiflung ich mich befinde!“

„Auch für Sie wäre es besser, bis zum Morgen zu warten,“ meinte der Pope.

„Bis zum Morgen? Das ist unmöglich!“

In seiner Aufregung wollte er sich wieder an den Betrunkenen machen, um ihn zu wecken. Doch gab er sein Bemühen bald auf; er sah, daß alles nutzlos war. Der Pope schwieg, der verschlafene Wächter stand mit düsterer Miene da.

„Wie furchtbar doch die Wirklichkeit den Menschen mit-

spielt!" rief Mitja verzweifelt. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Schweigend sah er zu Boden. Der Pöpe benutzte den Augenblick, um Mitja nochmals vernünftig zuzureden: wenn es ihm auch gelingen sollte, den Schläfer aufzuwecken, sei dieser in seiner Betrunktheit doch nicht fähig, ein vernünftiges Gespräch zu führen.

„Da Ihre Sache von solcher Wichtigkeit ist, wäre es besser, sie bis zum Morgen aufzuschieben.“

Mitja streckte nur die Arme aus und ergab sich wohl oder übel in sein Schicksal.

„Ich werde mit dem Lichte hierbleiben und einen Augenblick zu schlafen versuchen. Wenn er erwacht, werde ich sofort beginnen. Das Licht werde ich bezahlen,“ sagte er dem Wächter. „Das Nachtlogis auch; du wirst noch an Dimitri Karamasoff denken. Was wird aber aus Ihnen?“ wandte er sich an den Pöpen. „Ich weiß nicht, wo Sie bleiben, wo Sie sich hinlegen werden.“

„Ich reite auf seiner Stute nach Hause zurück,“ sagte dieser und wies auf den Wächter. „Leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen guten Erfolg.“

So geschah es auch. Der Pöpe ritt auf der kleinen Stute heim. Er war froh, daß er sich endlich hatte losmachen können. Doch schüttelte er noch lange nachdenklich den Kopf und überlegte, ob er nicht besser tue, früh am nächsten Tage seinem Gönner Fedor Pawlowitsch Mitteilung über diesen wichtigen Fall zu machen.

„Denn ist die Stunde, in der er es erfährt, ungünstig, so kann er wütend werden und mir seine Gunst entziehen.“

Der Holzwärter krachte sich hinter dem Ohr und ging schweigend in seine Kammer. Mitja setzte sich auf die Bank, um, wie er gesagt hatte, den rechten Augenblick zu erhaschen. Eine tiefe Schwermut breitete sich über seine Seele aus; und doch ließen ihm seine Sorgen keine Ruhe. Er saß da und grübelte und konnte trotz angestrengten Grübelns nicht zu einem klaren Entschluß kommen. Langsam brannte das Licht nieder; hin und wieder zirpte ein Heimchen, und in dem geheizten Zimmer wurde es unerträglich beklemmend. Plötzlich sah er einen Garten vor sich und einen Gang hinter dem

Garten; im Hause des Vaters öffnete sich geheimnisvoll eine Thür, und durch die Thür schlüpfte Gruschenka. Er sprang auf.

„So ein Jammer!“ sagte er zähneknirschend, ging hinüber zum Schläfer und betrachtete ihn. Es war ein hagerer Bauer, noch nicht alt, mit länglichem Gesicht, rötlichen Backen und langem, dünnem, rotem Bart, bekleidet war er mit einem Kattunhemd und einer schwarzen Weste, aus deren Tasche eine silberne Uhrkette heraushing. Mitja betrachtete den Menschen mit einem unbeschreiblichem Haß; besonders widerwärtig berührte es ihn, daß jener Locken hatte.

Tief jedoch empörte es ihn, daß er, Mitja, jetzt bei dem Schläfer stehend warten mußte mit seiner unaufschiebbaren Angelegenheit und dabei noch soviel opferte, soviel aufs Spiel setzte und so sehr sich sorgte, während der Faulpelz, „von dem mein ganzes Schicksal abhängt, schnarcht, als ob nichts los sei, als ob er sich auf einem anderen Planeten befände. O, der Spott des Schicksals!“ rief Mitja verzweifelt.

Er verlor vollends die Gewalt über sich und warf sich wieder auf den Schläfer, um ihn wachzurütteln. Wie rasend riß er ihn herum, stieß ihn, schlug ihn. Aber als er nach fünf Minuten nichts erreichte, kehrte er mutlos zur Bank zurück und ließ sich nieder.

„Dumm ist es!“ brummte er vor sich hin. „Und wie gemein ist alles!“ fügte er aus irgendeinem Grunde hinzu. Der Kopf tat ihm entsetzlich weh. Soll ich es nicht lieber ganz aufgeben und heimfahren?“ überlegte er einen Augenblick. „Nein, ich will doch bis zum Morgen bleiben. Jetzt bleibe ich erst recht! Warum bin ich denn hergekommen? Und wie soll ich von hier fortkommen? Ich Esel!“

Immer stärker wurde der Kopfschmerz. Unwillkürlich streckte er sich auf der Bank aus und fiel in einen todähnlichen Schlaf.

Erst spät erwachte er, es war bereits gegen neun Uhr morgens. Die Sonne schien hell durch die beiden Fensterchen in das Zimmer. Der lockige Bauer von gestern saß schon angekleidet auf der Bank. Vor ihm stand ein kochender Samowar und ein frisches Liter Branntwein. Der gestrige

war schon geleert und auch der neue bis zur Hälfte ausgetrunken.

Mitja sprang auf und machte sofort die Wahrnehmung, daß der verfluchte Bauer schon wieder betrunken war, schwer betrunken. Eine Minute sah er ihn starr an. Der Bauer schaute ihn gleichfalls schweigend mit einem verschmizten Blick und beleidigender Ruhe an, wenn nicht gar mit verächtlichem Hochmut. So schien es wenigstens Mitja. Er stürzte auf ihn zu.

„Erlauben Sie! ich . . . Sie werden wohl schon vom Holzwärter drüben gehört haben: ich bin Leutnant Dimitri Karamasoff, der Sohn des alten Karamasoff, von dem Sie hier Wald kaufen wollen.“

„Das lügst du!“ sagte bestimmt und ruhig der Bauer.

„Ich lüge? Sie kennen doch Fedor Pawlowitsch.“

„Gar keinen Fedor Pawlowitsch kenne ich,“ sagte der Bauer schwer lallend.

„Aber den Wald wollen Sie doch von ihm kaufen! Besinnen Sie sich doch! Der Pope Pawel IJinski hat mich hergebracht. Sie haben an Samsonoff geschrieben, und er hat mich zu Ihnen geschickt.“

Mitja holte tief Atem.

„Du lügst!“ wiederholte Ljagawi langsam, deutlich und mit steifer Zunge. Mitja fühlte, wie ihm die Füße kalt wurden.

„Seien Sie friedlich, ich treibe doch keinen Scherz! Sie haben vielleicht einen Kausch, wissen nicht, was Sie sagen! Sonst begreife ich nichts!“

„Du bist ein Schwindler!“

„Ich bin doch Karamasoff, Dimitri Karamasoff und habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, einen vorteilhaften Vorschlag gerade wegen des Waldes.“

Der Bauer strich sich gewichtig den Bart.

„Nein, du hast die Lieferung übernommen und hast dich als Schuft betragen. Ein Schuft bist du!“

„Ich versichere Ihnen: Sie irren sich!“

Mitja rang die Hände fast vor Verzweiflung. Der Bauer

strich sich noch immer den Bart. Plöcklich kniff er schlau die Augen zusammen.

„Weißt du, was du mir einmal zeigen kannst? Zeige mir das Gesetz, nach dem es erlaubt ist, Gemeinheiten zu begehen; hörst du? Ein Schuft bist du! Verstehst du, was ich sage?“

Sinister wandte sich Mitja von ihm ab, und es war ihm, als erhalte er einen Schlag vor dem Kopf, wie er sich selbst später ausdrückte.

„Wie eine Erleuchtung kam es über mich; mir ging ein Licht auf, und ich begriff alles.“

Er konnte nicht verstehen, wie er sich als verständiger Mensch hatte auf eine solche Dummheit einlassen und sich die ganze Zeit mit diesem Ujagawi hatte abgeben können.

Betrunken ist der elende Kerl, betrunken bis zum Säuferwahnsinn, und er wird die ganze Woche noch trinken! Wie lange soll ich da warten? Wie aber, wenn mit Samssonoff absichtlich hergeschickt hat? Wenn sie . . . Was habe ich getan!“

Der Bauer sah da, sah ihn an und schmunzelte. Unter anderen Umständen hätte Dimitri vielleicht diesen Dummkopf erschlagen; in diesem Augenblick fühlte er sich schwach wie ein Kind. Schnell ging er zur Bank, nahm seinen Mantel, zog ihn schweigend an und ging zur Tür hinaus. Den Holzwärter traf er in der anderen Stube nicht an. Es war niemand da. Aus seiner Tasche nahm er Kleingeld — etwa fünfzig Kopelen — und legte es auf den Tisch: für das Nachtlager, für das Licht und für die Störung. Als er vor die Tür der Hütte trat, sah er, daß ringsumher der Wald sich ausdehnte. Auf's Geratewohl schlug er einen Weg ein, ohne darüber nachzudenken, ob man rechts oder links von der Hütte abbiegen müsse; gestern Abend hatte er in der Eile nicht acht gegeben.

Gegen niemanden fühlte er Haß in seinem Herzen, nicht einmal Samssonoff vermochte er zu hassen. Gedankenlos und traumverloren schritt er auf dem schmalen Weg dahin und kümmerte sich überhaupt nicht darum, wohin ihn sein Weg führe. Ein Kind hätte mit ihm fertig werden können; eine solche Mutlosigkeit überkam ihn körperlich wie seelisch. Indes

fand er sich doch aus dem Walde heraus. Vor ihm lagen unabsehbare Strecken abgeernteter, kahler Felder.

„Wie trostlos, wie todeseinsam!“ sagte er vor sich hin und ging immer weiter.

Da kam ein Fuhrmann mit einem kleinen, alten Kaufmann diesen Nebenweg gefahren. Mitja erkundigte sich bei ihm nach dem Wege und vernahm, daß die beiden nach Wolowje wollten. Sie einigten sich über den Preis und Mitja wurde als Reisegefährte mitgenommen. Nach drei Stunden kamen sie an. Auf der Station bestellte Mitja sofort Postpferde zur Rückkehr in die Stadt, und erst jetzt fühlte er einen unerträglichen Hunger. Während die Pferde angespannt wurden, ließ er sich einen Eierkuchen backen. Er verzehrte ihn auf der Stelle und aß noch ein großes Stück Brot; dazu fand sich noch ein Stück Wurst, das er gleichfalls verzehrte. Zum Essen trank er drei Schnäpfe.

Als er sich so gestärkt hatte, wurde er wieder munter, und auch in seinem Innern wurde es heller. Er jagte in die Stadt zurück und spornte den Postillon zu immer größerer Schnelligkeit an. Unterwegs kam ihm ein guter Gedanke, der sich bald zu einem neuen, festen Plan verdichtete, wie er sich nämlich vor Abend das verfluchte Geld verschaffen könne.

„Wie kann man sich nur vorstellen, daß wegen dieser lumpigen dreitausend Rubel ein Mensch zugrunde gehen soll!“ rief er verächtlich. „Heute abend noch muß es sich entscheiden!“

Hätte ihn nicht fortwährend der Gedanke an Gruschenka und an alles, was inzwischen geschehen sein konnte, bedrückt, so wäre er vielleicht wieder ganz aufgeräumt geworden. Doch der Gedanke an sie bohrte sich wie ein scharfes Messer in sein Herz. Endlich langte er wieder in der Stadt an und eilte sofort zu Gruschenka. Es war dies jener Besuch, dessen sie Rakitin und Aljoscha gegenüber am Abend desselben Tages mit Schrecken gedacht hatte.

Die Goldgruben

Othello ist nicht eifersüchtig; er ist vertrauensselig," sagt ein bedeutender russischer Dichter. Othellos Seele ist nur zer schlagen, seine ganze Weltanschauung ist getrübt; er hat sein Ideal verloren. Aber Othello versteckt sich nicht, spioniert nicht, lauert nicht auf! Man muß ihn im Gegenteil darauf bringen, ihn geradezu darauf stoßen, ihn mit aller Gewalt antreiben, daß er auf den Gedanken an einen Verrat verfällt.

Anders ist es mit dem Eifersüchtigen. Man kann sich die schmachvolle Handlungsweise und die sittliche Erniedrigung gar nicht ausdenken, deren ein Eifersüchtiger fähig ist und der er ohne die geringsten Gewissensbisse verfällt. Es brauchen nicht etwa nur gemeine, niedrig denkende Menschen zu sein. Der Eifersüchtige ist vielmehr mit reiner Liebe und starker Aufopferung im Herzen imstande, sich zu gleicher Zeit unter Tischen zu verstecken, die schlimmsten Leute zu bestechen und zu den verwerflichsten Gemeinheiten des Spionierens zu greifen.

Othello hätte sich nie mit einem Verrat aussöhnen können. Er hätte verziehen, aber nie vergessen, obgleich seine Seele unschuldig wie eine Kindesseele war.

Wenn Mitja Gruschenka sah, verlor sich bei ihm die Eifersucht ganz. Für den Augenblick vertraute er ihr völlig, benahm sich höchst gesittet und verachtete sich selbst wegen seiner schlechten Gesinnung. Das wollte indes nur bedeuten, daß in seiner Liebe zu dieser Frau etwas Höheres lag, nicht nur eine Leidenschaft für die körperliche Gestalt, wie er es selbst geglaubt und noch Aljoscha gegenüber ausgesprochen hatte. War aber Gruschenka nicht in seiner Nähe, so fing Mitja wieder an, sie in seinem Herzen des niedrigsten Verrates für fähig zu halten. Dabei empfand er nicht die geringsten Gewissensbisse.

So loderte denn auch jetzt in ihm die Eifersucht wieder zu heller Flamme auf. Vor allen Dingen war Eile geboten: auf jeden Fall mußte er sich Geld verschaffen. Die neun Rubel

von gestern waren für die Fahrt draufgegangen und ganz ohne Geld — das wußte er aus Erfahrung — konnte er keinen einzigen Schritt tun. So hatte er, als er seinen Plan sich zu rechtlegte, zugleich darüber nachgedacht, wo er sich dieses Geld verschaffen könne.

Er besaß noch zwei gute Pistolen mit Patronen. Bisher hatte er sie nicht versezt, weil ihm von seinem ganzen Besitz diese Stücke das liebste waren. Im Gasthause „Zur Hauptstadt“ hatte er flüchtig einen jungen Beamten kennen gelernt, der, wie man ihm gesagt hatte, ein unverheirateter, vermögender Mann war und mit wahrer Leidenschaft alle Arten Gewehre, Pistolen, Revolver, Degen kaufte und sie in seinem Zimmer an den Wänden anbrachte; er pflegte sie seinen Bekannten zu zeigen und zu prahlen, daß er sich darauf verstehe, ihnen die verschiedensten Systeme vorzuführen und ihnen zu erklären, wie man sie laden und abfeuern müsse, kurz: wie man mit ihnen umzugehen habe.

Mitja besann sich denn auch nicht lange. Er nahm seine Pistolen und begab sich zu dem Beamten, um sie für zehn Rubel zu versezen. Der Beamte war hocherfreut und bat Mitja, er möge sie ihm ganz verkaufen; doch darauf ging Mitja nicht ein. Jener gab ihm die zehn Rubel und erklärte ihm: er werde keine Prozente nehmen. Beide schieden als Freunde.

Mitja eilte darauf zu Fjodor Pawlowitsch oder vielmehr in die Laube am Gartenzaun, um so schnell wie möglich mit Emerdjäkoff Rücksprache zu nehmen.

Bei Marja Kondratiwna, der Nachbarin Fjodor Pawlowitschs, erwartete ihn eine Nachricht, die ihn in große Unruhe versetzte. Er erfuhr nämlich, daß Emerdjäkoff krank war. Die Geschichte vom Sturz in den Keller, von dem Kommen des Arztes, von den Bemühungen Fjodor Pawlowitschs um den Kranken hörte er und vernahm mit großem Interesse von Iwan Fjedorowitschs Abfahrt nach Moskau.

„Wahrscheinlich kam er vor mir zur Station Wolowje,“ dachte Dimitri Fjedorowitsch. Aber die Krankheit Emerdjäkoffs beunruhigte ihn sehr. „Wie wird es denn jetzt sein? Wer wird für mich aufpassen und mir Mitteilung machen?“ fragte er sich.

Eifrig begann er die Frauen auszuforschen, ob sie gestern abend nichts bemerkt hätten. Diese erkannten sehr wohl, um was es sich bei seinen Fragen handelte, und beruhigten ihn vollkommen.

„Niemand war da,“ sagten sie, „nur Iwan Fedorowitsch war die Nacht im Hause. Es war alles in größter Ordnung.“

Mitja überlegte. Natürlich mußte er aufpassen. Aber wo? Hier oder bei Samssonoffs Hause? Er entschloß, es an beiden Orten zu tun, zunächst aber Die Sache war nämlich die, daß es jetzt darauf ankam, den neuen, unfehlbaren Plan ins Werk zu setzen, den er sich auf der Fahrt ausgedacht hatte und den er nicht länger aufschieben durfte. Mitja war bereit, ihm eine Stunde zu opfern.

„In einer Stunde habe ich alles erfahren, habe ich alles erledigt. Dann begeben Sie sich sofort zu Samssonoffs, erfahren dort beim Holzknecht, ob Gruschenka noch beim Alten ist, kommen Sie sofort wieder hierher und bleiben bis elf Uhr in der Laube. Darauf holen Sie sie von Samssonoff ab und bringen Sie nach Hause.“

Er begab sich in seine Wohnung, wusch sich, kämmtete sich und bürstete seine Kleider, zog sich an und ging zu Frau Chochlakoff. Das war sein ganzer Plan. Er hatte beschlossen, diese Dame um dreitausend Rubel anzugehen. Wieder war ein ungewöhnliches Vertrauen in ihm aufgetaucht, daß sie ihm seine Bitte nicht abschlagen werde. Vielleicht wird man sich wundern, warum er, wenn er ein so großes Vertrauen in ihre Hilfsbereitschaft setzte, nicht schon früher zu einer Persönlichkeit aus seinem Bekanntenkreise gegangen war, sondern zu Samssonoff, der einer ganz anderen, ihm vollständig fremden Gesellschaftsklasse angehörte, daß er nicht einmal gewußt hatte, wie er ihn anreden sollte.

Doch die Sache hatte folgende Verwandtnis. Er hatte im letzten Monat seine Bekanntschaft mit Frau Chochlakoff ganz vernachlässigt, war allerdings auch früher nicht gerade intim mit ihr bekannt gewesen. Zudem war er sich klar darüber, daß sie für ihn nichts übrig hatte, ja daß sie ihn haßte und zwar schon seit langem, weil er der Verlobte Katerina Iwanownas war; und ihr Herzenswunsch war es doch, daß Katerina Iwa-

nowna nicht ihn, sondern den ritterlichen Iwan Fedorowitsch mit seinem feinen, vornehmen Auftreten heirate. Mitjas Benehmen wollte ihr gar nicht gefallen. Auch hatte Mitja über sie gelacht und einmal sogar die Äußerung fallen lassen: sie sei ebenso fahrig wie ungebildet.

Jetzt war ihm unterwegs der Gedanke gekommen: „Wenn die so sehr dagegen ist, daß ich Katerina Iwanowna heirate,“ — er wußte, daß diese ihre Abneigung aus Krankhafte streifte — „warum soll sie mir nicht die dreitausend Rubel geben, damit ich mit dem Gelde auf immer von hier fortgehe und auf diese Weise Katja verlasse? Wenn solche verwöhnten Damen wie die Chochlakoff einmal ihre Launen bekommen, geben sie sich nicht eher zufrieden, als bis sie ihren Willen durchgesetzt haben. Überdies ist sie reich,“ überlegte Mitja.

Was seinen Plan anlangte, so glich er dem früheren. Er wollte auch jetzt seine Rechte auf Tschermaschna abtreten. Nur sollte es diesmal kein ausschließlich kaufmännisches Geschäft sein wie gestern bei Samssonoff. Er wollte ferner nicht die Dame wie Samssonoff mit der Möglichkeit zu gewinnen suchen, daß sie mehrere Tausende gewinnen könne, wenn sie auf seinen Handel eingehe, sondern wollte ihr nur eine hinreichende Sicherheit für seine Schuld gewährleisten.

Bei diesem Gedanken geriet Mitja wieder in Begeisterung. Trotzdem fühlte er plötzlich, als er die Treppe zum Hause der Frau Chochlakoff hinaufstieg, ein Frösteln im Rücken. In diesem Augenblick kam es ihm zum klaren Bewußtsein, daß sie seine letzte Hoffnung war und daß ihm, wenn auch dieser Versuch keinen Erfolg hatte, wirklich nichts weiter übrig blieb, als jemanden den Hals umzudrehen und ihm die dreitausend Rubel zu rauben — nichts weiter! Es war halb acht Uhr, als er die Türklingel zog.

Anfangs schien ihm das Glück hold zu sein. Kaum hatte er sich melden lassen, da wurde er sofort mit außergewöhnlicher Bereitwilligkeit empfangen. „Ganz als hätte sie mich erwartet,“ dachte Mitja. Und eben war er in das Empfangszimmer hineingeführt, als auch schon die Dame des Hauses ihm eilig entgegenkam und ihm geradezu erklärte: sie habe ihn tatsächlich erwartet.

„Ich habe Sie erwartet; wie ich Sie erwartet habe! Und ich konnte gar nicht vermuten, daß Sie zu mir kommen würden. Gestehen Sie doch selbst, daß Sie sich über meine Ahnung wundern: schon den ganzen Morgen erwartete ich Sie und war überzeugt, daß Sie heute kommen würden.“

„Das ist allerdings sonderbar, gnädige Frau,“ bemerkte Mitja erfreut und setzte sich. „Doch ich komme in einer sehr wichtigen Angelegenheit, das heißt, gnädige Frau, wichtig ist sie nur für mich.“

„Ich weiß, Dimitri Fedorowitsch, daß die Sache wichtig ist. Das sind bei mir nicht irgendwelche Vorgefühle oder Ansprüche auf Wunder — haben Sie schon vom Starek Sossima gehört? — Hier handelt es sich um Berechnung. Sie mußten kommen nach allem, was sich mit Katerina Iwanowna zugetragen hat. Sie konnten nicht anders, Sie mußten kommen. Es war Berechnung!“

„Es ist die Wirklichkeit des Lebens, gnädige Frau! Indes ich wollte . . .“

„Ganz recht, die Wirklichkeit des Lebens, Dimitri Fedorowitsch. Auch ich bin jetzt nur noch für die Wirklichkeit. Denn was Wunder anbetrifft, so bin ich gründlich kuriert. Haben Sie schon gehört, daß der Starek Sossima gestorben ist?“

„Nein, gnädige Frau, ich höre es zum erstenmal,“ sagte Mitja ein wenig erstaunt.

Vor seinem Geist tauchte Aljoschas Gestalt auf.

„Heute nacht ist er gestorben und stellen Sie sich vor . . .“

„Gnädigste Frau,“ unterbrach Mitja sie, „lassen Sie sich sagen, daß ich mich in der verzweifeltsten Lage befinde. Wenn Sie mir nicht helfen, stürzt alles zusammen, und ich bin verloren. Verzeihen Sie mir den alltäglichen Ausdruck. Doch ich bin wie im Fieber.“

„Ich weiß, daß Sie im Fieber sind; ich weiß alles. Sie können auch gar nicht in einem anderen Seelenzustande sein. Was Sie mir darüber zu sagen haben, weiß ich alles schon im voraus. Ich habe mir schon längst Ihr Schicksal ausgemalt, Dimitri Fedorowitsch; ich verfolge es und versuche, es zu begreifen. Glauben Sie mir, ich bin ein erfahrener Seelenarzt, Dimitri Fedorowitsch.“

„Gnädige Frau, wenn Sie ein erfahrener Arzt sind, so bin ich ein erfahrener Kranker“ – Mitja mußte sich bereits zusammennemen, um liebenswürdig zu sein –; „wenn Sie sich sogar bemühen, mein Schicksal zu verfolgen, werden Sie, das weiß ich, mich auch vor meinem Untergange bewahren. Darum erlauben Sie endlich, daß ich Ihnen meinen Plan auseinandersetze, mit dem ich gewagt habe, bei Ihnen zu erscheinen, um Ihnen zu sagen, was ich von Ihnen erhoffe. Ich bin gekommen, gnädige Frau . . .“

„Lassen Sie, das ist nebensächlich. Und was Sie von meiner Hilfe sagen, so sind Sie nicht der erste, dem ich sie habe zuteil werden lassen, Dimitri Fedorowitsch. Sie haben vielleicht von meiner Kusine Welingoffsoff gehört. Ihr Mann war so gut wie verloren. Alles stürzte bei ihm zusammen, wie Sie sich soeben ausdrückten, Dimitri Fedorowitsch. Da rief ich ihm: er solle ein Gestüt anlegen, und jetzt geht es ihm ausgezeichnet. Verstehen Sie etwas von Pferdezzucht, Dimitri Fedorowitsch?“

„Nicht das geringste, gnädige Frau, nicht das geringste!“ rief Mitja höchst ungeduldig und wollte aufstehen. „Ich bitte Sie nur, meine Gnädigste, mich anzuhören; gestatten Sie nur, daß ich zwei Minuten spreche, damit ich Ihnen zuerst meinen ganzen Plan auseinandersetzen kann, um dessentwillen ich gekommen bin. Außerdem ist meine Zeit kostbar, ich habe Eile!“ sagte Mitja hastig; denn er fühlte, daß sie sofort wieder anfangen wollte zu sprechen. „Ich bin in meiner Verzweiflung, in der äußersten Verzweiflung gekommen, um von Ihnen dreitausend Rubel zu borgen unter der sichersten Bürgschaft, gnädigste Frau. Erlauben Sie, daß ich Ihnen . . .“

„Das tun Sie alles später!“ Frau Chochlakoff winkte mit der Hand ab. „Sie sagen mir nichts Neues. Ich weiß ja schon alles, wie ich Ihnen bereits erklärt habe. Sie bitten um eine Summe, brauchen dreitausend Rubel. Aber ich werde Ihnen unendlich mehr geben; ich werde Sie retten, Dimitri Fedorowitsch. Sie müssen mich nur anhören!“

Mitja sprang auf.

„Gnädige Frau, sollten Sie wirklich so gütig sein!“ rief er ganz begeistert und ergriffen aus. „Sie retten einen

Menschen vor dem Selbstmorde, vor der Pistole, gnädige Frau. Meine ewige Dankbarkeit . . .“

„Ich gebe Ihnen unendlich mehr als dreitausend.“ be-
teuerte Frau Eochlakoff mit strahlendem Lächeln, sehr erfreut
über Mitjas Begeisterung.

„Unendlich? Soviel ist gar nicht einmal nötig. Nötig
sind nur die bösen Dreitausend. Ich bin aber meinerseits
bereit, als Bürgschaft für diese Summe . . . abgesehen von
meiner unermesslichen Dankbarkeit . . . Ich will Ihnen den
Plan . . .“

„Genug, Dimitri Fedorowitsch!“ schnitt ihm Frau Eoch-
lakoff mit dem erhabenen Bewußtsein einer Wohltäterin das
Wort ab. Ich habe Ihnen versprochen, Sie zu retten, und
ich werde es tun. Ich rette Sie wie meinen Schwager Belim-
gossow. Was meinen Sie zu Goldgruben, Dimitri Fedoro-
witsch?“

„Zu Goldgruben, gnädige Frau? Ich habe niemals daran
gedacht . . . ich weiß nicht.“

„Aber ich habe für Sie daran gedacht! Ich habe hin und
her überlegt. Einen ganzen Monat habe ich mich mit diesem
Gedanken getragen. Hundertmal habe ich Sie mir daraufhin
angesehen und mir gesagt: Das ist ein energischer Mensch; der
muß in die Goldgruben. Sogar Ihren Gang habe ich studiert
und mich überzeugt, daß Sie viele Goldadern finden werden.“

„Aus meinem Gange schließen Sie das, gnädige Frau?“
Mitja lächelte.

„Warum nicht? Selbstverständlich aus Ihrem Gange.
Leugnen Sie etwa, daß man den Charakter eines Menschen
nach seinem Gange beurteilen kann? Die Naturwissenschaft
bestätigt es gleichfalls. Ich bin jetzt durch und durch Wirk-
lichkeitsmensch, Dimitri Fedorowitsch. Seit dem heutigen
Tage, nach dieser ganzen Geschichte im Kloster, die mich so
aufgeregt hat, bin ich ein vollkommener Wirklichkeitsmensch
und möchte mich am liebsten in eine praktische Tätigkeit stürzen.
Ich bin geheilt.“

„Aber, gnädige Frau, diese Dreitausend, mit denen Sie
mich so großmütig . . .“

„Die entgehen Ihnen nicht, Dimitri Fedorowitsch,“ unter-

brach ihn sofort wieder Frau Chochlakoff, „die Dreitausend haben Sie so gut wie in der Tasche, und nicht Dreitausend, sondern drei Millionen, Dimitri Fedorowitsch, in der aller-kürzesten Zeit! Ich will Ihnen alles sagen. Sie werden Goldgruben finden und Millionen verdienen. Dann werden Sie hierher zurückkehren und eine Tätigkeit beginnen und hier im Städtchen auch uns von Nutzen sein. Muß man denn immer alles den Juden überlassen? Sie werden große Gebäude aufführen und die verschiedensten Unternehmungen ins Werk setzen. Sie werden den Armen helfen, und diese werden Sie segnen. Jetzt leben wir im Jahrhundert der Eisenbahnen, Dimitri Fedorowitsch. Sie werden berühmt und dem Finanzminister unentbehrlich werden, da es uns doch jetzt so sehr an Geld gebricht. Das Fallen des Rubels raubt mir den Schlaf, Dimitri Fedorowitsch. Von der Seite kennt man mich noch gar nicht.“

„Gnädige Frau!“ unterbrach Dimitri Fedorowitsch sie wieder mit neu aufsteigender Unruhe; „ich werde Ihrem Rat gewiß folgen, der sicherlich sehr klug ist, gnädige Frau; vielleicht mache ich mich auf in Ihre Goldgruben und komme nochmals in den nächsten Tagen, um mit Ihnen darüber zu reden. Aber die Dreitausend, die Sie mir so großmütig anboten . . . Sie würden mir eine große Sorge nehmen. Wenn es möglich wäre, möchte ich heute schon . . . Ich habe keinen Augenblick Zeit zu verlieren, keine Stunde!“

„Hören Sie mich, Dimitri Fedorowitsch!“ fiel ihm Frau Chochlakoff hartnäckig ins Wort. „Zuerst eine Frage: Werden Sie in die Goldgruben gehen oder nicht? Sie müssen sich endgültig entscheiden; geben Sie mir eine bestimmte Antwort!“

„Ich gehe, gnädige Frau, ich gehe schon. Ich gehe, wohin Sie wollen. Aber jetzt . . .“

„Warten Sie!“ rief Frau Chochlakoff wieder dazwischen, sprang auf und eilte zu ihrem prachtvollen Schreibtisch mit feinen zahllosen kleinen Schubfächern und riß eilig ein Fach nach dem andern auf.

„Dreitausend!“ dachte Mitja, und es befahl ihn etwas wie eine Schwäche, „und das sogleich ohne jegliches Papier,

ohne jede Bürgschaft. Das nenne ich anständig gehandelt. Eine großartige Frau, wenn sie nur nicht so redselig wäre!“

„Hier!“ erklang Frau Chochlakoffs Stimme freudig erregt, als sie zu Mitja zurückkehrte, „hier ist, was ich suchte!“

Es war ein kleines Heiligenbild aus Silber an einer Schnur, eines von jenen, die man zusammen mit der Schnur trägt.

„Das ist aus Kiew, Dimitri Fedorowitsch,“ fuhr sie andächtig fort, „aus den Reliquien der heiligen Warwara. Lassen Sie es mich Ihnen eigenhändig um den Hals tun und Sie damit für Ihr neues Leben und zu Ihren neuen Unternehmungen segnen.“

Wirklich legte sie ihm das Heiligenbild um den Hals: Sehr verwundert beugte sich Mitja vor, half ihr, so gut es ging, dabei und schob es dann mit vieler Mühe neben dem Stehkragen auf die Brust.

„So, jetzt können Sie fahren!“ rief Frau Chochlakoff und setzte sich wieder mit feierlicher Miene auf ihren Platz.

„Gnädige Frau, ich bin so gerührt, daß ich gar nicht weiß, wie ich Ihnen danken soll. Doch wenn Sie wüßten, wie wertvoll mir jeder Augenblick ist! Die Summe, die Sie mir in Ihrer Großmut . . . Gnädige Frau, wenn Sie einmal so gut, so rührend großmütig zu mir sind,“ rief Mitja begeistert, „so erlauben Sie mir, Ihnen alles zu sagen, was Sie vielleicht schon lange wissen. Ich liebe ein Wesen . . . ich bin Katja untreu geworden. Katerina Iwanowna wollte ich sagen. Ehrlos habe ich an ihr gehandelt. Doch habe ich mich in die andere verliebt — in ein Wesen, das Sie, meine Gnädigste, vielleicht verachten, da Sie von ihr alles wissen. Aber ich kann nicht von ihr lassen, und darum muß ich jetzt die Dreitausend . . .“

„Lassen Sie alles das, Dimitri Fedorowitsch!“ unterbrach ihn Frau Chochlakoff im entschiedensten Tone, „lassen Sie das und meiden Sie vor allem die Frauen! Ihr Ziel sind die Goldgruben, und Frauen dahin mitzunehmen, lohnt sich nicht. Wenn Sie reich und berühmt wiederkommen, finden Sie sicher eine Herzensfreundin in der höchsten Gesellschaft. Das wird ein Mädchen der neuen Zeit sein mit Kenntnissen und ohne

Vorurteile. Bis dann wird die Frauenfrage ihre Lösung gefunden haben, und eine neue Frau wird entstehen . . .“

„Gnädige Frau, das meine ich ja nicht!“

Beinahe flehend faltete Dimitri Fedorowitsch beide Hände.

„Doch gerade das haben Sie nötig, Dimitri Fedorowitsch; das ist Ihr Ziel, ohne daß Sie selbst es wissen. Gegen die Frauenfrage habe ich nichts einzuwenden, ich nehme sogar Anteil daran, Dimitri Fedorowitsch. Die weibliche Ausbildung und die politische Rolle der Frau in der Zukunft: das ist mein Ideal. Ich habe selbst eine Tochter, und von dieser Seite kennt man mich noch wenig. Ich habe über die Frage dem Schriftsteller Schtschedrin geschrieben. Er hat mich zuerst über die Bedeutung der Frau so aufgeklärt, daß ich ihm im vorigen Jahre einen Brief ohne meine Namensunterschrift sandte. Es waren nur zwei Zeilen: Ich umarme und küsse Sie im Namen der zeitgenössischen Frau. Fahren Sie fort, so zu wirken.“ Unterscrieben habe ich: ‚eine Mutter.‘ Zuerst wollte ich darunter setzen: ‚eine zeitgenössische Mutter.‘ Doch dann entschloß ich mich, einfach zu schreiben: ‚eine Mutter,‘ es lag mehr sittliche Schönheit darin. Aber, mein Gott, was ist Ihnen?“

„Gnädige Frau!“ rief Mitja und rang in Verzweiflung die Hände. „Sie werden mich noch zum Weinen bringen, gnädige Frau, wenn Sie das, was Sie mir versprochen haben, noch länger aufschieben.“

„Weinen Sie nur, Dimitri Fedorowitsch! Das sind erhebende Gefühle. Ihnen steht ein schwerer Weg bevor. Die Tränen werden Ihnen Erleichterung bringen. Wenn Sie später zurückkehren, tritt die Freude in ihre Rechte ein. Sie müssen aus Sibirien geradewegs zu mir kommen, um sich mit mir zu freuen.“

„Aber erlauben Sie,“ brüllte Mitja, „zum letzten Male flehe ich Sie an. Sagen Sie mir: kann ich heute die versprochene Summe erhalten? Wenn nicht, wann kann ich kommen, um sie in Empfang zu nehmen?“

„Was für eine Summe, Dimitri Fedorowitsch?“

„Die versprochenen Dreitausend, die Sie so großmütig waren . . .“

„Dreitausend? Sie meinen: Rubel? Ich habe keine dreitausend bei mir,“ erwiderte Frau Chochlakoff in ruhiger Bewunderung.

Mitja erstarrte.

„Wie haben Sie denn . . . Soeben äußerten Sie . . . Sie sagten sogar, daß sie schon so gut wie in meiner Tasche seien.“

„Sie haben mich falsch verstanden, Dimitri Fedorowitsch. Ja, Sie haben mich falsch verstanden. Ich sprach von den Goldgruben. Freilich verspreche ich Ihnen mehr, unendlich mehr als dreitausend. Jetzt wird mir alles klar; ich meinte die Goldgruben.“

„Und das Geld? Die Dreitausend?“ rief Mitja wie von Sinnen.

„Wenn Sie darunter Geld verstanden haben, — ich habe es nicht. Augenblicklich habe ich gar kein Geld in Händen. Ich streite mich mit meinem Verwalter soeben wegen des Geldes herum und habe in diesen Tagen selbst von Miussoff fünfhundert Rubel geliehen. Nein, Geld habe ich nicht bei mir. Und wenn ich es auch hätte, Dimitri Fedorowitsch, würde ich es Ihnen doch nicht geben. Erstens verborge ich kein Geld. Geld borgen heißt sich Feinde machen. Und Ihnen hätte ich es unter keinen Umständen gegeben; aus Liebe zu Ihnen, um Sie zu retten, hätte ich Ihnen keines gegeben. Denn Sie haben nur das eine nötig: Die Goldgruben!“

„Daß dich der Teufel!“ schrie Mitja und schlug wütend aus aller Kraft mit der Faust auf den Tisch.

„Mein Gott!“ fuhr Frau Chochlakoff ängstlich auf und flüchtete entsetzt in die fernste Ecke des Zimmers.

Wütend spuckte Mitja aus und eilte mit großen Schritten davon zum Hause hinaus auf die Straße, in die Dunkelheit. Er ging wie ein Irrensinniger und schlug sich fortwährend mit der Hand vor die Brust auf dieselbe Stelle, auf die er sich vor zwei Tagen, als er im Finstern nochmals zu Mjoscha zurückgekehrt war, bei seinen letzten Worten immer wieder geschlagen hatte. Was dieses Schlagen auf die Brust und gerade auf diese Stelle bedeutete und was er damit sagen wollte, war vorläufig noch ein Geheimnis, das keine Menschenseele

kannte und das er damals nicht einmal Aljoscha verraten hatte. Dieses Geheimnis umschloß für ihn mehr als die Schande; es war sein Untergang und sein Selbstmord — so hatte er es beschlossen — wenn er nicht irgendwo die dreitausend Rubel erhielt, um sie Katerina Iwanowna zurückzuerstatten und damit von seiner Brust, von dieser Stelle der Brust, die Schmach, die er an sich trug und die sein Gewissen bis zum Wahnsinn quälte, abzuwerfen.

Nachdem seine letzte Hoffnung geschwunden war, wankte der körperlich so starke Mann wie ein Wahnsinniger durch das Dunkel. Noch war er nicht weit gegangen, als er plötzlich in Tränen ausbrach und wie ein kleines Kind schluchzte. Ohne zu wissen, was er tat, wischte er sich im Weitergehen die Tränen mit der Hand ab.

So kam er auf den großen Platz. Hier fühlte er auf einmal, daß er mit dem ganzen Körper gegen etwas angeprallt war. Das schrille Geschrei einer alten Frau, die er beinahe umgestoßen hatte, brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Jesus Maria! Du bringst einen ja ums Leben. Wo hast du deine Augen, du Strolch?“

„Bist du es?“ erwiderte Mitja, der trotz der Dunkelheit in der Alten Kusima Samssonoffs Dienstmädchen zu erkennen vermeinte.

„Wer sind Sie denn, Herr?“ fragte in ganz verwundertem Ton sofort die Alte. „Ich kann in dieser Dunkelheit nicht die Hand vor Augen erkennen.“

„Du bist doch bei Kusima Samssonoff, nicht wahr? Du stehst doch bei ihm in Dienst?“

„Jawohl, Herr. Ich wollte eben nur ein bißchen zu Trochorytsch hinübergehen. Aber Sie, Herr, kann ich beim besten Willen nicht erkennen.“

„Sag mir doch: ist Agrafena Alexandrowna noch bei ihm?“ fragte Mitja in gespanntester Erregung. „Ich hatte sie zu ihm begleitet.“

„Sie kam heute wieder einmal zu ihm, saß ein Weilchen bei ihm und ging dann wieder fort.“

„Sie ist fortgegangen?“ schrie Mitja. „Wann ging sie fort?“

„Nur ein Minutchen hielt sie sich bei uns auf, erzählte dem Herrn ein Märchen, heiterte ihn auf und ging dann wieder fort. Sie hatte es sehr eilig.“

„Du lügst, verfluchtes Weib!“ brüllte Mitja.

„Jesus Maria!“ stotterte erschrocken die Alte.

Doch von Mitja war jede Spur verschwunden. So schnell er konnte, lief er zu Gruschenka. Es war kaum eine Viertelstunde nach ihrer Abfahrt. Fenja saß mit ihrer Großmutter, der alten Köchin, in der Küche, als unerwartet der „Herr Hauptmann“ hereinstürzte. Bei seinem Anblick schrie sie vor Schreck laut auf.

„Du schreist?“ brüllte Mitja das entsetzte Mädchen an.

„Wo ist sie?“

Aber ehe sie noch zu antworten vermochte, stürzte er ihr zu Füßen.

„Fenja, um Christi, unseres Herrn willen, sage, wo sie ist!“

„Erbarmen! Ich weiß nichts, Dimitri Fedorowitsch. Schlagen Sie mich tot, ich weiß nichts. Sie sind doch selbst zusammen mit ihr fortgegangen.“

„Sie ist zurückgekommen!“

„Ich schwöre Ihnen bei Gott, sie ist nicht zurückgekommen.“

„Du lügst!“ schrie Mitja sie an. „Schon aus deiner Angst kann ich schließen, wo sie ist!“

Er stürzte hinaus. Die erschrockene Fenja war froh, daß sie so billig davongekommen war, begriff aber sehr wohl, daß sie es nur seiner Eile zu danken hatte.

Noch im Fortstürzen setzte er Fenja und ihre alte Großmutter durch eine unverständliche Tat in Erstaunen. Auf dem Küchentisch stand nämlich ein Mörser mit einer kleinen, etwa zwanzig Zentimeter langen Keule aus Messing. Mitja hatte schon mit der einen Hand die Tür geöffnet, da griff er plötzlich nach der Keule, steckte sie in die Seitentasche und fort war er.

„Großer Gott! Er will jemanden totschlagen!“ rief Fenja entsetzt aus und schlug die Hände zusammen.

In der Dunkelheit



„Wohin eilte er?
 „Wo kann sie anders sein, wenn nicht beim Vater? Von Samssonoff ist sie geradewegs zu ihm gegangen, das ist klar. Der ganze Betrug liegt auf der Hand.“

Das waren die Gedanken, die wie ein Wirbelwind ihm durch den Kopf flogen. In den Nachbargarten zu Marja Kondratiwna wollte er nicht laufen.

„Das ist ganz überflüssig. Nicht das geringste Geräusch darf ich machen; sonst würden sie es sofort sagen. Denn Marja Kondratiwna gehört natürlich auch zur Verschwörung. Smerdjätkoff ebenfalls. Alle sind vom Alten bestochen, erkaufte.“

Im Nu änderte er seinen Plan. Durch eine Nebengasse machte er einen großen Umweg, lief durch die Dmitrowski-straße, dann über die kleine Brücke, und gelangte in eine einsame Querstraße, die an keinem einzigen Hause, sondern nur an Gärten vorüberführte. Auf der einen Seite zog sich der geflochtene Zaun eines Gemüsegartens hin und auf der anderen Seite der hohe, starke Bretterzaun, der den ganzen Karamasoffischen Besitz einschloß. Hier suchte er sich zum Überklettern eine bequeme Stelle aus. Es war wahrscheinlich dieselbe Stelle, wo nach den Erzählungen, die auch ihm bekannt waren, einst Lisaweta Smerdjäschtschaja übergeklettert sein sollte.

„Wenn die hinübergekommen ist,“ flog es ihm durch den Sinn, „warum sollte es mir nicht auch gelingen?“

Er trat einen Schritt zurück und machte dann einen Satz nach oben. Der Sprung gelang. Mit der Hand erfaßte er den oberen Rand des Zaunes, zog sich mit einem kräftigen Ruck hinauf und setzte sich oben ritlings auf den Zaun. Nicht weit von der Umzäunung stand das Badehäuschen. Doch sah er von seinem Fenster aus die erhellten Fenster des Herrenhauses.

„Richtig! Die Schlafstube des Alten ist erleuchtet. Sie ist bei ihm!“

Er sprang sofort in den Garten hinunter. Obgleich er wußte, daß Grigori krank war und vielleicht auch Smerdjakoff, daß ihn also so leicht niemand hören konnte, sah er sich doch unwillkürlich vor, blieb nach jedem Sprunge regungslos stehen und lauschte lange. Aber ringsum herrschte tiefes Schweigen, die atemlose Ruhe einer vollkommen windstillen Nacht. Kein Blatt, kein Lüftchen regte sich.

„Wenn nur niemand gehört hat, daß ich hinuntergesprungen bin. Doch es scheint nicht so.“

Nachdem er eine Weile dagestanden hatte, ging er vorsichtig auf dem Rasen weiter. Auf dem Kieswege hätte der Sand unter seinen Füßen geknirscht. Hinter Bäumen und Gebüsch schlich er weiter, setzte immer leise einen Fuß vor den andern und horchte nach jedem Schritte.

So kam er nach ungefähr fünf Minuten an das erleuchtete Fenster. Er erinnerte sich, daß unter dem Fenster ein paar hohe, dichte Hollunder- und Schneeballensträucher standen. Die Thür, die an der linken Gartenseite des Hauses lag, war sorgfältig verschlossen und verriegelt; davon überzeugte er sich im Vorbeigehen absichtlich und genau.

Endlich erreichte er die Sträucher vor dem Fenster und versteckte sich vorsichtig dahinter. Kaum wagte er zu atmen.

„Jetzt muß man etwas warten,“ dachte er. „Vielleicht hat doch jemand meine Schritte gehört. Er muß sich beruhigen. Nur muß ich mich in acht nehmen, daß ich nicht huste oder niese.“

Er wartete etwa zwei Minuten lang; aber sein Herz schlug so laut, daß es ihm fast den Atem nahm.

„Nein, das Herzklopfen geht nicht vorüber,“ sagte er sich; „ich kann nicht länger warten.“

Er stand hinter einem Strauch im Dunkeln. Die andere Seite des Strauches war hell beleuchtet durch den Lichtschein, der aus dem Fenster in den Garten fiel.

„Wie rot die Schneeballen sind!“ flüsterte er unwillkürlich.

Mit schleichenden Füßen näherte er sich vorsichtig dem

Fenster und stellte sich auf die Fußspitzen. Das Schlafzimmer Fedor Pawlowitschs lag vor ihm wie auf der Handfläche. Es war kein großes Zimmer und außerdem in seiner ganzen Breite durch einen dreiteiligen, roten, chinesischen Bettschirm, — so nannte ihn Fedor Pawlowitsch — in zwei Hälften geteilt.

„Der Chinesische,“ fuhr es Mitja durch den Sinn, „und hinter dem Bettschirm ist Gruschenka.“

Er betrachtete Fedor Pawlowitsch. Dieser hatte einen neuen seidenen Schlafrock an, wie ihn Mitja noch nie an ihm gesehen hatte, um den Leib war er durch eine seidene Schnur zusammengehalten, an der seidene Quasten hingen. Unter dem Kragen des Schlafrocks sah man die feinste Wäsche von teurem, holländischem Linnen; vorne auf der Brust war das Hemd mit goldenen Knöpfen geschlossen. Kopf und Stirn waren mit demselben rotseidenen Tuch umwunden, in dem ihn am Morgen Aljoscha gesehen hatte.

„Er hat sich fein gemacht,“ dachte Mitja.

Fedor Pawlowitsch stand unweit des Fensters, augenscheinlich in Gedanken versunken. Plötzlich hob er den Kopf, forchtete einen Augenblick, trat dann, als er nichts Verdächtiges hörte, an den Tisch und goß sich ein halbes Gläschen Kognak ein und stürzte es hinunter. Dann seufzte er tief, stand wieder nachdenklich ein Weilchen auf dem nämlichen Fleck, ging wieder zerstreut zum Pfeilerspiegel, rückte mit der Rechten die Binde an der Stirn ein wenig in die Höhe und betrachtete seine Weulen und blauen Flecke, die noch deutlich sichtbar waren.

„Er ist allein,“ dachte Mitja, „nach allem zu urteilen, ist er allein.“

Fedor Pawlowitsch wandte sich vom Spiegel weg und trat ans Fenster; er sah in den dunklen Garten hinaus. Mitja war eilend zurückgesprungen.

„Sie schläft vielleicht schon bei ihm hinter dem chinesischen Schirm.“

Wie ein Blitz fuhr ihm dieser Gedanke durchs Herz. Da drehte sich Fedor Pawlowitsch und trat zurück vom Fenster.

„Nein, er hat nach ihr ausgeschaut; sie ist also nicht bei

ihm. Warum würde er sonst ans Fenster herantreten und hinaussehen? Die Ungeduld peinigt ihn; darum trat er ans Fenster.“

Mitja schlich sich wieder ans Fenster und sah hinein. Der Alte saß am Tisch und war anscheinend sehr niedergeschlagen. Endlich legte er beide Arme auf den Tisch und stützte den Kopf in die rechte Hand, während die linke auf dem Tisch liegen blieb. Mitja betrachtete ihn gespannt.

„Er ist ganz allein,“ sagte er sich wieder. „Wenn sie bei ihm wäre, würde er ein anderes Gesicht machen.“

Und doch war es sonderbar! In seinem Herzen stieg ein furchtbarer Ärger darüber auf, daß sie nicht bei dem Alten war.

„Nicht deswegen, weil sie nicht hier ist,“ dachte er sich sofort als Antwort auf dieses Gefühl, kaum daß es in ihm rege geworden war, „sondern weil ich durchaus nicht dahinter komme, ob sie hier ist oder nicht.“

Später erinnerte sich Mitja, daß er in diesem Augenblick ungewöhnlich klar und bestimmt hatte denken können, daß er sich alles, bis zur geringsten Einzelheit genau überlegt hatte. Aber der Druck, der sich infolge der Ungewißheit, ob sie bei ihm sei oder nicht, und infolge seiner Unentschlossenheit auf ihn legte, nahm von Sekunde zu Sekunde zu und wurde schließlich unerträglich.

Plötzlich raffte er sich zusammen. Er streckte die Hand aus und klopfte leise an den Fensterrahmen. Es war das Zeichen, das zwischen dem Alten und Smerdjakoff verabredet war: zuerst zweimal etwas leiser und dann dreimal schneller — das Zeichen, das bedeuten sollte: Gruschenka sei gekommen. Der Alte fuhr zusammen, hob den Kopf, sprang auf und stürzte ans Fenster. Mitja hatte sich schon aus dem Lichtschein in die Dunkelheit zurückgezogen. Fedor Pawlowitsch steckte geschwind den Kopf hinaus.

„Gruschenka, bist du es? Wo bist du denn?“ fragte er mit geradezu bebender Stimme in freudig ängstlichem Flüstern. „Sag, wo bist du, mein Herzblatt?“

Vor Erregung schlug seine Stimme über.

„Er ist allein,“ sagte sich Mitja. Jetzt erst war er wirklich überzeugt.

„Wo bist du?“ fragte wieder der Alte, streckte den Kopf noch weiter zum Fenster hinaus, so daß auch die Schultern aus dem Fenster ragten, und sah sich nach allen Seiten um.

„So komm doch, mein Engelchen; ich habe auch ein Geschenk für dich bereit. Komm nur, ich will es dir zeigen!“

„Damit meint er das Paket mit den Dreitausend,“ dachte Mitja.

„Wo bist du nur? Oder bist du bei der Tür? Warte, ich mache sofort auf.“

Der Alte kroch jetzt zum Fenster hinaus, um im Dunkeln besser nach der Tür sehen zu können. Noch eine Sekunde — und er wäre unbedingt zur Tür gelaufen, um Gruschenta zu öffnen, ohne ihre Antwort abzuwarten. Mitja betrachtete ihn von der Seite und rührte sich nicht. Das ganze ihm so verhaßte Gesicht des Alten, das herabhängende Doppelkinn, die Hakennase, die fleischigen, in sehnsüchtiger Erwartung lächelnden Lippen, alles beleuchtete grell die Lampe aus dem Zimmer. Eine unbändige, sinnraubende Wut packte Mitja.

„Da habe ich meinen Nebenbuhler, meinen Peiniger, den Quälgeist meines Lebens!“

Wie eine heiße Welle schlug diese Wut über ihm zusammen. In einem Augenblick der Vorahnung hatte er vor vier Tagen zu Aljoscha in der Beichte von dieser Wut gesprochen, gleichsam als Antwort auf die Frage: „Wie kannst du nur sagen, daß du den Vater erschlagen wirst?“

Dieses Gefühl des persönlichen Ekels wurde mit jeder Sekunde unerträglicher, als er so da stand und das Gesicht des Alten betrachtete. Er war seiner Sinne nicht mehr mächtig. Plötzlich riß er die messingne Mörserkeule aus der Tasche . . .

„Gott hat mich gnädig behütet,“ sagte Mitja später.

Kurz vorher war der kranke Grigori Wassiljewitsch aufgewacht. Am Abend vorher war an ihm das bewusste Heilverfahren, von dem Smerdjakoff Iwan Fedorowitsch erzählt hatte, vorgenommen worden; Marfa Ignatiowna hatte ihm mit jenem kräftigen, geheimnisvollen Kräuteraufguss eine halbe Stunde lang den Rücken eingerieben und ihm dann mit einem bestimmten Gebet das übrige zu trinken gegeben, worauf er eingeschlafen war. Den letzten Rest hatte aber Marfa

Ignatiwna ausgetrunken, und war, da sie sonst nie geistige Getränke zu sich nahm, nach diesem einen Schluck Brantwein in einen todähnlichen Schlaf gefallen.

Ganz unerwartet war Grigori aufgewacht. Zuerst sammelte er etwas seine Gedanken, fühlte aber sofort einen heftigen Schmerz im Kreuz. Nach einigem weiteren Nachdenken stand er auf und kleidete sich an. Vielleicht empfand er Gewissensbisse, daß er geschlafen hatte, während das Haus zu einer so gefährlichen Zeit unbewacht war. Denn Smerdjakoff lag, durch den Unfall aufs äußerste von Kräften gekümmert, regungslos im Vorzimmer. Marfa Ignatiwna rührte sich gleichfalls nicht.

„Sie ist schwach geworden,“ dachte Grigori und trat ächzend hinaus auf die Treppe. Eigentlich wollte er sich nur einmal umsehen, da er nicht imstande war zu gehen, die Schmerzen im rechten Bein und im Kreuz wurden gar zu heftig. Da fiel ihm ein, daß er das Pfortchen, das vom Hof in den Garten führte, nicht verschlossen hatte. Grigori war der genaueste und pünktlichste Mensch, der nur einmal eingeführte Ordnung und langjährige Gewohnheit kannte.

Hinkend und krumm vor Schmerzen stieg er die Treppe hinab und ging zur Gartentpforte. Richtig, sie war weit offen. Er trat in den Garten. Vielleicht hatte er Verdacht geschöpft oder einen Laut gehört. Als er nach links blickte, gewahrte er den Lichtschein aus dem Zimmer des Herrn und das offene, leere Fenster. Niemand sah mehr hinaus.

„Warum steht es offen?“ dachte Grigori. „Jetzt ist kein Sommer mehr.“

In demselben Augenblick huschte etwas durch den Garten. Ungefähr vierzig Schritte von ihm schien in der Dunkelheit ein Mensch vorüberzulaufen. Wie ein Schatten huschte er durch den Garten.

„Herrgott!“ stammelte er. Dann stürzte er ohne Besinnen und der Kreuzschmerzen nicht achtend, dem gespenstischen Schatten nach. Doch schlug er einen kürzeren Weg nach dem Zaune ein; der Garten war ihm offenbar bekannter als dem Flüchtling, der zuerst die Richtung nach dem Badehäuschen

einschlug, dann um das Häuschen herumlieh und dem Zaune zustürzte.

Grigori verfolgte ihn, ohne ihn aus den Augen zu lassen und lief, so schnell er nur laufen konnte. Er erreichte den Zaun in dem Augenblick, als der Flüchtling schon hinüberkletterte. Wild schrie Grigori auf, sprang auf den Zaun zu und umklammerte mit beiden Händen den Fuß des droben Sitzenden.

Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen! Er erkannte ihn; das war er, der Unmensch, der Watermörder!

„Watermörder!“ schrie der Alte und der Schrei hallte durch die schweigende Nacht über die ganze Gegend hin. Das war aber auch alles, was er noch herausbringen konnte; auf einmal stürzte er, schwer getroffen, zusammen.

Mitja sprang wieder in den Garten hinunter und beugte sich über den am Boden Liegenden. Die messingne Mörserkeule, die er noch in der Hand hielt, warf er unwillkürlich fort. Sie fiel etwa zwei Schritt von Grigori entfernt hin, doch nicht ins Gras, sondern auf den Weg, wo sie sofort gesehen werden mußte. Hastig untersuchte er den Daliegenden. Der Kopf des Alten war ganz blutüberströmt. Mitja betastete den Kopf auf allen Seiten. Später entsann er sich deutlich, daß er sich in diesem Augenblick unbedingt habe genau überzeugen wollen, was dem Alten geschehen sei: ob er ihm den Schädel eingeschlagen oder ihn nur durch den Schlag auf den Kopf betäubt habe. Aber das Blut rann unaufhörlich und überströmte warm Mitjas bebende Finger. Später erinnerte er sich auch noch, daß er sein reines Taschentuch, das er vor seinem Besuch bei der Frau Chochlakoff zu sich gesteckt hatte, aus der Rocktasche herausgezogen und damit ohne zu überlegen das Blut von Stirn und Gesicht abgewischt hatte. Im Nu war das Taschentuch mit Blut durchtränkt.

„Warum habe ich das getan?“ fragte sich Mitja, wie aus einem Traum erwachend. „Wenn ich ihm den Schädel eingeschlagen habe, wie soll ich mich überzeugen. Jetzt bleibt sich alles gleich!“ fuhr er niedergeschlagen fort. „Habe ich ihn erschlagen, dann habe ich ihn erschlagen. Wist mir in den Weg gekommen, Alter; so liege denn!“ sprach er laut

vor sich hin, eilte wieder zum Zaun, schwang sich hinüber in die Nebengasse und eilte fort.

Das blutdurchtränkte Taschentuch hielt er noch in der Hand zusammengeballt und steckte es beim Laufen in die hintere Rocktasche. So schnell er nur konnte, stürzte er in der Dunkelheit fort. Einige Fußgänger erinnerten sich später, einen wie wahnsinnig laufenden Menschen in dieser Nacht gesehen zu haben. Sein Ziel war das Haus der Morosowa, wo Gruschenka wohnte.

Fenja war gleich, nachdem er fortgegangen war, zum ersten Hofknecht Nasar Iwanowitsch gelaufen und hatte ihm zitternd angefleht, um Christi willen den Hauptmann weder heute noch morgen einzulassen. Nasar Iwanowitsch hatte sie ruhig angehört und ihr versprochen, ihre Bitte zu erfüllen. Doch kurz darauf war er zu seiner Herrin gerufen worden und hatte seinen Neffen, einen Burschen von etwa zwanzig Jahren, der erst vor kurzem vom Lande in die Stadt gekommen war, auf dem Hof zurückgelassen, indes vergessen, ihm etwas von Fenjas Bitte wegen Karamasoff zu sagen.

Als Mitja das Hoftor erreicht hatte, klopfte er heftig. Der Bursche erkannte ihn sofort, Mitja hatte ihm schon öfter ein gutes Trinkgeld gegeben. Er riß sofort die Tür auf und beeilte sich, mit einem Lächeln zu melden, daß Agrafena Alexandrowna nicht zu Hause sei.

„Wo ist sie denn, Prochor?“ fragte Mitja und blieb stehen.

„Sie ist vor zwei guten Stunden ausgefahren nach Mokroje mit dem Kutscher Timosei. Der Herr kennen ihn wohl.“

„Fortgefahren? Warum?“ schrie Mitja.

„Das kann ich nicht wissen. Es heißt, zu einem Offizier, der sie hat rufen lassen und auch die Pferde gestellt hat.“ Mitja ließ ihn stehen und lief wie von Sinnen zu Fenja.

Der plöbliche Entschluß

Senja saß mit ihrer Großmutter in der Küche; beide wollten schlafen gehen. Im Vertrauen auf Nasar Iwanowitschs Versprechen hatte sie die Küchentür nicht verriegelt.

Da stürzte Mitja herein auf Senja los und packte sie an der Kehle.

„Sage sofort, wo sie ist; mit wem ist sie in Mokroje?“
Beide Frauen schrien auf.

„Ich werde sogleich alles sagen, Dimitri Fodorowitsch, werde nichts verheimlichen,“ stammelte schnell die tödlich erschrockene Senja mit lallender Zunge. „Sie ist nach Mokroje zum Offizier gefahren.“

„Zu welchem Offizier?“

„Zu ihrem früheren Offizier, den sie vor fünf Jahren gehabt hat, der sie verlassen hat und fortgefahren ist,“ erwiderte Senja immer noch sich überstürzend in möglichster Hast.

Dimitri Fodorowitschs Hände, die ihren Hals zusammengepreßt hatten, sanken herab. Stumm stand er vor ihr, blaß wie ein Toter; aber seinen Augen sah man an, daß er alles mit einemmal begriffen und das Unausgesprochene erraten hatte.

Wie Senja bei seinem Eindringen auf der Truhe gesessen hatte, so blieb sie auch jetzt sitzen. Sie zitterte am ganzen Körper; nur die Hände streckte sie wie zum Schutze aus und schien in dieser Stellung erstarrt. Der Blick ihrer angstvoll erweiterten Augen richtete sich regungslos auf sein Gesicht.

Seine beiden Hände waren rot von Blut; auf der Stirn und der rechten Wacke wies sein Gesicht gleichfalls Blutflecken auf. Wahrscheinlich hatte er sich beim Laufen mit den blutigen Händen den Schweiß von der Stirne gewischt. Senja war einer Ohnmacht nahe. Ihre Großmutter, die mit einem Schrei aufgesprungen war, starrte ihn ebenfalls wie eine Irrsinnige an. Ungefähr eine Minute lang stand Dimitri

Fedorowitsch da; dann setzte er sich willenlos auf einen Stuhl neben Jenja nieder.

Er saß da und starrte vor sich hin. Denken konnte er anscheinend nicht; der Schreck schien ihn gelähmt zu haben. Alles war ihm klar wie der Tag; er wußte um den Offizier, hatte von ihm gehört, Gruschenka hatte selbst ihm alles erzählt. Er wußte auch, daß der Offizier ihr vor einem Monat einen Brief geschrieben hatte. Also einen ganzen Monat lang hatte die Geschichte heimlich hinter seinem Rücken gespielt bis zur Ankunft dieses Menschen, und er hatte nicht einmal an ihn gedacht! Wie war es nur möglich gewesen, daß er mit keinem Gedanken mehr an ihn gedacht hatte? und zwar gleich nachdem sie es ihm erzählt hatte? Das war die Frage, die wie ein Ungeheuer vor ihm stand; und er schaute das Ungeheuer an, und ein Frösteln überlief ihn.

Auf einmal fing er an zu sprechen. In leisem, freundlichem Ton wandte er sich an Jenja und sprach ruhig mit ihr, als sei ihm ganz entfallen, wie sehr er sie erschreckt, bedroht und ihr wehgetan hatte. Seine Fragen erfolgten mit erstaunlicher Folgerichtigkeit, wie es bei seiner Gemütsverfassung nicht zu erwarten war; und Jenja, die noch immer mit scheuem Seitenblick nach seinen Händen schielte, antwortete mit gleichfalls erstaunlicher Bereitwilligkeit auf jede Frage, die er an sie richtete; es schien, als wolle sie ihm mit möglichster Eile die volle Wahrheit sagen. Ja, es machte ihr mit der Zeit augenscheinlich Freude, ihm auch von Dingen zu erzählen, nach denen er gar nicht fragte. Sie tat es durchaus nicht, um seine Qualen noch zu steigern, sondern wollte ihm zeigen, daß sie von ganzem Herzen bereit sei, ihm zu dienen. Sie teilte ihm alles mit, was am Tage geschehen war, als ihre Herrin abgefahren sei; und diese habe vorher noch Aljoscha durchs Fenster nachgerufen und ihn beauftragt: er solle nicht vergessen, Mitja zu bestellen, daß sie ihn ein Stündchen geliebt habe. Als Mitja von diesem Auftrag hörte, lächelte er, und in sein blaßes Gesicht stieg eine helle Röte. Jenja war nach und nach alle Angst vergangen, und sie fragte ihn schließlich:

„Aber wie sehen Ihre Hände aus, Dimitri Fedorowitsch, sie sind ja ganz blutig!“

„Ja,“ sagte Mitja wie geistesabwesend und blickte zerstreut auf seine Hände, um sie sofort wieder zu vergessen und mit ihnen auch Fenzas Frage. Er verfiel wieder in das frühere Schweigen. Schon zwanzig Minuten hielt er sich bereits in der Küche auf. Sein erster Schreck war verflogen; doch beherrschte ihn sichtlich ein verzweifelter Entschluß. Er stand vom Stuhl auf, und ein Lächeln spielte um seine Lippen, während er nachdenklich dreinschaute.

„Was ist mit Ihnen geschehen, Herr?“ fragte Fenza und zeigte von neuem auf seine Hände. Durch ihre Stimme klang so aufrichtiges Mitleid, als sei sie der einzige Mensch, der ihm in seinem Leide nahestehe.

Nachmals warf Mitja einen Blick auf seine Hände.

„Das ist Blut, Fenza,“ sagte er und sah sie mit sonderbarem Ausdruck an. „Das ist Menschenblut. Warum ist es nur vergossen worden! Aber, Fenza, hier gibt es einen Zaun,“ – er blickte sie an, als wolle er ihr ein Räthsel aufgeben – „einen hohen Zaun, der schrecklich aussieht. Doch morgen, wenn der Tag erwacht, wenn die Sonne golden emporsteigt, dann wird Mitja Karamasoff über diesen hohen Zaun springen. Du weißt nicht, Fenza, welchen Zaun ich meine; es macht nichts. Morgen wirst du es erfahren und dann alles verstehen. Jetzt aber leb wohl! Ich will nicht stören, werde verschwinden, werde verstehen zu verschwinden. Hast mich ein Stündchen geliebt, so vergiß denn auch fernerhin Dimitri Karamasoff, Mitjenka. Sie nannte mich noch immer Mitjenka, weißt du noch, Fenza?“

Nach diesen Worten stürmte er aus der Küche. Dieses Forteilern erschreckte Fenza noch mehr, als sein unerwartetes Erscheinen es getan hatte, trotz der zusammengepreßten Kehle.

Genau nach zehn Minuten trat Dimitri Fedorowitsch bei dem jungen Beamten Piotr Iljitsch Perchotin ein, dem er seine Pistolen versetzt hatte. Es war schon bald neun Uhr, und dieser, der soeben seinen Tee getrunken hatte, stand gerade im Begriff, nach sorgfältigem Ankleiden ins Gasthaus „Zur Hauptstadt“ zu gehen, dort Billard zu spielen. Mitja war noch gerade zur rechten Zeit gekommen, um ihn daheim zu

treffen. Als der Beamte ihn aber erblickte und die Blutflecken im Gesicht bemerkte, fragte er ihn erschrocken:

„Manu, was ist denn mit Ihnen geschehen?“

„Ich komme wegen meiner Pistolen und bringe Ihnen das Geld. Bitte, geben Sie mir beide schnell, ich habe es sehr eilig.“

Perchotin kam aus seinem Erstaunen gar nicht heraus; er wunderte sich im Gegenteil immer mehr. In Mitjas rechter Hand bemerkte er eine Anzahl Geldscheine; und das Auffallende war, daß er dieses Geld so in der Hand hielt und damit eintrat, wie sonst keiner es zu halten und damit einzutreten pflegt. Alle Scheine hatte er in der rechten Hand und hielt die Hand gerade vor sich hin, als wolle er sie jemandem zeigen. Der Knabe, den Perchotin bei sich hatte, sagte später aus: Mitja sei so mit den Geldscheinen ins Vorzimmer eingetreten. Er hatte sie wahrscheinlich schon auf der Straße so gehalten. Es waren nur Hundertrubelscheine, lauter regenbogenfarbene, und er hielt sie mit blutbefleckten Fingern. Bei dem späteren Verhör antwortete der Beamte auf die Frage, wieviel Scheine es gewesen seien: die Zahl könne er nicht genau angeben, vielleicht zweitausend Rubel, vielleicht auch dreitausend; das Paket sei recht groß gewesen, ziemlich fest; doch wolle er es nicht bestimmt behaupten; in solchen Dingen sei ein Irrtum sehr leicht möglich, besonders wenn man nicht oft soviel Geldscheine als Paket in der Hand gesehen habe.

Was ihm aber an Dinitri Fedorowitschs Verfassung damals aufgefallen war, das gab er später in folgenden Worten wieder: „Mir schien er nicht recht bei Sinnen zu sein, nicht gerade betrunken, aber, wie soll ich sagen, in höchster Erregung, sehr zerstreut, zugleich aber — ich möchte sagen: konzentriert, wie wenn er fortwährend nur an ein und dasselbe gedacht, wie wenn er vergeblich etwas klar zu erfassen versucht habe und es ihm doch unmöglich gewesen sei, sich zu einem festen Entschluß aufzuraffen. Er hatte große Eile, antwortete schroff und sonderbar; in manchen Augenblicken wieder schien er keineswegs traurig oder gedrückt, sondern vielmehr heiter.“

„Was ist Ihnen geschehen, was haben Sie nur?“ fragte

Perchotin nochmals und warf seinem Gast einen scheuen Blick zu. „Haben Sie sich verwundet? Sind Sie gefallen? Sehen Sie doch nur, wie Sie sich zugerichtet haben.“

Damit ergriff er ihn am Ellenbogen und zog ihn vor den Spiegel. Als Mitja sein blutbeflecktes Gesicht sah, fuhr er zusammen und runzelte zornig die Stirn.

„Zum Teufel! Das fehlte gerade noch!“ brummte er vor sich hin, nahm schnell das Geld aus der rechten Hand in die linke und griff mit der rechten hastig nach dem Taschentuche in der hinteren Rocktasche. Aber das Tuch war mit Blut ganz durchtränkt; kein einziger Fleck war zu sehen. Es war nicht nur trocken, sondern buchstäblich hart geworden und wollte sich nicht auseinanderfalten lassen. Wütend schleuderte Mitja es fort.

„Hol's der Teufel! Haben Sie nicht einen Lappen zum Abwischen?“

„So haben Sie sich verletzt? Wo haben Sie sich denn so zugerichtet? Wollen Sie sich nicht waschen? Aber ja, hier ist der Waschtisch.“

„Waschen? Richtig. Doch wohin soll ich dies hier tun?“

Damit hielt er in eigenartiger Hilflosigkeit dem Beamten die Geldscheine hin mit so fragendem Blick, als solle jener bestimmen, wohin er sein Geld zu legen habe.

„Das Geld? Stecken Sie es doch in die Tasche, oder legen Sie es hier auf den Tisch. Es wird nicht verloren gehen.“

„In die Tasche? Richtig, in die Tasche. Aber wozu denn das alles?“ sagte er plötzlich laut, als erwache er aus seiner Zerstreuung. „Wir wollen zuerst die Sache erledigen, ich meine die mit den Pistolen. Sie geben mir beide zurück und nehmen Ihr Geld. Ich habe sie nämlich dringend nötig; und Zeit habe ich keinen Augenblick.“

Damit nahm er den obersten Hundertrubelschein und hielt ihn Perchotin hin.

„Auf den Schein kann ich nicht herausgeben,“ bemerkte dieser, „haben Sie nicht kleineres Geld?“

„Nein,“ sagte Mitja und betrachtete wieder das Geldpaket, schien sich aber seiner Sache nicht gewiß zu sein und blätterte die ersten paar Scheine zurück.

„Nein, es sind nur solche,“ versetzte er und sah den Bedienten wieder fragend an.

„Wie sind Sie denn plötzlich so reich geworden?“ fragte jener. „Warten Sie ein Weilchen, ich schicke den Jungen zu Plotnikoff, die schließen ihr Geschäft immer etwas später. Da wird er das Geld wechseln. Mischa!“ rief er ins Vorzimmer.

„Zu Plotnikoff! Das ist großartig!“ rief Mitja begeistert, als habe ihn mit einemmal ein großer Gedanke erleuchtet. „Mischa!“ wandte er sich an den Jungen, der soeben eintrat, „lauf zu Plotnikoff und sage ihm: Dimitri Karamasoff wird sofort hinkommen. Er soll Champagner, sagen wir: drei Duzend Flaschen einpacken wie damals, als ich nach Mokroje fuhr. Ich nahm damals vier Duzend mit — wandte er sich an Perchotin — „er weiß schon Bescheid. Hab keine Bange, Mischa! Doch soll er den Käse nicht vergessen, hörst du? und die Strassburger Pasteten, geräucherte Forellen, Schinken und Kaviar; kurz, alles, was er da hat, ungefähr für hundert bis hundertundzwanzig Rubel wie damals! Aber auch Süßigkeiten soll er beilegen, Birnen, Wassermelonen, etwa zwei oder drei oder vier — halt! von den Wassermelonen ist eine genug; dafür aber viel Schokolade und Bonbons; eben alles, was ich damals nach Mokroje mit hinausnahm, mit dem Champagner zusammen für dreihundert Rubel. Auch jetzt soll es genau soviel ausmachen. Vergiß nichts, Mischa! — Er heißt doch Mischa, nicht wahr?“ unterbrach er sich mit einer Frage an Perchotin.

„Bestellen Sie es lieber selbst,“ bemerkte dieser, der ihm zugehört und zugehört hatte; „wenn Sie hinkommen. Der Junge bringt doch nur alles durcheinander!“

„Das glaube ich: er bringt alles durcheinander. Ach Mischa, ich möchte dich fast abküssen für den kleinen Dienst. Wenn du es richtig bestellst, gebe ich dir auch zehn Rubel; springe aber schnell hinüber. Champagner ist die Hauptsache; Champagner soll er einpacken und Kognak und Rheinwein; mit einem Wort: alles, wie es damals war. Er weiß schon!“

„Hören Sie doch endlich auf!“ unterbrach ihn Perchotin ungeduldig. „Lassen Sie den Jungen laufen; er kann das

Geld wechseln und bestellen, daß er nicht schließen soll. Sie gehen dann selbst hin und bestellen alles persönlich, was Sie wollen. Geben Sie Ihren Hundertrubelschein. Lauf, Misha, und schone deine Beine nicht!"

Perchotin wollte anscheinend absichtlich den Jungen schnell aus dem Zimmer haben. Denn dieser stand vor dem Besucher und starrte mit weitaufgerissenen Augen auf die blutbefleckte Stirn und die blutigen, zitternden Hände, die noch immer das Geldpaket hielten, und begriff vor Angst und Verwunderung wohl kaum die Hälfte von dem, was Mitja ihm auftrug.

„So, jetzt kommen Sie und waschen Sie sich,“ ordnete der Beamte kurz an. „Legen Sie das Geld auf den Tisch. Aber ziehen Sie den Rock aus.“

Dabei half er ihm, sich des Rockes zu entledigen. Doch plötzlich schrie er auf.

„Ihr Rock ist ja auch blutig!“

„Das kommt nicht vom Rock. Es ist hier nur ein bißchen am Armel, wo das Taschentuch gelegen hat. Es ist aus der Tasche durchgesteckt. Ich habe mich bei Jenja auf das Taschentuch gesetzt, und so ist das Blut durchgekommen,“ erklärte Mitja mit geradezu rührender Offenherzigkeit.

Perchotin hörte ihn mit zusammengezogener Stirn an.

„Das sind ja schöne Geschichten! Sie haben wohl eine Prügelei gehabt?“ brummte er.

Darauf begann das Waschen. Perchotin hielt die Kanne und goß das Wasser über. Mitja beeilte sich und seifte die Hände nur wenig ein. Diese zitterten, wie sich der Beamte später erinnerte. Aber dieser forderte ihn kurz auf, sich besser einzuseifen und stärker zu reiben. Er war Mitja bereits überlegen und wurde es mit jeder Minute mehr.

„Unter den Nägeln haben Sie das Blut noch nicht ganz fortgerieben. Jetzt waschen Sie das Gesicht! noch immer höher hinauf! Bei der Schläfe, beim Ohr! Und in diesem Hemde wollen Sie fahren? Wohin fahren Sie denn? Die ganze Manschette des rechten Armels ist mit Blut —“

„Ja, mit Blut,“ bestätigte Mitja und hob die Hand, um den Aufschlag des Hemdärmels zu betrachten.

„So wechseln Sie doch die Wäsche!“

„Ich habe keine Zeit,“ fuhr Mitja, der sich inzwischen Gesicht und Hände abgetrocknet hatte und jetzt den Rock wieder anzog, mit derselben Zutraulichkeit fort; „ich werde den Armel einfach umbiegen. Unter dem Rock sieht man nichts. So, nicht wahr?“

„Jetzt sagen Sie mir, wo Sie sich so zugerichtet haben! Haben Sie sich mit jemandem geprügelt? Im Gasthaus vielleicht? Etwas mit dem Hauptmann wieder wie damals? Sie haben ihm wohl wieder am Bart gezogen?“ fragte Perchotin vorwurfsvoll. „Oder wen haben Sie jetzt verprügelt? Oder haben Sie jemanden totgeschlagen?“

„Unfinn!“ sagte Mitja.

„Wieso Unfinn?“

„Das ist doch ganz nebensächlich,“ erwiderte Mitja mit einem Lächeln. „Ich habe soeben eine Alte auf dem großen Plage erdrückt.“

„Erdrückt? Eine Alte?“

„Einen Alten!“ rief Mitja lachend und sah Perchotin offen ins Gesicht. Er sprach so laut, als sei jener taub.

„Eine Alte, einen Alten? Haben Sie jemanden totgeschlagen?“

„Wir haben uns wieder vertragen. Wir prallten zusammen und veröhnten uns an einem anderen Orte. Wie Freunde schieden wir voneinander. Ein dummer Alter — aber er hat mir verziehen; jetzt hat er mir bestimmt verziehen. Wäre er aufgestanden, hätte er mir sicher nicht verziehen,“ setzte Mitja mit einem Augenzwinkern hinzu. „Doch das ist alles jetzt nebensächlich. In dieser Stunde will ich nicht!“

In entschiedenem Tone brach Mitja kurz ab.

„Ich fragte auch nur, was für ein Vergnügen es Ihnen macht, mit fremden Menschen anzubinden. Auch damals gerieten Sie wegen einer Kleinigkeit mit dem Hauptmann zusammen. Zuerst eine Prügelei und dann ein Gelage. Das sieht Ihnen ähnlich! Drei Duzen Flaschen Champagner — was fangen Sie damit an?“

„Sehr gut! Geben Sie mir jetzt die Pistolen. Ich habe keine Zeit. Gerne würde ich mit Ihnen sprechen, aber ich habe

keine Zeit. Es ist auch nicht nötig, es ist zu spät zum Sprechen. Wo habe ich das Geld hingelegt?" unterbrach er sich und suchte in den Taschen.

"Sie haben es doch selbst auf den Tisch gelegt. Da liegt es ja. Hatten Sie es schon vergessen? Sie gehen ja mit dem Gelde um, als sei es Abfall oder Wasser. Hier sind Ihre Pistolen. Sonderbar! Um sechs Uhr versetzten Sie beide für zehn Rubel, und jetzt haben Sie anscheinend Tausende in den Fingern. Wieviel sind es, zwei oder drei?"

"Drei natürlich," sagte Mitja lachend und steckte das Geld in die Hosentasche.

"So verlieren Sie es. Haben Sie Goldgruben geerbt?"

"Goldgruben? Hahaha!" Mitja brach in ein schallendes Gelächter aus. "Wollen Sie nicht in den Goldgruben nach Gold graben? Dann wird eine Dame hier Ihnen sofort dreitausend vorschießen, damit Sie nur hinfahren. Mir hat sie das Geld vorgeschossen, so sehr liebt sie die Goldgruben. Kennen Sie Frau Chochlakoff?"

"Ich bin ihr nicht vorgestellt, habe sie indes gesehen und von ihr gehört. Sie hat Ihnen die dreitausend gegeben? Ist das möglich!"

Ungläubig sah ihn Perchotin an.

"Wenn morgen die Sonne golden emporsteigt, gehen Sie zu Frau Chochlakoff und fragen Sie bei ihr nach, ob Sie mir die Dreitausend vorgeschossen hat oder nicht. Erkundigen Sie sich einmal!"

"Ich weiß nicht, wie Sie zu der Dame stehen. Wenn Sie es sagen, wird sie Ihnen das Geld wohl gegeben haben. Und Sie gehen nach Empfang des Geldes, anstatt in Sibirien Gold zu graben, für alle drei . . . Wohin wollen Sie eigentlich fahren?"

"Nach Mokroje."

"Nach Mokroje? Aber es ist jetzt Nacht!"

"Es war einmal ein Mann, der war in allem Meister; doch sieh, da ward er dumm und saß dann fest im Kleister," sagte plötzlich Mitja.

"Wieso im Kleister? Mit dreitausend in der Hand sitzt man doch nicht im Kleister."

„Ich rede nicht von den Tausenden. Hol sie der Teufel!
Ich rede von des Weibes Herz:

Weiberstimm ist leicht und flatterhaft,
kennt keine Treu und ist nicht tugendhaft.

Ich gebe Odysseus vollkommen recht. Der hat es nämlich gesagt.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Betrunken, wie?“

„Nicht betrunken, aber schlimmer als das.“

„Geistig bin ich trunken. Doch genug davon!“

„Was tun Sie? Sie laden die Pistole?“

„Ja, ich lade die Pistole.“

Mitja hatte den Pistolenkasten geöffnet und das Pulverhorn genommen. Vorsichtig schüttete er die Ladung hinein und schlug sie dann sorgfältig fest zu. Darauf nahm er die Kugel, hielt sie indes, ehe er sie in den Lauf schob, zwischen zwei Fingern gegen das Licht, um sie zu betrachten.

„Warum sehen Sie die Kugel so an?“ fragte sogleich der Beamte unruhig und besorgt.

„Es geschieht nur so. Geseht, du hättest dir vorgenommen, dir diese Kugel in den Kopf zu jagen, würdest du sie dir beim Laden der Pistole genauer ansehen oder sie einfach in den Lauf hineinstoßen?“

„Warum sollte ich sie mir denn noch genauer ansehen?“

„Wenn sie in deinen eigenen Schädel eindringen soll, muß es doch von Interesse sein zu wissen, wie sie eigentlich aussieht. Doch was rede ich da für Unsinn zusammen! Es war nur so ein dummer Gedanke. So, jetzt bin ich fertig.“

Er hatte die Kugel mit Berg festgestampft.

„Also nochmal: was ich da soeben sagte, war nur Unsinn! Der reinste Unsinn! Gib mir ein Stückchen Papier.“

„Da ist Papier.“

„Nein, glatt und rein muß es sein, daß man darauf schreiben kann. Ja, das paßt.“

Und Mitja ergriff eine Feder, die auf dem Tisch lag und schrieb schnell zwei Zeilen auf das Papier, faltete es zweimal zusammen und steckte es in die Westentasche. Die Pistolen

legte er wieder in den Kasten, verschloß ihn mit dem kleinen Schlüssel und nahm ihn vom Tisch. Dann blieb er vor dem Beamten stehen, blickte ihn lange an und lächelte gedankenverloren.

„Jetzt will ich gehen,“ sagte er.

„Wohin wollen Sie? Nein, ich lasse Sie nicht fort. Sie wollen sich jedenfalls diese Kugel in den Kopf jagen,“ versetzte der Beamte ärgerlich.

„Das mit der Kugel war doch nur Unsinn. Ich will leben, leben! Ich hänge am Leben! Das will ich dir hiermit sagen. Die goldene Sonne liebe ich und ihre warmen Strahlen. Kerl, verstehst du, den Weg freizugeben?“

„Wie meinen Sie das: den Weg freigegeben?“

„Ich meine: aus dem Wege gehen. Dem geliebten und gehashten Wesen den Weg freigegeben. Weil das Gehashte lieb ist, muß man verstehen, den Weg freizugeben. Man muß sagen können: Gott mit euch, geht vorüber; ich aber . . .“

„Sie aber?“

„Genug, ich will jetzt gehen.“

„Weiß Gott, ich rufe jemanden, damit man Sie nicht fortläßt.“ Er sah Mitja forschend an. „Warum wollen Sie jetzt nach Mokroje?“

„Dort ist ein Weib, hörst du, ein Weib! Das genüge dir zur Erklärung. Aber jetzt fort!“

„Sie sind ein wilder Mensch, Karamasoff. Aber Sie haben mir immer gefallen, ohne daß ich eigentlich einen Grund dafür anzugeben vermag. Ich beunruhige mich Ihretwegen.“

„Ich danke dir, Bruder. Wild bin ich, sagtest du? Ja, die Wilden! Ich habe es immer gesagt: die Wilden! Da ist Mischka! Ich hatte ihn ganz vergessen.“

Mischka war atemlos mit dem gewechselten Gelde eingetreten und berichtete, daß bei Plotnikoff alle Angestellten bereits Flaschen, Fisch und Tee zusammenschleppten und alles sofort fertig sei. Mitja nahm einen Zehnrubelschein und reichte ihn Perchotin. Einen anderen wollte er dem Jungen geben.

„Das verbiete ich Ihnen!“ Perchotin hielt Mitjas Hand zurück. „In meinem Hause dürfen Sie es nicht ohne meine Erlaubnis tun; es würde nur eine schlechte Wirkung auf des

Jungen Gemüt haben, wenn ich es erlaubte. Stecken Sie das Geld ein, nicht dorthin; stecken Sie es in die Tasche, sonst verlieren Sie es. Morgen brauchen Sie es vielleicht, und dann müßten Sie wieder Ihre Pistolen versehen. Warum wollen Sie es denn durchaus in die Seitentasche stecken? Sie verlieren es nur.“

„Lieber Mensch, fahre mit mir nach Mokraje!“

„Weshalb soll ich mitfahren?“

„Ich werde sofort eine Flasche bestellen; trinke mit mir auf das Leben! Auf das Leben will ich trinken, aber nur mit dir zusammen. Ich habe noch nie mit dir getrunken.“

„Das können wir im Gasthause besorgen. Kommen Sie mit! Ich wollte gerade hingehen und eine Partie Billard spielen.“

„Dazu haben wir keine Zeit. Aber wir können bei Plotnikoff im Hinterzimmer trinken. Soll ich dir ein Räffel zum Raten aufgeben?“

„Gib es auf.“

Mitja zog aus der Westentasche den eben geschriebenen Zettel heraus, faltete ihn auseinander und zeigte ihn Perchotin. Mit deutlichen, großen Buchstaben stand da geschrieben:

„Ich strafe mich für mein durchlebtes Leben und bestrafe damit mein Leben.“

„Weiß Gott, ich muß jemanden rufen, werde sofort . . .“ sprach der Beamte, als er den Zettel gelesen hatte.

„Wirst keine Zeit mehr dafür haben. Komm und laß uns trinken. Rechtsum kehrt — vorwärts marsch!“

Die Kolonialwarenhandlung von Plotnikoff lag in derselben Straße nur ein paar Häuser weit von der Wohnung Perchotins gerade an der Straßenecke. Es war die bedeutendste Delikatessenhandlung in unserer Stadt. Alles war dort zu haben, was auch in der Großstadt jedes bedeutende Kolonialwarengeschäft bietet: Weine, Früchte, Zigarren, chinesisches Tee, Zucker, Kaffee und anderes. Es waren immer drei Lehrlingen und zwei Laufburschen beschäftigt.

Dimitri Fedorowitsch wurde mit Ungeduld erwartet. Es war noch nicht vergessen, wie er vor vier Wochen ebenso unerwartet Weine, Delikatessen und Süßweine bestellt hatte,

Ware für mehrere hundert Rubel auf bar — sonst hätte man ihm natürlich nichts gegeben. Ebenso wenig hatte man vergessen, daß er damals gleichfalls so wie jetzt ein ganzes Paket Hundertrubelscheine in der Hand gehalten hatte, nicht vergessen, wie er damals mit dem Gelde umgegangen war, wie großartig er alles bestellt hatte, ohne nach dem Preise zu fragen, ohne sich Gedanken zu machen oder auch nur machen zu wollen, wieviel Ware er nahm.

Er sprach doch die ganze Stadt nachher davon, daß er damals, als er mit Gruschenka nach Mokroje gefahren war, in einer Nacht und am folgenden Tage dreitausend Rubel ausgegeben hatte und ohne eine Kopeke zurückgekommen war. Ein ganzes Zigeunerlager, das sich damals in der Nähe aufgehalten hatte, war von ihm bestellt worden; und dieses schlaue Völkchen soll ihm in der Trunkenheit ungezähltes Geld abgenommen und seine teuren Weine wie Wasser — nur mit anderen Folgen — getrunken haben. Lachend erzählte man sich, wie er in Mokroje schmutzige Bauernlümmele mit Champagner und die Dorfmaiden und Weiber mit Konfekt und Straßburger Pasteten traktiert hatte. Desgleichen lachte man, besonders im Gasthause „Zur Hauptstadt“ über Mitjas offenes Geständnis — ihm ins Gesicht zu lachen wagte man nicht; das wäre zu gefährlich gewesen — daß er von Gruschenka für seinen Streich nur die Erlaubnis erhalten hatte, einen Kuss auf ihr Füßchen drücken zu dürfen, und weiter nichts.

Als Mitja und der Beamte sich dem Laden näherten, sahen sie schon, daß vor der Tür eine Troika hielt. Der Wagen war mit einem Teppich bedeckt und die Pferde mit Glocken und Schellen geschmückt. Andrei, der Kutscher, ging auf und ab und wartete auf Mitja. Im Laden hatte man eine Kiste bereits erledigt und sah Mitjas Erscheinen entgegen, um sie zuzunageln und auf den Wagen zu heben. Der Beamte wunderte sich.

„Woher hast du so schnell die Troika?“ fragte er erstaunt.

„Als ich zu dir ging, traf ich ihn unterwegs, den Andrei, und befahl ihm, sofort anzuspannen und hier vorzufahren. Wozu Zeit verlieren? Das letztemal fuhr ich mit Timofei;

der ist mir auch diesesmal mit meiner Zauberin voraus-
gefahren. Kommen wir sehr viel später hin, Andrei?"

„Höchstens ein Stündchen kommen sie vor uns hin, Herr, und selbst nicht mal das!“ versicherte Andrei diensteifrig. „Ich habe Timofei abfahren sehen und weiß, wie er fährt. Die fahren nicht wie wir, Herr; wie sollten sie auch fahren wie wir! Mehr als eine Stunde kommen sie bestimmt nicht vor uns an,“ beteuerte Andrei eifrig.

Es war ein noch nicht alter, rothaariger, hagerer Mann im Leibrock. Seinen Mantel trug er auf dem linken Arm.

„Fünzig Rubel Trinkgeld erhältst du, wenn wir nur eine Stunde später hinkommen.“

„Für eine Stunde stehe ich ein. Die werden nicht einmal eine halbe Stunde früher da sein, Herr, geschweige denn eine ganze!“

Mitja erteilte nach allen Seiten seine Befehle; doch war er auffallend zerstreut. Er sprach fast nie den Satz zu Ende. Perchotin hielt es für geboten, sich einzumischen.

„Für vierhundert Rubel; nicht weniger. Es soll genau so viel sein wie damals!“ ordnete Mitja an. „Vier Duzend Flaschen Champagner, keine Flasche weniger!“

„Wozu soviel? Wer wird das austrinken? Halt!“ rief Perchotin. „Was ist das für eine Kiste? Was ist hier eingepackt? In dieser Kiste sollen für vierhundert Rubel Weine und Delikatessen sein?“

Aber sofort setzten ihm die dienstbeflissenen Handlungsgehilfen mit den höflichsten Worten auseinander, daß in der Kiste nur ein halbes Duzend Flaschen Champagner und alle möglichen notwendigen Konserven und sofort nötige Delikatessen eingepackt seien sowie Früchte, Kaviar, Lachs und anderes; der große Bedarf werde sogleich eingepackt und noch in dieser Stunde auf einer anderen Troika nachgeschickt, wie es auch voriges Mal geschehen sei; die Sachen für den großen Bedarf würden also höchstens eine Stunde nach dem Herrn in Mokroje eintreffen.

„Nicht später als nach einer Stunde und möglichst viel Schokolade und Makronen; die essen die Mädels am liebsten,“ setzte Mitja eifrig hinzu.

„Meinetwegen noch Matronen. Aber was sollen die vier Duzend Flaschen Champagner? Ein Duzend reicht vollauf aus!“ sagte Perchotin geärgert.

Er erkundigte sich nach den Preisen, verlangte die Rechnung und wollte sich nicht beruhigen. Auf diese Weise rettete er mehr als hundert Rubel. Die Sache endete damit, daß alles in allem nur für dreihundert Rubel Waren eingepackt werden sollten.

„Zum Teufel!“ Der Beamte bedachte sich eines anderen: „Was geht es mich an? Mache mit deinem Gelde, was du willst, wenn du so mühelos dazu gekommen bist!“

„Komme her, mein lieber Rechnungsrat, ärgere dich nicht!“ Damit zog ihn Mitja ins Hinterzimmer. „Man bringt uns gleich eine Flasche Champagner. Fahre mit mir; solche Menschen, wie du einer bist, habe ich gerne.“

Mitja setzte sich auf einen geflochtenen Stuhl vor ein Tischchen, das mit einem unsaubereren Tischtuch bedeckt war. Perchotin benutzte eine andere Sitzgelegenheit ihm gegenüber. In demselben Augenblick kam der Champagner herein. Die Herren wurden noch gefragt, ob sie auch Austern wünschten: feinste Sorte, letzte Sendung.

„Geh mit deinen Austern, ich will keine,“ stieß Perchotin hervor, der geradezu wütend geworden war.

„Ganz recht. Wir haben keine Zeit zum Austernschlürfen,“ meinte Mitja. „Ich habe auch keinen Appetit auf Austern. Weißt du, Freund,“ sagte er plötzlich rührselig, „ich bin nie ein Freund solcher Unordnung gewesen.“

„Wer ist denn ein Freund davon? Vier Duzend! das ist doch wirklich zuviel für Bauernlümme!“

„Davon rede ich nicht. Ich meinte die höhere Ordnung. Aber das ist jetzt vorbei; wozu soll ich darüber trauern! Das kommt jetzt zu spät; hol es der Teufel, wenn er will! Mein ganzes Leben war Unordnung. Jetzt muß Ordnung geschaffen werden. Du glaubst: ich will Wiße reißen?“

„Du phantasierst, machst aber keine Wiße.“

„Heil dem Höchsten in der Welt,
heil dem Höchsten auch in mir!“

Diese Worte haben sich einmal meiner Seele entrungen unter Tränen. Ich habe die Worte selbst gedichtet . . . natürlich nicht damals, als ich den Hauptmann am Barte zog."

"Wie kommst du auf ihn?"

"Wie ich auf ihn komme? Unsinn! Alles geht dem Ende entgegen; alles gleicht sich aus — ein Strich darunter und dann das Endergebnis."

"Weiß Gott! mir kommen deine Pistolen nicht aus dem Sinn."

"Auch die Pistolen sind Unsinn! Trink und phantasiere nicht. Ich liebe das Leben, liebe es so sehr, daß es fast schon feige ist. Doch genug davon! Auf das Leben laß uns trinken; ich schlage einen Trinkspruch auf das Leben vor. Warum bin ich so zufrieden mit mir? Ich bin nur ein gemeiner Mensch, bin aber mit mir zufrieden. Und doch bedrückt es mich, daß ich gemein und trotzdem mit mir zufrieden bin. Ich preise die Schöpfung; ich bin bereit, Gott zu preisen und seine Schöpfung; und doch muß man ein scheußliches Insekt vernichten, damit es nicht mehr umherkriecht, nicht anderen das Leben verdirbt. Trinken wir auf das Leben, Bruder! Was gibt es Schöneres als das Leben? Nichts! Auf das schäumende Leben und die Königin der Königinnen!"

"Meinetwegen laß uns auf das Leben trinken und auch auf deine Königin!"

Jeder trank ein Glas. Mitjas Begeisterung war nur eine äußerliche. Im Herzen empfand er Traurigkeit, als stehe die Sorge hinter ihm und könne er sie nicht verscheuchen.

"Mischa — das ist doch dein Mischa, der eben eintrat? Mischa, komm her, trink dieses Glas auf die Sonne, die goldne, die morgen . . ."

"Warum gibst du ihm Champagner?" rief Perchotin, der Beamte, und versuchte, ihn zurückzuhalten.

"Laß doch, warum willst du es nicht? Laß, ich will."

"Meinetwegen."

Mischa trank das Glas aus, machte eine Verbeugung und lief fort.

"So wird er länger daran denken," meinte Mitja. "Ein Weib liebe ich, ein Weib! Was ist das Weib? Die Königin

der Erde! Traurig ist mir zumute, Piotr Iljitsch. Weißt du, wie Hamlet sagt: „Mir ist so schwer ums Herz, so schwer, Horatio . . . Armer Yorik!“ Dieser Yorik bin vielleicht ich. Jetzt bin ich Yorik und ein Schädel später.“

Perchotin hörte zu und schwieg. Da verstummte auch Mitja.

„Was ist das für ein Hündchen?“ fragte er auf einmal zerstreut einen Handlungsgehilfen, als er in der Ecke ein Bologneserhündchen mit schwarzen Augen bemerkte.

„Das gehört Barbara Alerejewna, unserer Gnädigen,“ war die höfliche Antwort; „sie hat es vorhin gebracht und hier vergessen; man muß es ihr wiederbringen.“

„Ich habe einst im Regiment ein ähnliches gesehen,“ sagte Mitja gedankenverloren, „nur hatte es sich die Hinterpfötchen gebrochen. Gut, daß es mir noch einfällt. Ich wollte dich fragen, Piotr Iljitsch: Hast du je in deinem Leben gestohlen?“

„Was soll das?“

„Ich meine aus der Tasche eines anderen Menschen, was dir nicht gehört. Von der Staatskasse rede ich nicht; die wird von allen gerupft und auch von dir.“

„Geh zum Teufel!“

„Ich meine: was dir nicht gehörte, aus der Tasche, aus dem Portemonnaie.“

„Meiner Mutter habe ich einmal als neunjähriger Knabe einen Zwanziger gestohlen. Ich nahm ihn leise vom Tisch und versteckte ihn in der Faust.“

„Nun, und?“

„Nichts weiter. Drei Tage behielt ich ihn. Dann schämte ich mich, gestand es und gab ihn zurück.“

„Und dann?“

„Das ist doch klar. Ich wurde verprügelt. Aber wozu fragst du? Hast du etwa selbst gestohlen?“

„Ich habe gestohlen,“ antwortete Mitja mit verschmitztem Lächeln.

„Was hast du gestohlen?“

„Meiner Mutter einen Zwanziger; ich war neun Jahre alt. Nach drei Tagen gab ich ihn zurück.“

Als er das gesagt hatte, stand er auf.

„Herr, wollen wir uns nicht beeilen?“ ließ sich Andrei an der Thür hören.

„Ist alles fertig? Los! — Gebt dem Andrei noch einen Schnaps auf den Weg und ein Glas Kognak auf den Schnaps! Hier der Kasten mit den Pistolen kommt unter den Sitz. Leb wohl, Piotr Iljitsch, denk nicht schlecht von mir!“

„Kommst du morgen zurück?“

„Unbedingt.“

„Werden der Herr vielleicht die kleine Rechnung begleichen?“ fragte höflich ein herbeigeeilter Handlungsgehilfe.

„Natürlich! Versteht sich!“

Wieder zog er alle Scheine aus der Tasche, nahm die drei obersten regenbogenfarbenen und warf sie auf den Ladentisch. Dann eilte er hinaus. Unter Verbeugungen und mit guten Wünschen für die Reise folgte ihm das ganze Personal. Andrei räusperte sich und sprang auf seinen Platz.

Eben wollte Dimitri einsteigen, als Fensja auftauchte. Sie kam atemlos heran, hob flehend die Hände auf und warf sich mit einem Schrei vor Mitja auf die Knie.

„Bringen Sie sie nicht um, Dimitri Fedorowitsch! Ich habe Ihnen in meiner Angst alles erzählt. Auch ihn bringen Sie nicht um! Er ist doch der Frühere, ihr Liebster! Er will Agrafena Alexandrowna heiraten; deswegen ist er ja aus Sibirien wiedergekommen. Richten Sie nicht fremdes Leben zugrunde!“

„Aha, das ist es! Da kann er was Schönes anrichten!“ brummte Perchotin vor sich hin. „Jetzt begreife ich alles. Dimitri Fedorowitsch, gib mir sofort die Pistolen her, wenn du ein anständiger Mensch bist!“ rief er ihm laut zu. „Hörst du?“

„Die Pistolen? Ich werfe sie unterwegs in den Graben,“ sagte Mitja. „Steh auf, Fensja, liege nicht so vor mir auf den Knien. Der dumme Mitja wird niemanden zugrunde richten, niemanden mehr. Noch eins, Fensja,“ rief er ihr beim Einsteigen zu, „ich habe dich vorhin gekränkt und dir wehegetan, verzeih es mir. Willst du es mir nicht verzeihen, dann meinetwegen auch nicht! Jetzt ist doch alles einerlei! Fahr zu. Andrei, geschwind!“

Andrei zog die Leine an und knallte mit der Peitsche. Glocken und Schellen erklangen.

„Leb wohl, Piotr Iljitsch! Dir die letzte Träne!“

„Er ist nicht betrunken und schwätzt doch wie in der Betrunktheit,“ dachte Perchotin, als die Troika wie der Wind um die Ecke bog und verschwand.

Er hatte sich vorgenommen, so lange zu warten, bis man die zweite Troika mit den übrigen Waren abgeschickt habe; denn er sagte sich, daß man bei der Gelegenheit wohl tüchtig betrügen wolle. Plötzlich indes drehte er sich ärgerlich um und begab sich zu seiner Billardpartie.

„Ein Esel, wenn auch sonst ein netter Junge!“ brummte er unterwegs vor sich hin. „Von einem Offizier, dem Früheren der Gruschenka, habe ich gehört. Wenn er jetzt zurückgekehrt ist . . . Die verfluchten Pistolen! Zum Teufel, was geht es mich eigentlich an! Ich bin doch nicht seine Kindermagd! Mag er meinertwegen! Aber so weit kommt es nicht. Hunde, die bellen, beißen nicht. Solche Leute trinken und prügeln sich, um sich dann zu versöhnen. Sind das Tatenmenschen? Doch was war es mit seiner Bemerkung: ‚Ich werde den Weg freigeben, strafe mich für mein Leben?‘ Geschwätz war es. Er hat schon manches derartige Zeug geschwätzt, wenn er betrunken war. Aber jetzt war er wirklich nicht betrunken. ‚Mein Geist ist trunken.‘ Einen feinen Stil lieben diese Schufte. Was geht es mich an! ich bin nicht seine Kindermagd. Und das Prügeln ist sein vornehmstes Lebenselement! Sein ganzes Gesicht war mit Blut besudelt. Und das ganze Taschentuch. Pfui Teufel! Das liegt bei mir auf dem Fußboden. Schweinerei!“

In der schlechtesten Gemütsverfassung kam er im Gasthause „Zur Hauptstadt“ an und begann die Billardpartie. Das Spiel brachte ihn auf andere Gedanken. Als die zweite Partie anfang, ließ er im Gespräch mit seinem Mitspieler die Bemerkung fallen, daß Dimitri Karamasoff wieder Geld in Fülle besitze, an die dreitausend Rubel; er selbst habe es gesehen; und heute sei auch Mitja wieder nach Mokroje gefahren zu einem Gelage mit Gruschenka. Mit größter Aufmerksamkeit hörten alle diese Bemerkungen. Sonderbarer-

weise sprachen sich alle darüber vollkommen ernst aus; kein Scherzwort, kein gleichgültiges Wort wurde laut. Die Spielenden unterbrachen sogar ihr Spiel.

„Dreitausend? Woher hat er das Geld auf einmal bekommen?“

Man fragte ihn aus. Daß Frau Chochlakoff es ihm gegeben habe, wurde stark bezweifelt.

„Hat er vielleicht den Alten beraubt?“

„Jrgend etwas muß mit den Dreitausend nicht in Ordnung sein.“

„Hat er nicht immer geäußert: er werde den Vater erschlagen? Wir haben es alle gehört. Gerade von dreitausend Rubeln sprach er das letztemal.“

Perchotiu hörte zu, und seine Antworten wurden immer kürzer und trockener. Von dem Blut, das Mitja an Gesicht und Händen gehabt hatte, ließ er nichts verlauten, obgleich er auf dem Weg zum Gasthose eigentlich die Absicht gehabt hatte, auch dies zu erzählen. Die dritte Partie begann, und das Gespräch über Mitja verstummte allmählich.

Nach der dritten Partie verspürte Perchotiu keine Lust, weiterzuspielen. Er legte den Billardstab hin und ging fort, ohne zu Abend zu essen. Als er auf den Platz hinaus trat, blieb er in Zweifeln befangen und verwundert über sich selbst stehen. Er hatte beschlossen, sofort zu Fedor Pawlowitsch Karamasoff zu gehen, um dort zu erfahren, ob was Besonderes geschehen sei.

„Ach was!“ dachte er, „soll ich wegen einer Dummheit, denn weiter steckt doch nichts dahinter, fremde Menschen aus dem Schlafe wecken und womöglich noch einen Auftritt herbeiführen? Was geht mich die Sache an!“

In übelster Stimmung begab er sich geradewegs nach Hause. Da fiel ihm Fenja ein.

„Ich war ein Esel, daß ich mich nicht bei ihr erkundigte; hätte ich es getan, wüßte ich jetzt alles.“

Immer stärker wurde das Verlangen in ihm, das Versäumte nachzuholen, daß er schließlich auf halbem Wege umkehrte und kurz entschlossen dem Hause der Morosowa zuschritt, wo Gruschenka wohnte. Am Hofstor klopfte er, und der

Schall, der in der nächtlichen Stille doppelt laut erklang, rief ihn vollends in die Wirklichkeit zurück und ärgerte ihn. Zudem rührte sich nichts; alles im Hause schien zu schlafen.

„Auch wird es nur zu einem ärgerlichen Auftritt kommen!“ dachte er mit peinlichem Empfinden.

Aber anstatt fortzugehen, setzte er sein Klopfen fort, und zwar klopfte er voll Wut aus aller Kraft. Der Lärm klang durch die ganze Straße.

„Ich will sehen, ob ich sie nicht aus dem Schlafe aufrütteln kann!“ brummte er; und mit jedem Schlag steigerte sich sein Ärger, und mit jedem Schläge klopfte er lauter.

o

„Ich fahre!“

Sowzwischen fauste die Troika auf der Landstraße dahin. Bis nach Mokroje waren es etwas mehr als zwanzig Werst. Doch Andrei jagte derart, daß er damit rechnen konnte, in einer Stunde sein Ziel zu erreichen. Die scharfe Fahrt schien Mitjas Lebensgeister wieder zu beleben. Es war eine stille, beinahe kalte Nacht. Am klaren Himmel flimmerten hell die Sterne. Es war dieselbe Nacht und vielleicht dieselbe Stunde, in der Mjoscha zur Erde niederfiel und begeistert schwur, die Erde bis in alle Ewigkeit zu lieben.

In Mitjas Seele herrschte dunkle Unruhe. Die verschiedensten Gefühle rangen miteinander; aber sein ganzes Wesen strebte nur zu ihr hin, seiner Königin, um sie noch einmal, zum letztenmal zu sehen. Dieses eifersüchtige Herz empfand für den neuen Nebenbuhler, diesen unerwartet aufgetauchten sogenannten früheren Offizier nicht den geringsten Haß. Jeder andere Nebenbuhler hätte ihn vor Eifersucht rasend gemacht, und er hätte vielleicht seine Hände wieder mit Blut besleckt. Für diesen ihren „Ersten“ empfand er nicht

einmal ein feindseliges Gefühl. Allerdings hatte er ihn noch nicht gesehen.

„Doch hier steht beiden das Recht zu. Es ist ihre erste Liebe, die sie in den ganzen fünf Jahren nicht vergessen hat; niemand kann ihr hier etwas streitig machen. Fünf Jahre lang hat sie ihn geliebt, warum habe ich versucht, mich zwischen beide zu drängen? Was hatte ich da zu suchen? Tritt zur Seite, Mitja, und gib den Weg frei! Was will ich jetzt noch? Selbst wenn der Offizier nicht wieder aufgetaucht wäre, wäre alles ein für allemal aus.“

Eigentlich ohne einen entsprechenden Gedanken war sein Entschluß entstanden, in einer Sekunde war er in ihm aufgetaucht und, ohne ein Wort darüber zu verlieren oder sich einen Gedanken zu machen, von ihm als selbstverständlich hingenommen. Es war schon in der Küche nach Jenjas ersten herausgestammelten Worten geschehen.

Dennoch war es in seiner Seele trotz des bestimmten Entschlusses nicht ruhig geworden. Gar zuviel stand hinter ihm und lag wie eine schwere Last auf ihm. Eben dies kam ihm zuweilen so sonderbar vor. Eigenhändig hatte er sich sein eigenes Urtheil geschrieben: „Ich strafe mich für mein durchlebtes Leben“; der Zettel steckte in seiner Westentasche; die Pistole war geladen, und er war sich vollkommen klar darüber, wie er morgen den ersten lichten Strahl der goldenen Sonne begrüßen werde. Trotzdem konnte er das Gewesene, das hinter ihm stand und ihn bedrückte, nicht von sich abschütteln. Es verursachte ihm fast einen körperlichen Schmerz, und der Gedanke daran hatte sich wie Verzweiflung in seiner Seele festgesetzt. Es kam ein Augenblick, wo er die Pistole herausreißen und aus dem Wagen springen wollte, um aller Qual ein Ende zu machen, ohne auf die goldene Sonne zu warten. Doch der Augenblick verging wie ein Funken.

Die Entfernung verschlingend, jagte die Troika dahin, und in dem Maße, wie er Gruschenka näher kam, verschleuderte der Gedanke an sie mehr und mehr alle ihn quälenden Schreckgespenster. Nur einmal noch wollte er sie sehen, nur einmal noch, und sei es auch aus der Ferne und für einen kurzen Augenblick.

„Sie ist jetzt mit ihm zusammen. Ich werde sehen, wie sich das Zusammensein mit ihm gestaltet, mit ihrem früheren Liebsten. Das ist alles, was ich will.“

Noch niemals war die Liebe zu diesem Weibe, das ihm so verhängnisvoll geworden war, so stark in seinem Herzen gewesen, noch nie waren so viele neue Gefühle, die ihm ganz fremd waren und ihm selbst ganz unerwartet kamen, die wie Gebote fromm und bis zur Weichheit zärtlich waren, in ihm aufgestiegen

Fast eine Stunde schon dauerte die wilde Fahrt. Mitja schwieg, Andrei, der sonst sehr gesprächig war, hatte bisher gleichfalls kein Wort gefunden, ganz als habe er sich geschämt zu sprechen. Er trieb nur seine Kenner an, braune, hagere, unermüdlische Tiere. Da schrie ihm Mitja entsetzt zu:

„Aber wenn sie schon schlafen, Andrei?“

Mit einemmal war ihm dieser Gedanke durch den Kopf gegangen. Vorher hatte er an diese Möglichkeit gar nicht gedacht.

„Anzunehmen ist, daß sie sich schon hingelegt haben.“

Finster runzelte Mitja die Stirn. Was dann, wenn er ankommt, und sie schlafen bereits, und auch sie schläft vielleicht gleichfalls in demselben Hause? Ein böser Gedanke regte sich in seinem Herzen.

„Schneller, Andrei, jage!“ schrie er außer sich.

„Es kann auch sein, daß sie sich noch nicht hingelegt haben,“ meinte Andrei nach kurzem Bedenken. „Timofei erzählte: es seien dort viele zusammengekommen.“

„Auf der Poststation?“

„Nein, bei Plastunoffs in der Herberge; Sie wissen doch: das ist eine freie Station für die Reisenden ohne Post.“

„Ich weiß, ich weiß. Aber was sagst du von vielen, die sich da eingefunden haben? Wieviele? Wer alles?“

Mitja war durch die unerwartete Nachricht ungewöhnlich erregt.

„Timofei erzählte so. Es sind alles Herren. Zwei sind aus der Stadt; wer es ist, kann ich nicht sagen, aber sie sollen aus der Stadt sein. Zwei andere sind von anderswo zugereist. Vielleicht ist außer diesen noch der eine und andere da. So

genau habe ich ihn nicht ausgefragt. Sie haben angefangen, Karten zu spielen, sagt er."

"Karten?"

"Wenn das der Fall ist, mag es immerhin sein, daß sie noch nicht schlafen. Wenn es weit vor in der Zeit ist, kann es höchstens elf sein."

"Schneller, Andrei, jage doch!" schrie ihm Mitja abermals zu.

"Ich möchte gerne eine Frage tun, Herr," begann Andrei nach kurzem Schweigen, "nur weiß ich nicht, wie ich es anstellen soll, daß der Herr sich nicht ärgert."

"Was?"

"Vorhin fiel Fedosja Markowna vor dem Herrn auf die Knie und bat, ihre Herrin und noch jemanden nicht umzubringen. So denke ich denn: ich bringe ihn jetzt wohl hin . . . Verzeiht, Herr, ich fragte nur so aus Gewissensangst. Vielleicht habe ich etwas Dummes gesagt."

Mitja faßte ihn plötzlich von hinten an den Schultern.

"Du bist doch ein Kutscher?" fragte er erregt.

"Wie man's nimmt. Eigentlich bin ich ein Fuhrmann."

"Weißt du nicht, daß man ausbiegen und anderen den Weg freimachen muß? Oder bist du der Meinung, daß man darauf losfahren muß, wenn auch die anderen dabei in den Graben stürzen oder unter deine Räder kommen? Überfahre niemanden, Andrei! Man darf Menschen nicht überfahren; man darf Menschen nicht das Leben zerstören. Hast du aber ein Leben zerstört, so strafe dich selbst; hast du jemandem nur das Leben verdorben, so richte dich und verschwinde!"

Diese Worte sprudelten wie im Krampf aus Mitjas Munde. Andrei wunderte sich über den Herrn, setzte aber das Gespräch fort.

"Da hat der Herr ein wahres Wort gesagt. Man darf keinen Menschen überfahren; auch wehtun darf man keinem, und wenn es auch nur ein Vieh ist. Denn auch das Vieh ist von Gott geschaffen, selbst ein Pferd. Mancher jagt wie blind darauf los. Heißt es dann halten, ist es zu spät, und er jagt schnurstracks . . ."

"In die Hölle?" fiel Mitja ihm ins Wort und lachte fein

eigenartiges kurzes Lachen. „Andrei, du goldene Seele, was meinst du“, — Mitja faßte ihn wieder bei den Schultern — „wird Dimitri Karamasoff schnurstracks in die Hölle kommen oder nicht?“

„Das kann ich nicht wissen. Es hängt ganz von Euch ab. Ihr seid doch bei uns wie . . . Als Gottes Sohn ans Kreuz geschlagen war und starb, ging er vom Kreuz schnurstracks in die Hölle und befreite alle Sünder, die sich dort quälten. Da ächzte die Hölle, weil sie fürchtete, hinfort niemanden zu bekommen, also keine Sünder mehr. Da sagte der Herr zur Hölle: Achze nicht; es werden hinfort viele Reiche und Mächtige und Herrscher und Richter und Würdenträger zu dir kommen, und du wirst hinfort wieder genau so angefüllt sein, wie du es von Ewigkeit warst, bis ich wiederkomme.“ Das ist wahr, so hat der Herr gesprochen.“

„Eine prächtige Volkslegende! Zieh dem Linken eins über, Andrei!“

„Für wen die Hölle bestimmt ist, Herr“ — er zog dem Linken eins über — „der kommt hinein; und was für Leute es trifft, hat der Herr damals der Hölle vorausgesagt. Aber Ihr seid in meinen Augen wie ein Kind — so kommt Ihr mir immer vor. Und wenn der Herr auch jähzornig ist, wird Gott Euch doch für Euer gutes Herz Vergebung zuteil werden lassen.“

„Und du vergibst mir, Andrei?“

„Was soll ich Euch vergeben, Herr? Ihr habt mir doch nichts Böses getan.“

„Mein für alle, du allein für alle, jetzt gleich hier im Wagen; vergibst du mir für alle? Sprich, du Seele des Volkes?“

„Herr, es wird einem ganz bange, Euch zu fahren. Eure Worte sind heute ganz wunderbar.“

Mitja hörte nicht, was Andrei brummte. Er betete wie wahnsinnig und flüsterte angstvoll vor sich hin.

„Vater unser, nimm mich an in allen meinen Sünden, nur richte mich nicht! Rufe mich nicht vor deinen Richterstuhl, gehe ohne Gericht an mir vorüber! Richte mich nicht; denn ich habe mich selbst gerichtet. Richte mich nicht, denn

ich liebe dich, Herr! Gemein bin ich, aber ich liebe dich! Schickst du mich in die Hölle, so werde ich dich auch dort lieben, werde auch von dort mein Rufen zu dir emporhallen lassen, daß ich dich ewig liebe. Doch laß auch mich zu Ende lieben; hier zu Ende lieben, nur noch fünf Stunden bis zum ersten warmen Strahl deines Lichtes. Ich liebe die Königin meiner Seele und kann nicht anders als sie lieben. Du siehst mich durch und durch, du kennst mich durch und durch, du weißt wie ich bin. Nichts mich nicht; ich habe mich schon gerichtet. Ich werde vor ihr niederstürzen und ihr sagen: es war recht von dir, daß du an mir vorübergingst. Lebe wohl und vergiß dein Opfer! Beunruhige dich niemals meinetwegen!"

„Mokroje!“ rief Andrei und zeigte mit der Peitsche nach vorne.

Im bleichen Dunkel der Sternennacht hoben sich vor ihnen kleine, schwarze Häusermassen aus der Erde empor; stellenweise lagen sie dichter, stellenweise verstreuter. Das Dorf Mokroje zählte ungefähr zweitausend Einwohner. Zu dieser Stunde lag es bereits in tiefem Schlafe. Nur aus einigen Fenstern leuchtete ein Lichtschimmer ins Dunkel der Nacht hinaus.

„Jage, Andrei jage! Ich komme angefahren!“ rief Mitja wie im Fieber.

„Sie schlafen noch nicht!“ sagte Andrei und zeigte mit der Peitsche auf das Plastunoffsche Haus, das gleich bei der Einfahrt ins Dorf lag und dessen sechs Fenster nach der Straße zu hell erleuchtet waren.

„Sie schlafen nicht!“ wiederholte Mitja jubelnd. „Jage, Andrei, galoppiere, fahre donnernd vor! Daß sie hören, wer angefahren kommt! Ich komme angefahren!“ rief Mitja atemlos.

Andrei setzte seine dampfenden, abgejagten Tiere in Galopp und jagte tatsächlich donnernd zur Vorfahrt. Mitja sprang vom Wagen. Der Hauswirt wollte sich schon zur Ruhe begeben. Da hatte er in der Ferne das Rollen eines Wagens vernommen und war neugierig auf die Treppe hinausgetreten, um zu sehen, wer zu so später Stunde in solcher Eile heranjage.

„Du bist es, Trifon Borissyttsch?“ fragte Mitja.
Trifon Borissyttsch beugte sich vor und eilte dann in unterwürfiger Freude die Treppe hinunter dem Gaste entgegen.

„Dimitri Fedorowitsch, seid Ihr es wirklich?“

Trifon Borissyttsch war ein starkgebauter, gesunder Mann, mittelgroß, mit etwas dickem Gesicht, das besonders im Verkehr mit den Bauern des Dorfes eine strenge, wichtige Miene annahm, aber auch die Fähigkeit besaß, unverhofft schnell den entgegengesetzten Ausdruck anzunehmen, sobald Trifon Borissyttsch einen Verdienst witterte. Bekleidet war er stets wie ein russischer Bauer. Er trug ein russisches Hemd mit Seitenschluß und eine ärmellose Jacke. Ein bedeutendes Kapital hatte er bereits angesammelt; doch stand sein Sinn nach weit Höherem. Ungefähr die Hälfte der Ortsbauern war ihm verschuldet. Auf Grund ihrer Schulden, die sie nie abzutragen imstande waren, ließ er von ihnen sein Land, das er von Gutsbesitzern pachtete oder kaufte, unentgeltlich bearbeiten.

Trifon Borissyttsch fand aber trotz der bereits verdienten Tausende nichts dabei, von freigebigen Gästen ein Überflüssiges zu nehmen. Vor kaum einem Monat hatte er von Dimitri Fedorowitsch zweihundert, wenn nicht sogar dreihundert Rubel eingenommen und begrüßte ihn natürlich hocherfreut. Schon in der Art, wie der Gast vorgefahren kam, glaubte er eine Gewähr für einen guten Verdienst zu haben.

„Können wir Euch wieder beherbergen, Dimitri Fedorowitsch?“

„Halt, Trifon Borissyttsch!“ begann Mitja, „zuerst die Hauptsache: Wo ist sie?“

„Agrafena Alexandrowna?“ Der Wirt verstand ihn sofort und sah ihm forschend ins Gesicht, „Sie ist hier, sitzt mit . . .“

„Mit wem?“

„Es sind Durchreisende. Der eine ist Beamter, seiner Sprache nach wahrscheinlich ein Pole. Er hat auch die Pferde nach ihr geschickt. Der andere bei ihm ist sein Freund oder Reisebegleiter. Wer weiß! Sie sind in Zivil.“

„Leben sie auf großem Fuße? Sind es reiche Leute?“

„Ach wo! Ganz kleine Leute, Dimitri Fedorowitsch.“

„Kleine? Und die anderen?“

„Sind zwei Herren aus der Stadt. Sie sind aus Ischer-naja zurückgekehrt und vorläufig hiergeblieben. Der Jüngere muß ein Verwandter des Herrn Miusoff sein; ich habe seinen Namen vergessen. Den andern kennt Ihr jedenfalls; es ist der Gutsbesitzer Marimoff. Er sagt, er habe im Kloster vorgesprochen, fährt aber jetzt mit dem Verwandten des Herrn Miusoff.“

„Das ist die ganze Gesellschaft?“

„Die ganze.“

„Halt, Trifun Borissytch! Sage jetzt das Wichtigste: Was macht sie? Wie ist sie?“

„Sie ist vorhin angekommen und sitzt bei ihnen.“

„Ist sie fröhlich? Lacht sie?“

„Fröhlich scheint sie gerade nicht zu sein. Sie langweilt sich sogar anscheinend. Dem jungen Herrn hat sie das Haar gekämmt.“

„Dem Polen, dem Offizier?“

„Nein. Das ist kein junger Herr und auch kein Offizier; nein, dem jungen Herrn, dem Verwandten des Herrn Miusoff. Ich habe ganz vergessen, wie er heißt.“

„Kalganoff?“

„Richtig. Herr Kalganoff.“

„Gut; ich werde schon selbst sehen. Spielen sie Karten?“

„Sie haben gespielt, aber aufgehört. Jetzt haben sie ihren Tee getrunken und der Beamte hat einen Likör verlangt.“

„Laß mich nur machen, Trifun Borissytch. Sind keine Zigeuner hier?“

„Von Zigeunern ist jetzt nichts zu hören. Die Obrigkeit hat sie vertrieben. Aber in der Nähe sind ein paar Juden, die spielten auf Zimbeln und Geigen; zu denen könnte man sofort schicken, wenn du willst. Sie würden sofort kommen.“

„Schicke unbedingt hin!“ rief Mitja. „Auch die Mädchen sollen wiederkommen zum Chor wie damals, die Marja auf jeden Fall, auch Stepanida und Arina. Zweihundert Rubel für den Chor!“

„Für soviel Geld kann ich das ganze Dorf aufreiben, wenn sie auch jetzt schon schnarchen. Aber sind diese Bauern

und Dorfmädel das wert, Dimitri Fedorowitsch? Für das gemeine Volk willst du soviel Geld hinauswerfen? Was versteht ein Bauer davon, wenn er teure Zigarren raucht! Du hast ihnen aber von der besten Sorte gegeben! Der Kerl stinkt ja! Und die Mädel sind auch nichts weiter als Lausfrägen. Meine eigenen Töchter will ich ohne Entgelt aufwecken für dich; sie sind eben schlafen gegangen; aber mit einem Rippenstoß kriege ich sie wach und bringe sie zum Singen. Wo soll das hin, wenn du die Bauernkerle mit Champagner traktierst?"

Die bedauernden Worte Trifon Borissytchs waren durchaus nicht angebracht. Er hatte damals mit eigener Hand heimlich sechs Flaschen in den Keller getragen und unter dem Tisch einen Hundertrubelschein aufgehoben und in der Faust versteckt.

„Trifon Borissytch, ich habe hier etwas über tausend Rubel durchgebracht. Weißt du noch?"

„Gewiß! Du hast vielleicht ganze dreitausend hier in Mokraje gelassen.“

„So wisse denn, daß ich heute dasselbe tun werde.“

Damit zog er nochmals das ganze Paket Banknoten aus der Hosentasche und hielt sie dem Wirt unter die Nase.

„Mach die Ohren auf und gib acht. In einer Stunde kommt der Wein, die Delikatessen, Pasteten, Süßigkeiten. Schaffe alles nach oben. Die Kiste hier im Wagen kommt gleichfalls sofort nach oben. Laß sie aufbrechen und den Champagner unverzüglich in Eis hereinbringen. Vor allem besorge mir den Chor, die Mädel, die Marja unbedingt.“

Er wandte sich zum Wagen zurück und zog unter dem Sitz den Pistolenkasten hervor.

„Hier, Andrei, dein Geld! Fünfzehn Rubel für die Fahrt und fünfzig Rubel Trinkgeld für deine Bereitwilligkeit und Freundlichkeit. Gedenke des Herrn Karamasoff!“

„Ich fürchte mich, Herr,“ sagte Andrei zögernd. „Habt besten Dank für fünf Rubel. Doch mehr nehme ich nicht. Trifon Borissytch ist Zeuge. Verzeiht mein dummes Wort.“

„Was fürchtest du?“ Mitja sah ihn durchdringend an. „Hol dich der Teufel, wenn es so . . .“ und warf ihm fünf

Rubel zu. „Jetzt, Trifon Borissyttsch, führe mich so leise hinein, daß ich sie vorher alle sehen kann, ohne daß sie mich sehen. Sind sie im blauen Zimmer?“

Trifon Borissyttsch warf einen etwas furchtsamen Blick auf Mitja, tat aber sofort gehorsam, wie ihm geheißen war. Vorsichtig führte er ihn in den Flur, ging allein in das erste große Zimmer, das neben dem blauen Zimmer lag, wo die Gäste sich aufhielten, und brachte das Licht heraus. Darauf führte er Mitja leise hinein und brachte ihn in die dunkelste Ecke, von wo er ungestört die Gäste übersehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Doch Mitja blieb nicht lange stehen. Er erblickte sie; sein Herz begann zu klopfen, und vor seinen Augen flimmerte es, so daß er beinahe nichts erkannte. Sie saß an einer Seite des Tisches im Lehnstuhl und neben ihr auf dem Sofa der ganz nette, noch junge Kalganoff. Sie hielt seine Hand und lachte anscheinend. Kalganoff indes sah sie gar nicht an, sondern sprach laut und fast ärgerlich mit Maximoff, der Gruschenka gegenüber am Tische saß. Maximoff lachte herzlich. Auf dem Sofa saß außerdem der Pole und neben ihm auf einem Stuhl mehr nach der Wand ein anderer Unbekannter. Der auf dem Sofa tat auffallend ungeniert und rauchte eine Pfeife. Mitja schien er ein unterfestes Kerlchen von nicht hohem Wuchs zu sein mit breitem Gesicht, das sich über irgend etwas ärgerte; mehr konnten seine Augen nicht wahrnehmen. Sein Freund dagegen war offenbar ungewöhnlich hochgewachsen.

Mehr sah er nicht. Er rang nach Atem. Noch hatte er keine Minute dagestanden, als er seinen Pistolenkasten auf die Kommode stellte und sich zu der Gesellschaft ins blaue Zimmer begab.

„Ach!“ entfuhr es der erschrockenen Gruschenka; sie bemerkte ihn zuerst.

Der Erste und Unbestrittene

Mitja trat mit seinem festen Offiziersschritt sofort dicht an den Tisch.

„Meine Herren!“ begann er laut; doch hielt er beinahe nach jedem Wort inne, „ich . . . Fürchten Sie nichts!“ wandte er sich an Gruschenka, die sich ängstlich zu Kalganoff hinüberbeugte und krampfhaft seine Hand umklammerte. „Ich bin gleichfalls auf der Durchreise und bleibe nur bis zum Morgen. Meine Herren! gestatten Sie einem durchfahrenden Reisenden, daß er mit Ihnen die Zeit bis zum Morgen verbringt. Nur bis zum Morgen, zum letztenmal in diesem Zimmer mit Ihnen zusammen.“

Die letzten Worte richtete er an das wohlbeleibte Herrchen mit der Pfeife. Dieses nahm würdevoll die Pfeife aus dem Munde und sagte bestimmt:

„Herr, wir sind hier unter uns. Es gibt hier noch andere Zimmer . . .“

„Ach, das sind Sie, Dimitri Fedorowitsch. Großartig!“ unterbrach ihn Kalganoff. „Sehen Sie sich doch her zu uns. Guten Tag!“

„Guten Abend, lieber Freund! Sie sind unschätzbar. Ich habe Sie immer gern gehabt,“ erwiderte Mitja erfreut und streckte ihm die Hand entgegen.

„Au, wie kräftig Sie drücken! Sie zerbrechen mir ja die Finger,“ rief Kalganoff lachend.

„So drückt er immer die Hand,“ fiel aufatmend, wenn auch noch mit etwas schüchternem Lächeln Gruschenka ein.

Sie war anscheinend inzwischen zur Überzeugung gekommen, daß Mitja keine Händel suchte, und sah ihm teilnahmsvoll, allerdings immer noch etwas besorgt, in die Augen. Es fiel ihr etwas Fremdes an ihm auf, das sie bis dahin noch nicht bemerkt hatte, und das ihr geradezu Angst einflößte. Sie hätte auch nie von ihm erwartet, daß er in einem solchen Augenblick so hereinkommen und sprechen werde.

„Guten Abend,“ sagte bescheiden und geziert von links her der Gutsbesitzer Marimoff. Mitja wandte sich ihm sofort zu.

„Ach, ich hatte Sie ganz übersehen; verzeihen Sie!“ Er schüttelte ihm die Hand. „Es freut mich sehr, daß Sie auch hier sind. Meine Herren! Ich“ — er sprach wieder zu dem Herrn mit der Pfeife, da er ihn für die Hauptperson hielt — „ich wollte den letzten Tag und die letzte Stunde in diesem Zimmer verbringen, wo ich schon einmal meine Göttin angebetet habe. Verzeihung, mein Herr!“ rief er erregt, als wisse er kaum, was er sagte. „Ich bin herbeigeeilt und habe mir geschworen . . . Fürchten Sie nichts, es ist meine letzte Nacht! Trinken wir auf Friedensschluß! Der Wein wird sofort gebracht. Hier! damit bin ich hergekommen.“ Er riß sein ganzes Geld heraus. „Erlauben Sie! Ich will Musik, Frohsinn, Lachen um mich hören, alles wie früher. Meines Freudentages will ich in meiner letzten Nacht gedenken.“

Er glaubte zu ersticken. Noch vieles wollte er sagen. Doch es kamen nur noch abgerissene Laute aus seinem Munde. Unbeweglich blickte der Pole ihn, sein Paket Kassenscheine, Gruschenka und wieder ihn an und war ersichtlich völlig verdußt.

„Wenn meine Fürstin erlaubt,“ begann er; aber Gruschenka unterbrach ihn sofort:

„Was heißt das: Fürstin? Wie lächerlich sich doch viele Leute mit ihren Reden machen! Setze dich, Mitja, wovon redest du, was wolltest du sagen? Bitte, ängstige mich nicht. Versprichst du mir das, werde ich mich freuen, daß du gekommen bist.“

„Ich dich erschrecken?“ rief Mitja laut und erhob seine Hände. „Geht vorüber, ich trete aus dem Wege.“

Plötzlich fiel er, gänzlich unerwartet für alle, am meisten natürlich für sich selbst, auf einen Stuhl und brach in Schluchzen aus. Er kehrte sich zur Wand ab und umklammerte den Stuhl so fest, als wolle er Gruschenka ans Herz pressen.

„Da zeigst du dich, wie du wirklich bist!“ rief sie vorwurfsvoll. „Genau so kam er auch einmal zu mir und fing plötzlich an zu sprechen, was ich nicht verstand. Ein andermal begann er ebenso zu schluchzen und jetzt wieder. Schäme dich!

Warum weinst du? Das fehlte gerade, deswegen zu weinen. Dazu ist wirklich kein Grund vorhanden!" setzte sie rätselhaft hinzu und betonte jedes einzelne Wort.

"Ich weine nicht. — Freuen wir uns!"

Im Nu hatte er sich auf dem Stuhl herumgedreht und lachte auch schon. Doch war es nicht sein gewöhnliches, kurzes Lachen, sondern ein eigentümlich unhörbarer, krampfhafter Lachversuch.

"Lache nicht so! Sei doch vernünftig!" redete ihm Gruschenka zu. "Ich freue mich sehr, daß du gekommen bist, Mitja; hörst du: ich freue mich sehr darüber. Ich will, daß er bei uns bleibt," sagte sie in befehlendem Tone scheinbar zu allen; doch galten ihre Worte eigentlich nur dem Polen auf dem Sofa. "Ich will es! Wenn er fortgeht, gehe ich einfach auch fort!" schloß sie mit aufblitzenden Augen.

"Was meine Fürstin will, ist Gesetz," sagte der Pole und küßte ihr galant die Hand. "Ich bitte, der Leiter der Gesellschaft zu sein!" wandte er sich liebenswürdig an Mitja.

Mitja sprang auf. Augenscheinlich wollte er wieder eine Rede halten. Doch etwas ganz anderes kam über seine Lippen.

"Trinken wir!" stieß er nur kurz heraus.

Alle brachen in Lachen aus.

"Und ich glaubte, er wolle wieder reden!" versetzte Gruschenka. "Springe nicht wieder so auf, Mitja! Daß du Champagner mitgebracht hast, finde ich großartig. Ich werde mittrinken; Liköre kann ich nicht ausstehen. Aber das Beste ist, daß du selbst gekommen bist. Es war zum Sterben langweilig hier. Oder willst du wieder durchgehen wie damals? Stecke doch das Geld ein! Woher hast du das viele Geld bekommen?"

Mitja steckte die Geldscheine, die er immer noch in der Faust gehalten hatte, und die alle, namentlich der Pole, bemerkt hatten, hastig in die Tasche. Er errötete. Da brachte der Wirt den Champagner herein. Mitja ergriff die Flasche, war aber so zerstreut, daß er nicht wußte, was er mit ihr anfangen sollte. Lachend nahm Kalganoff sie ihm ab und schenkte ein.

"Noch eine Flasche!" rief Mitja dem Wirt zu, ergriff sein Glas und stürzte den Wein hinunter, ohne vorher mit dem

Polen, den er doch zum Friedenstrunk aufgefordert hatte, anzustoßen oder auf die anderen zu warten.

Sein ganzes Gesicht veränderte sich im Augenblick. Der feierliche, fast düstere Ausdruck, mit dem er ins Zimmer getreten war, machte einem geradezu kindlichen Platz. Es war, als habe sich eine tiefe Ruhe über den ganzen Menschen gelegt. Schüchtern lächelnd blickte er alle an, fast könnte man sagen: mit dem Ausdruck eines dankbaren Hundes, den man wieder gestreichelt und ins Zimmer gelassen hat. Er schien alles vergessen zu haben und betrachtete alle Anwesenden mit froher Miene, während bisweilen ein kurzes Lachen hörbar wurde. Für Gruschenka hatte er nur ein beständiges Lachen und setzte sich ganz nahe zu ihr.

Allmählich hatte er sich wohl die beiden Polen genauer angesehen, ohne sich weitere Gedanken zu machen. Der Herr auf dem Sofa machte einen eigenartigen Eindruck auf ihn durch seine sonderbare Haltung, die polnische Aussprache und vor allem durch seine Pfeife.

„Was ist denn dabei, laß ihn doch seine Pfeife rauchen,“ meinte Mitja schließlich bei sich.

Das etwas aufgedunsene Gesicht des vielleicht schon vierzigjährigen Polen mit der auffallend kleinen Nase, unter der das spärliche, kohlschwarz gefärbte Schnurrbärtchen zu zwei Nadelspitzen aufgedreht war, rief in Mitja nicht das geringste Befremden hervor. Selbst die jämmerliche Perücke des Polen, die er sich in Sibirien hatte anfertigen lassen, mit an den Schläfen auffallend lächerlich nach vorne gekämmtem Haar ließ ihn ebenfalls völlig gleichgültig.

„Es muß wohl so sein, wenn man eine Perücke trägt,“ überlegte er in seiner gehobenen Stimmung.

Der andere Pole, der an der Wand saß und jünger war als der auf dem Sofa, sah sich trotzig und herausfordernd im Kreise um und hörte mit schweigender Verachtung der Unterredung zu. Doch auch er fiel Mitja nur durch seine außergewöhnliche Länge auf, die sich allerdings sehr komisch neben der Kürze des älteren Polen ausnahm.

„Wenn der vom Stuhl aufspringt, stößt er sich den Schädel an der Decke ein,“ zuckte es Mitja durch den Sinn.

Ebenso flüchtig war der Gedanke: der lange Pole sei wahrscheinlich der Freund und Helfer des kleinen Polen auf dem Sofa, gewissermaßen sein Leibwächter, über den der Kleine natürlich das Kommando führe. Aber auch das kam Mitja wunderschön vor, und er hatte nichts dagegen einzuwenden. In dem gestreichelten Hunde war jede Eifersucht erstorben.

Von Gruschenkas rätselhaften Worten hatte er nichts begriffen, ebensowenig wie er sich nach der Ursache ihrer ganzen Veränderung gefragt hatte. Er sagte sich nur: sie habe ihm verziehen und ihn ganz dicht zu sich an ihren Stuhl herangewinkt. Ihm war zu Mute, als solle er vor Glück vergehen, und er hätte beinahe aufgejauchzt, als er sah, wie sie das Glas hob und vom Champagner schlürfte.

Das allgemeine Schweigen fiel ihm mit einemmal auf. Gleichsam erwartungsvoll sah er alle Anwesenden an: „Warum sitzen wir denn so stumm da? warum wird nicht gesprochen?“ schien sein lächelnder Blick zu fragen.

„Er hat die ganze Zeit über Unsinn geschwätzt, und wir haben gelacht,“ begann Kalganoff und zeigte auf Maximoff, als habe er Mitjas Blick verstanden.

Mitja wandte sich sofort Kalganoff und dann sogleich zur Seite dem Gutsbesitzer Maximoff zu.

„Unsinn geschwätzt?“ fragte er mit seinem kurzen, abgehackten Lachen, als freue er sich sehr über etwas. „Hahaha!“

„Ja. Er behauptet, daß in den zwanziger Jahren unsere gesamte Kavallerie Polinnen geheiratet habe. Das ist doch der unglaublichste Unsinn, nicht wahr?“

„Polinnen?“ fragte Mitja, der bereits in sehr gehobener Stimmung war.

Kalganoff durchschaute recht wohl Mitjas Beziehungen zu Gruschenka, erriet auch ihr Verhältnis zum Polen. Doch das Ganze interessierte ihn nicht sonderlich, vielleicht überhaupt nicht. Am meisten interessierte ihn Maximoff. Ganz durch Zufall war er mit ihm zusammen hergekommen und hier im Gasthof zum erstenmal den beiden Polen begegnet. Gruschenka kannte er indes schon von früher; er war sogar einmal mit einem seiner Freunde bei ihr gewesen. Damals hatte er

ihr nicht gefallen. Hier aber war sie sehr nett zu ihm. Vor Mitjas Ankunft hatte sie ihm sogar den Kopf gestreichelt; doch hatte dies keinen Eindruck auf ihn gemacht.

Er war ein noch ganz junger Mensch von kaum zwanzig Jahren, stets nach der neuesten Mode gekleidet, hatte ein einnehmendes, zartes Gesicht und prachtvolles, dichtes, dunkelblondes Haar. In diesem Gesicht befand sich ein Paar wunderbarer, hellblauer Augen mit einem klugen, bisweilen sogar über seine Jahre hinaus tiefen Ausdruck; und doch konnte der junge Mann ganz wie ein Kind dreinschauen und reden. Er wußte es selbst sehr wohl; doch genierte es ihn nicht im geringsten.

Überhaupt war er sehr eigenartig, sogar eigensinnig, wenn er auch immer freundlich blieb. Zuweilen prägte sich in seinem Gesichtsausdruck etwas Starres und Hartnäckiges aus. Er sah sein Gegenüber an, hörte ihm zu, war aber scheinbar ganz mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Bald wurde er gleichgiltig und schläfrig, bald wieder regte er sich wegen einer im Grunde ganz geringfügigen Sache mehr als nötig auf.

„Denken Sie sich nur: ich schleppe den Menschen da schon vier Tage lang mit mir herum,“ fuhr er in seinem Gespräch fort und zog dabei die Worte in die Länge, als ob ihm das Reden Mühe mache; es geschah nicht, weil er es vielleicht für fein hielt, es war bei ihm vielmehr ganz natürlich. „Seit jenem Tage, als wir uns im Kloster begegneten — Sie wissen doch noch. Ihr Bruder stieß ihn zum Wagen hinaus, daß er zurückflog. Das interessierte mich damals an ihm, und ich nahm ihn mit auf mein Gut. Aber er lügt die ganze Zeit, daß man sich seiner Gesellschaft schämen muß. Jetzt bringe ich ihn zurück.“

„Der Herr hat gar keine polnische Dame gesehen,“ bemerkte der Pole und zeigte mit der Pfeifenspitze auf Maximoff; „er behauptet, was gar nicht sein kann.“

Das Russische klang aus seinem Munde ganz gut, wenigstens besser als er sich anstellte. Doch verfiel er meistens in eine möglichst harte polnische Aussprache.

„Aber ich war doch selbst mit einer polnischen Dame verheiratet,“ verteidigte sich Maximoff.

„Haben Sie in der Kavallerie gedient? Sie behaupteten doch, daß unsere Kavalleristen sämtlich mit Polinnen verheiratet seien. Sind Sie jemals Kavallerist gewesen?“ fiel ihm Kalganoff sofort ins Wort.

„Ja, ist er denn Kavallerist?“ fragte lachend Mitja, der aufmerksam zuhörte und sofort jeden ansah, der zu sprechen begann, als habe er weiß Gott was von ihm zu hören erwartet.

„Nein,“ sagte Maximoff zu ihm, „aber die kleinen Nacker sind niedlich, wenn sie mit unseren Ulanen Mazurka tanzen. Hat sie genug getanzt, springt sie ihm sofort aufs Knie wie ein Käzchen, so ein weißes; und ihr Vater und ihre Mutter sehen es und sagen nichts, jawohl, sagen nichts, und der Ulan macht am nächsten Tage seinen Besuch, jawohl, und hält um ihre Hand an, hihi!“ Und Maximoff kicherte.

„Ein dummer Kerl!“ brummte der lange Pole auf dem Stuhl und schlug das eine lange Bein über das andere. Mitja fiel der riesige Schmierstiefel mit der dicken, beschmutzten Sohle besonders auf. Überhaupt waren beide Polen recht schmierig gekleidet.

„Warum ein dummer Kerl? Warum schimpft er?“ fragte Gruschenka ärgerlich.

„Fräulein Agrippina, der Herr hat in Polen nur Bauernmädchen gesehen, keine vornehmen Damen,“ bemerkte der Pole mit der langen Pfeife.

„Das ist gewiß,“ stimmte der andere verächtlich zu.

„Das fehlte noch! Lassen Sie ihn doch reden! Warum stören Sie die Menschen beim Reden? Seien Sie doch nicht so langweilig!“ versetzte Gruschenka gereizt.

„Ich störe nicht, Fräulein,“ erwiderte bedeutsam der Pole auf dem Sofa mit einem langen Blick auf Gruschenka, verstummte wichtigtuend und sog von neuem an seiner Pfeife.

„Der Herr hat ganz recht. Maximoff kennt keine Polinnen!“ fiel erregt Kalganoff ein, als handle es sich um eine Sache von größter Wichtigkeit. „Er ist überhaupt nicht in Polen gewesen; wie kann er da über Polen sprechen? Sie haben doch nicht in Polen geheiratet?“

„Nein, im Regierungskreise Smolensk. Nur hatte der

Ulan sie schon früher nach Polen mitgebracht, meine zukünftige Frau, samt der Mama und der Tante und noch einer Verwandten mit einem erwachsenen Sohn. Sie war wirklich aus Polen, und er trat sie mir ab. Es war ein Leutnant, ein sehr hübsches Kerlchen. Anfangs hatte er daran gedacht, sie selbst zu heiraten, unterließ es indes späterhin, weil sich inzwischen herausstellte, daß sie lahm war."

"Und Sie haben eine Lahme geheiratet?" fragte Kalganoff lachend.

"Eine Lahme. Sie hatten es mir beide verheimlicht und mich so ein bißchen betrogen. Ich war der Meinung, sie hüpfte. Sie hüpfte nämlich immer, und ich glaubte: sie tue es aus lauter Freude."

"Aus Freude darüber, daß Sie sie heiraten wollten?" schrie fast vor Lachen Kalganoff mit seiner hellen Kinderstimme.

"Jawohl aus Freude. Doch nachher stellte es sich heraus, daß sie es aus einem ganz anderen Grunde tat. Als wir später getraut waren, gestand sie mir gleich nach der Trauung alles noch an demselben Abend und bat mich flehentlich um Verzeihung. Sie sei in ihren Kinderjahren über eine Pflüze gesprungen und habe sich dabei ihr Füßchen beschädigt, hih!"

Kalganoff brach in sein herzlichtes Kinderlachen aus und sank vor Lachen ganz in die Lehne des Stuhls zurück. Sein Lachen steckte Gruschenka an. Mitja schien auf dem Gipfel der Glückseligkeit zu sein.

"Jetzt hat er einmal die Wahrheit gesagt!" sagte Mitja erstaunt und wandte sich hastig Maximoff zu. Auf seinem Gesicht war höchste Verwunderung ausgeprägt.

"Ganz recht. Sie ist von mir gegangen; mir ist das Unglück zugestoßen," bestätigte Maximoff zerknirscht. "Mit einem Herrn verschwand sie. Aber das Beste bei der Geschichte war: sie hatte vorher mein ganzes Gütchen auf ihren Namen umschreiben lassen. 'Du bist ein Mann von Bildung,' sagte sie zu mir, 'und wirst dir schon so dein Brot verdienen.' So saß ich denn da. Ein ehrwürdiger Erzbischof erlaubte sich einmal mir gegenüber die Bemerkung: 'Deine erste Frau war lahm; doch deine zweite Frau war gar zu leichtfüßig.' Hih!"

„Hören Sie nur!“ fuhr Kalganoff auf. „Er lügt viel; aber er lügt nur, um andere aufzuheitern; das ist doch nicht gemein, nicht wahr? Bisweilen habe ich ihn ganz gern. Er ist ein gemeiner Kerl, aber gibt sich vollkommen natürlich. Finden Sie es nicht auch? Andere tun es in berechnender Überlegung, um irgendeinen Nutzen daraus zu ziehen; bei ihm kommt es von Herzen; er kann nicht anders. So behauptet er — wir haben uns gestern die ganze Zeit über unterwegs gestritten — Gogol habe in seinen ‚Toten Seelen‘ von ihm geschrieben. Es kommt da ein Gutsbesitzer Maximoff vor, den Nosdreff durchprügelte, weshalb er vor Gericht kam wegen handgreiflicher Beleidigung des Gutsbesitzers Maximoff in betrunkenem Zustande. Und nun denken Sie sich! Er behauptet: dieser Maximoff sei er gewesen; ihn habe man damals verprügelt. Ist das überhaupt möglich? Schitschikoff fuhr spätestens zu Beginn der zwanziger Jahre im Lande umher. Die Zeit stimmt also schon gar nicht. Wie hat man ihn damals mit der Peitsche verprügeln können! Das ist doch vollständig ausgeschlossen!“

Es war schwer zu sagen, warum Kalganoff sich so in Eifer hineinredete. Es war jedoch ganz natürlich bei ihm. Mitja nahm von ganzem Herzen Anteil am Gespräch.

„Wenn man ihn aber damals verprügelt hat!“ rief er lachend.

„Ich bin nicht gerade durchgeprügelt worden; nur so . . .“ versuchte Maximoff einzulenken.

„Wie nur so? Es kann doch nur heißen: entweder — oder?“

„Wieviel Uhr ist es?“ fragte mit gelangweilter Miene der Pole mit der Pfeife seinen Landsmann auf dem Stuhl. Der zuckte mit den Achseln. Sie hatten beide keine Uhren.

„Was soll das wieder heißen?“ versetzte Gruschenka ärgerlich. „Lassen Sie wenigstens andere reden! Wenn Sie sich langweilen, sollen sich wohl auch die anderen langweilen!“

Sie schien absichtlich Streit mit ihnen zu suchen.

Zum erstenmal tauchte ein solcher Gedanke in Mitja flüchtig auf. Aber jetzt antwortete der Pole sichtlich gereizt:

„Fräulein, ich habe kein Wort davon gesagt.“

„Schon gut. Erzähle weiter,“ rief Gruschenka Maximoff zu. „Warum schweigt ihr alle?“

„Hier gibt es nichts zu erzählen. Es sind doch nur Dummheiten,“ erwiderte Maximoff eifertig. Er wollte wohl gerne erzählen, zierte sich indes anstandshalber etwas. „Gogol hat alles nur sinnbildlich gemeint, und so ist es auch mit den Familiennamen. Nosdreff hieß gar nicht Nosdreff, sondern Nossoff, und Kumschimitoff ist vollends unerkennlich; er hieß nämlich Schwornjeff. Nur Fenardi hieß tatsächlich Fenardi; nur war er kein Italiener, sondern ein Russe. Petroff hieß er. Und Mamsell Fenardi war sehr nett, die Weinchen in Trikot, reizende Weinchen, und das Röckchen war so kurz, und sie drehte sich auf der Fußspitze herum, und das dauerte nicht vier Stunden, sondern nur vier Minuten, und sie bezauberte alle.“

„Aber weswegen gab es denn die Prügel? weswegen wurdest du denn verprügelt?“ rief ihm lachend Kalganoff zu.

„Pirons wegen,“ antwortete Maximoff.

„Pirons wegen? Wer ist denn das?“ fragte Mitja in seliger Stimmung.

„Es ist ein bekannter französischer Schriftsteller und . . .“

„Genug davon. Es ist zu dumm; ich will nichts mehr davon hören. Ich glaubte, es sei etwas Lustiges,“ sagte plötzlich Gruschenka verstimmt.

Mitja erschrak und hörte sofort auf zu lachen. Der lange Pole stand von seinem Stuhl auf, legte die Hände auf den Rücken und fing an mit der hochmütigen Miene eines Menschen, der sich in solcher Gesellschaft langweilt, durch das Zimmer auf und nieder zu gehen, aus einer Ecke in die andere.

„Der stampft aber!“ bemerkte Gruschenka mit einem verächtlichen Blick auf den Langen.

Mitja wurde unruhig, zumal er wahrnahm, daß der Pole auf dem Sofa ihn gereizt ansah.

„Laß uns trinken,“ rief er ihm zu. „Auch der andere Herr soll trinken!“

Schnell stellte er drei Gläser zusammen und schenkte ein.

„Auf Polens Wohl! Ich trinke auf das Wohl Ihres Polen, meine Herren, auf das Polenland!“ rief Mitja laut.

„Das ist mir sehr angenehm, mein Herr. Wir trinken mit Ihnen,“ erwiderte würdevoll, doch freundlich der Pole auf dem Sofa und erhob sein Glas.

„Auch der andere Herr. Wie heißt der Kerl? Heda, hochwohlgeborener Edelmann, nimm dein Glas!“ rief Mitja und drehte sich zu ihm herum.

„Wrubleffski,“ sagte der Pole auf dem Sofa.

Dieser trat auf seinen langen Beinen schaukelnd an den Tisch und nahm stehend das Glas.

„Auf Polen, meine Herren, hurra!“ rief Mitja mit erhobenem Glase.

Alle drei tranken die Gläser aus. Mitja griff zur Flasche und füllte von neuem die Gläser.

„Jetzt auf Rußlands Wohl, meine Herren, und trinken wir Brüderschaft!“

„Schenke uns auch ein!“ rief Gruschenka. „Auf Rußlands Wohl will ich auch trinken!“

„Ich auch,“ sagte Kalganoff.

„Ich würde gleichfalls gerne auf Rußland, unser Rußland, mittrinken,“ sicherte Maximoff.

„Alle, alle!“ rief Mitja begeistert. „Heda, Wirt, noch Flaschen her!“

Von den sechs mitgenommenen Flaschen wurden drei weitere hereingebracht. Mitja schenkte sofort ein.

„Auf Rußlands Wohl, hurra!“ rief er stolz.

Alle tranken außer den beiden Polen. Auch Gruschenka leerte ihr Glas auf einen Zug. Von den beiden Polen rührte keiner das Glas an.

„Was soll das bedeuten, meine Herren?“ schrie Mitja. „So seid Ihr?“

Da nahm Wrubleffski sein Glas und sagte mit lauter Stimme:

„Auf Rußland in den Grenzen von siebzehnhundertzwei- undsiebzig!“

„So ist es recht!“ stimmte sofort der andere Pole bei, und beide leerten ihre Gläser bis auf den letzten Tropfen.

„Dummes Volk!“ warf ihnen Mitja in vollster Überzeugung entgegen.

„Mein Herr!“ riefen beide drohend und fuhren wie ein Paar Kampfahne auf Mitja los. Besonders Wrubleffski brauste auf.

„Kann man nicht sein Vaterland lieben?“ schrie er.

„Schweigt! Daß sich keiner untersteht, Streit anzufangen!“ rief Gruschenka gebieterisch und stampfte mit dem Fuße auf.

Ihr Gesicht hatte sich gerötet, ihre Augen glühten. Das kam von dem seeben getrunkenen Wein. Mitja war aufs äußerste erschrocken.

„Verzeihen Sie, meine Herren! Es war meine Schuld, ich werde nicht mehr . . . Wrubleffski, Herr Wrubleffski, ich werde nicht mehr . . .“

„So schweig doch wenigstens und setze dich endlich hin!“ fuhr Gruschenka ihn gereizt und heftig an.

Alle setzten sich, verstummten und sahen sich gegenseitig an.

„Meine Herren, ich trage die Schuld an allem!“ begann Mitja von neuem. „Was können wir anfangen, daß es wieder lustig wird?“

„Ja, es ist wahr: es geht nichts weniger als lustig zu,“ meinte Kalganoff und schob verdrossen die Lippen vor.

„Wie wäre es, wenn wir wie vorhin ein Spielchen machten?“ schlug Maximoff kichernd vor.

„Karten? Famos!“ stimmte Mitja sofort bei. „Wenn nur die Herren . . .“

„Spät, mein Herr!“ sagte gleichsam mit Widerstreben der Pole auf dem Sofa.

„Ja, etwas spät,“ meinte auch Wrubleffski.

„Ihnen ist immer alles zu spät; Ihnen ist nichts recht zu machen!“ Gruschenka war aufgebracht. „Sie selbst sitzen da wie die verkörperte Langeweile, und da sollen sich Ihnen zur Gesellschaft die übrigen gleichfalls langweilen. Schon ehe du kamst, Mitja, saßen sie dort ebenso langweilig und stumpfsinnig und ärgerten sich über mich.“

„Meine Göttin!“ unterbrach sie der Pole auf dem Sofa. „Was Göttin sagt, soll sein. Ich sehe sehr gut Ihren Arger und bin traurig. Herr, ich bin bereit!“ sagte er darauf bereitwillig zu Mitja.

„Schön, fang an!“ rief Mitja, zog aus seiner Tasche das Geld heraus und legte zwei Hundertrubelscheine vor sich auf den Tisch.

„Ich möchte viel an dich verspielen. Nimm die Karten, leg die Bank auf. Du hältst die Bank!“

„Karten müssen vom Wirt sein,“ sagte nachdrücklich und ernst der kleine Pole.

„Das ist immer die beste Manier,“ meinte auch Wrubleffski.

„Vom Wirt? Ach so! ich verstehe. Gut, meinestwegen auch vom Wirt. — Ein Spiel Karten, Trifon Borissytisch!“ rief Mitja dem Wirt zu.

Trifon Borissytisch brachte ein neues Spiel, das noch nicht geöffnet war, und zugleich die Nachricht: die Mädchen hätten sich schon eingefunden; die Juden mit den Zimbeln würden gleichfalls bald da sein; der Wagen aber mit den übrigen Sachen aus der Stadt sei noch nicht zu sehen.

Mitja sprang sofort auf und eilte ins andere Zimmer, um dort Anordnungen zu treffen. Es waren aber erst drei Mädchen erschienen; auch Marja fehlte noch. Überhaupt wußte er nicht, weshalb er eigentlich aufgestanden und hinausgegangen sei. Er befahl nur, die Süßigkeiten aus der Kiste herauszuholen und sie unter die Mädchen zu verteilen.

„Für Andrei eine ganze Flasche Branntwein,“ wies er eilig an, „ich habe ihn gekränkt.“

Da berührte ihn jemand an der Schulter. Es war Maximoff, der ihm nachgelaufen war.

„Geben Sie mir fünf Rubel,“ bat er flüsternd, „ich würde auch gern ein Spielchen machen, hih!“

„Ausgezeichnet! Hier, nehmen Sie zehn!“

Mitja zog wieder alle Banknoten aus der Tasche und suchte einen Zehnrubelschein.

„Hast du es verloren, komm nur wieder!“

„Danke!“ flüsterte Maximoff erfreut und eilte wieder in den Saal.

Auch Mitja kehrte zurück und entschuldigte sich, daß er so lange habe warten lassen. Die Polen hatten sich schon an den Tisch gesetzt und öffneten das neue Spiel. Ihre Mienen

waren viel freundlicher, fast könnte man sagen wohlwollender. Der Pole auf dem Sofa hatte sich eine neue Pfeife angesteckt und schickte sich an, die Karten zu mischen. Auf seinem Gesicht lag sogar ein gewisser Zug von Feierlichkeit.

„Auf die Plätze, meine Herren!“ kommandierte Wrubleffski.

„Ich spiele nicht mehr,“ erklärte Kalganoff; „erst vorhin habe ich fünfzig Rubel an sie verspielt.“

„Der Herr hatte Unglück; er kann wieder Glück haben,“ bemerkte der Pole auf dem Sofa.

„Wie hoch spielen wir? Nach Belieben?“ fragte Mitja eifrig.

„Sehr wohl, vielleicht hundert, zweihundert, wieviel der Herr setzen will.“

„Hier, ich setze zehn Rubel auf den Buben.“

„Und ich setze einen Rubel aufs Dämchen, aufs nette, kleine Herzdämchen, hihi!“ lüchelte Maximoff, schob seine Karte vor, beugte sich dann plötzlich stark nach vorn und bekreuzte sich heimlich und schnell unter dem Tisch. Mitja gewann. Auch Maximoff gewann.

„Eine Ecke umgebogen!“ rief Mitja.

„Und ich wieder ein Rubelchen, ein Einfaches nach dem andern, ganz vorsichtig,“ murmelte Maximoff, selig über den gewonnenen Rubel.

„Geschlagen!“ rief Mitja. „Verdopple auf die Sieben!“ Er verlor wieder.

„Hören Sie auf!“ sagte Kalganoff.

„Verdopple, verdopple!“ rief Mitja, verlor jedoch alles, was er verdoppelte. Die Rubelchen gewannen dagegen.

„Verdopple!“ rief Mitja im Eifer des Spiels.

„Sie haben zweihundert Rubel verspielt, Herr. Wollen Sie noch zweihundert setzen?“ erkundigte sich der Pole auf dem Sofa.

„Schon zweihundert verspielt? Dann noch zweihundert! Die ganzen Zweihundert als Doppeltes!“

Mitja zog sein Geld aus der Tasche und warf zwei Hundertrubelscheine auf die Dame, als Kalganoff plötzlich seine Hand darauf legte.

„Genug!“ rief er mit seiner hellen Stimme.

„Was fällt Ihnen ein?“ Mitja sah ihn fragend an.

„Genug! Ich will es nicht. Sie werden nicht mehr spielen.“

„Warum nicht?“

„Darum nicht. Ich lasse es nicht zu!“

Mitja sah ihn verwundert an.

„Höre auf, Mitja, er hat seine Gründe dazu; und du hast schon genug verloren,“ sagte Gruschenka, ihre Stimme hatte einen eigenen Klang.

Beide Polen erhoben sich mit tiefgefränkter Miene.

„Eherzest du, Herr?“ fragte der kleine Pole und maß Kalganoff mit strengem Blick.

„Wie, Sie wagen so etwas zu machen?“ fuhr auch Wrubleffski Kalganoff an.

„Ruhe! Unterstehen Sie sich nicht zu schreien!“ rief Gruschenka zornig. „Ihr krähenden Truthähne!“

Mitja blickte alle der Reihe nach an. Ein gewisses Etwas in Gruschenkas Gesicht machte ihn betroffen. Auf einmal fuhr ihm ein absonderlicher, neuer Gedanke durch den Kopf.

„Fräulein Agrippina!“ begann der Kleine rot vor Zorn.

Doch da trat Mitja an ihn heran und schlug ihn mit der Hand auf die Schulter.

„Hochwohlgeboren, auf zwei Worte!“

„Was wollen Sie, Herr?“

„Komm mit in das andere Zimmer. Ich will dir nur zwei Worte sagen; du wirst mit ihnen zufrieden sein.“

Der kleine Pole wunderte sich und sah etwas ängstlich zu Mitja auf. Übrigens war er sofort einverstanden; nur stellte er die eine Bedingung, daß auch Wrubleffski mitkomme.

„Dein Leibwächter, nicht wahr? Meinetwegen. Er ist auch nötig dabei. Sogar unbedingt!“ rief Mitja; „und jetzt vorwärts, meine Herren!“

„Wohin wollt ihr?“ fragte Gruschenka erregt.

„Wir sind im Augenblick wieder da,“ antwortete Mitja.

Eine seltsame Kühnheit, ein ganz unerwarteter Mut leuchtete aus seinem Gesicht. Er war nicht derselbe, der vor einer Stunde ins Zimmer eingetreten war. Er führte die

Polen in das Zimmer rechts, nicht in das große, wo sich die Mädchen zum Chor versammelten und der Tisch in aller Eile gedeckt wurde, sondern in das Schlafzimmer, wo Koffer, Truhen und zwei Betten mit je einem Berg von Kopfkissen in Kattunbezügen standen. Hier brannte in der hinteren Ecke auf einem rohgearbeiteten Tischchen ein einziges Licht. Der kleine Pole und Mitja setzten sich an diesem Tisch einander gegenüber, und der lange Wrubleffski setzte sich neben sie, die Hände auf dem Rücken. Beide Polen trugen ernste Mienen zur Schau; doch merkte man ihnen deutliche Neugierde an.

„Womit kann ich dem Herrn dienen?“ fragte der Kleine.

„Mit Folgendem. Viele Worte werde ich nicht machen. Hier hast du Geld“ — er zog seine Hundertrubelscheine heraus — „willst du dreitausend Rubel, so nimm sie und fahre ab, wohin du willst.“

In höchster Verwunderung sah ihn der Pole mit weit-offenen Augen an, als könne er den Blick nicht von Mitjas Gesicht losreißen.

„Dreitausend, Herr?“

„Dreitausend, ihr Herren! Du bist ein vernünftiger Mensch,“ wandte sich Mitja an den Kleinen. „Nimm die dreitausend und packe dich zum Teufel; vergiß auch nicht, Wrubleffski mitzunehmen. Und zwar sofort, noch in dieser Minute und für immer! Zu dieser Tür gehst du hinaus. Was hast du — einen Mantel, einen Pelz? Ich bringe ihn dir. Eine Troika wird dir sofort angespannt und dann fort, ihr Herren, auf Nimmerwiedersehen! Nun?“

Im Gesicht der Polen zuckte es, als habe er einen wichtigen Entschluß gefaßt.

„Und das Geld, Herr?“

„Damit machen wir es so: fünfhundert Rubel sofort bar für die Fahrt und als Handgeld und die zweitausendfünfhundert morgen in der Stadt. Bei meiner Ehre, ich hole, wenn es mir nicht anders möglich ist, das Geld aus der Erde heraus!“ rief Mitja.

Die beiden Polen tauschten einen Blick miteinander. Der Gesichtsausdruck des Kleinen veränderte sich zum schlimmeren.

„Siebenhundert, nicht fünfhundert sofort zahlbar!“ bot

Mitja, der die Veränderung für sich ungünstig deutete. „Glaubst du mir nicht? Alle dreitausend kann ich dir nicht auf der Stelle geben. Gebe ich sie dir, so lehrst du womöglich schon morgen zu ihr zurück. Augenblicklich habe ich auch gar nicht soviel Geld bei mir. Es liegt zu Hause bei mir in der Stadt,“ überstürzte sich Mitja in seiner Angst, ohne sich seiner Worte klar bewußt zu werden; denn immer tiefer sank ihm der Mut. „Bei Gott, sie liegen dort wohl aufgehoben in einem Briefumschlag.“

In einer Sekunde veränderte sich das Gesicht des kleinen Polen; eine unbeschreibliche persönliche Würde erschien darauf.

„Wollen Sie nicht noch etwas?“ fragte er spöttisch. „Pfui! wirklich pfui!“

Damit spuckte er aus.

„Du spuckst ja nur deshalb,“ sagte Mitja, der einsah, daß alles verloren war, „weil du von ihr noch mehr zu bekommen hoffst. Schnapphähne seid ihr beide, laßt es euch gesagt sein!“

„Sie haben mich tödlich beleidigt!“ rief rot wie ein Krebs der kleine Pole und ging wie in höchstem Unwillen aus dem Zimmer, als wolle er nichts mehr hören. Ihm folgte, auf seinen langen Beinen schaukelnd, in den hohen Schmierstiefeln Wrubleffski. Nach ihnen verließ verdutzt und verwirrt auch Mitja den Raum. Er scheute sich vor Gruschenka; denn er befürchtete, daß der Kleine sofort alles erzählen werde. So geschah es auch. Der Pole schritt würdevoll auf Gruschenka zu und stellte sich theatralisch vor sie hin.

„Fräulein Agrippina, ich bin beleidigt worden!“ begann er.

Doch Gruschenka fuhr bei dem ersten polnischen Wort zornig auf.

„Ruffisch sprichst du! Wage kein einziges polnisches Wort mit mir zu sprechen!“ schrie sie ihn an. „Du hast doch früher russisch gesprochen und kannst es in diesen fünf Jahren nicht verlernt haben!“

Sie wurde blaß vor Erregung.

„Fräulein Agrippina . . .“

„Ich heiße Agrafena Gruschenka! Sprich russisch, oder ich will von dir kein Wort mehr hören!“

Der Pole schwigte und keuchte in seinem gekränkten Ehr-

gefühl und radebrechte aufgeblasen in russischer Sprache weiter:
„Fräulein Agrafena, ich bin gekommen, alles zu vergessen und zu vergeben . . .“

„Was zu vergessen und zu vergeben? Du bist gekommen, mir zu vergeben?“ fiel ihm Gruschenka auffspringend ins Wort.

„Wie gesagt, Fräulein, ich bin nicht kleinmütig; ich bin großmütig. Aber ich war erstaunt, deinen Liebhaber zu sehen. Herr Mitja hat mir im anderen Zimmer Dreitausend geboten, daß ich weggehe. Ich habe ihm aber ins Gesicht gespuckt.“

„Was? Er hat dir für mich Geld geboten?“ schrie Gruschenka auf. „Ist es wahr? Das hast du gewagt? Bin ich denn käuflich?“

„Herr!“ schrie Mitja den Kleinen an, „sie ist mir heilig. Niemals bin ich ihr Liebhaber gewesen. Das hast du gelogen!“

„Unterstehe dich nicht, mich vor ihm zu verteidigen!“ rief Gruschenka außer sich. „Nicht aus Tugend bin ich ehrenhaft gewesen, und nicht aus Furcht vor Kusima Samsonoff; nein, ich wollte stolz sein vor ihm, wollte das Recht haben, ihn Schuft zu nennen, wenn ich ihn wiedersehe. Ist es möglich, daß er von dir Geld genommen hat?“

„Er nahm es,“ rief Mitja lachend. „Nur wollte er sofort alle dreitausend haben, und ich bot ihm nur siebenhundert als Handgeld an.“

„Ach so! er hat gehört, daß ich jetzt Geld besitze, und will mich deshalb heiraten.“

„Fräulein Agrippina,“ schrie der Pole, „ich bin Ritter, bin Edelmann. Ich bin gekommen, dich zu heiraten, sehe aber ein neues Fräulein vor mir, nicht das alte von früher, sondern eins, das eigensinnig und schamlos ist!“

„So packe dich, woher du gekommen bist! Ich gebe sofort Anweisung, daß man dich hinauswirft, und dann fliegst du!“ schleuderte ihm Gruschenka entgegen. „Dumm war ich, mir deswegen fünf Jahre lang Gedanken zu machen! Nicht seinetwegen, nur aus Wut über mich habe ich mich gemartert! Und das ist er ja gar nicht! So sah er gar nicht aus. Das ist sein Vater oder sonst wer. Wo hast du die Perücke bestellt? Jener war ein Falke, du aber bist wie ein alter Enterich!“

Jener lachte und sang mir Lieder vor. Und ich! ich habe fünf Jahre lang geweint, ich dummes Ding!"

Sie sank auf ihren Lehnstuhl zurück und vergrub das Gesicht in den Händen.

Da ertönte auf einmal im Nebenzimmer links der Chorgesang der Dorfmädchen, die sich endlich eingestellt hatten. Es war ein lustiges Tanzlied.

„Das ist aber ein Sodom!“ brüllte Wrubleffski diesmal in gutem Russisch. „Wirt, schmeiß die Unverschämten hinaus!"

„Was hast du hier zu schreien? Willst du wohl das Maul halten!" versetzte der Wirt mit ganz unerklärlicher Unhöflichkeit an Wrubleffski.

„Kindvieh!" brüllte dieser ihn an.

„Kindvieh? Erlaube mir einmal die Frage, mit was für Karten du gespielt hast. Ich gab dir ein neues Spiel; du hast es aber versteckt! Mit falschen Karten spielst du! Für falsche Karten kann ich dich jederzeit nach Sibirien transportieren lassen; weißt du das? Falsche Karten sind nämlich ebenso zu bewerten wie falsches Papiergeld!"

Damit trat er ans Sofa, schob die Hand zwischen Lehne und Polster und zog ein neues Spiel Karten heraus.

„Das sind meine Karten. Sehen Sie, meine Herren, ganz neu, noch nicht geöffnet!"

Er hob die Hand, so daß alle das Kartenspiel sehen konnten.

„Ich habe von der Tür aus gesehen, wie er meine Karten dorthin stopfte und seine Karten dafür herausnahm. Ein Spitzbube bist du, aber kein Herr!"

„Und ich habe gesehen, wie der andere zweimal eine falsche Karte aufschlug," rief Kalganoff dazwischen.

„So eine Schmach!" stieß Gruschenka aus und wurde rot vor Scham. „So einer ist er!"

„Ich ahnte es!" rief Mitja.

Doch kaum hatte er es gesagt, da wandte sich Wrubleffski wütend an Gruschenka, drohte ihr mit der Faust und schrie sie an:

„Dirne!"

Noch war sein Schimpfswort nicht verhallt, da umklammerte ihn Mitja mit beiden Armen, hob ihn auf und trug

ihn augenblicklich hinaus in dasselbe Zimmer, wo sie vorhin gesprochen hatten.

„Ich habe ihn auf den Fußboden hingelegt!“ rief er, als er ohne Zaudern wieder eintrat, noch von der Tür aus, atemlos von der Anstrengung. „Der Schuft will noch schlagen. Aber seid unbesorgt, der kommt nicht wieder!“

Damit schloß er den einen Türflügel, hielt den andern offen und rief dem kleinen Polen zu:

„Hochwohlgeborener, belieben Sie hier gleichfalls einzutreten! Wir bitten untertänigst.“

„Dimitri Fedorowitsch,“ rief jammernd Trifon Barissytisch, „nehmt doch den Kerlen das Geld ab, das ihr an sie verloren habt! Es ist doch ebensogut wie euch gestohlen.“

„Mein, ich will ihnen meine fünfzig Rubel nicht wieder abnehmen,“ sagte Kalganoff.

„Auch ich will meine Zweihundert nicht wiederhaben,“ rief Mitja; „mag er sie als Schmerzensgeld behalten.“

„So ist es recht, Mitja; bist doch ein anständiger Kerl!“ rief Gruschenka sofort. Deutlich klang die Schadenfreude aus ihrem Ton heraus.

Puterrot vor Wut, aber ohne seiner Würde auch nur das mindeste zu vergeben, schritt der kleine Pole zur Tür. Dort blieb er indes stehen und wandte sich zu Gruschenka um:

„Fräulein,“ sagte er, „willst du mit mir kommen, dann komme — wenn nicht, lebe wohl!“

Pustend vor Wut und Wichtigtuerei trat er durch die Tür. Der Mann hatte Charakter. Trotz allem, was geschehen war, hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, daß sie mit ihm gehen werde. So hoch schätzte er sich ein. Mitja schlug krachend die Tür hinter ihm zu.

„Schließen Sie die Kerle ein!“ forderte Kalganoff auf.

Aber da schnappte schon das Schloß. Die beiden hatten sich von innen eingeschlossen.

„Famos!“ rief boshaft und unbarmherzig Gruschenka. „Dorthin gehören sie.“

Kaufsch

Est begann ein Gelage, ein Fest ohnegleichen. Zuerst verlangte Gruschenka nach Wein.

„Trinken will ich, betrunken will ich sein, ganz betrunken wie damals, Mitja, weißt du noch, als wir uns hier anfreundeten!“

Mitja selbst war wie im Fieber; er ahnte sein Glück. Übrigens schickte ihn Gruschenka immer wieder von ihrer Seite fort.

„Sag ihnen, daß sie tanzen sollen, damit sich alle freuen, auch Hund und Kat, alles, alles wie damals!“

Mitja stürzte fort, um alles anzuordnen, wie sie es haben wollte. Im Nebenzimmer hatte sich der Chor versammelt. Das blaue Zimmer, in dem sie saßen, war durch einen Kattunvorhang in zwei Räumlichkeiten geteilt und deshalb zu klein. In der zweiten Hälfte stand ein riesiges Bett mit weichen Daunenkissen und einem ganzen Haufen Kopfkissen in Kattunbezügen. Solche Betten standen in jedem der vier Gastzimmer.

Gruschenka setzte sich an die Tür, wohin Mitja für sie ihren Lehnstuhl gebracht hatte; dort hatte sie auch damals gefessen und dem Tanz zugesehen. Dieselben Mädchen hatten sich wieder eingestellt; keines fehlte. Die jüdischen Musikanten mit ihren Geigen, Zithern und Zimbeln waren ebenfalls angelangt; und schließlich kam auch der erwartete Wagen mit den übrigen Vorräten und Weinen an.

Mitja war sehr in Anspruch genommen. Im vorderen Zimmer hatten sich noch andere Zuschauer eingefunden. Als die Mädchen zum Chorgesang aus den Betten getrieben wurden, waren jene auch aufgestanden; sie versprachen sich heute eine ebenso märchenhafte Bewirtung wie sie ihnen vor einem Monat zuteil geworden war. Mitja begrüßte die Bekannten, erinnerte sich der Gesichter, entkorkte die Flaschen und schenkte allen ein, die zu ihm kamen.

Der Champagner schmeckte eigentlich nur den Mädchen; die Männer zogen ihm Rum und Kognak vor und nahmen am liebsten heißen Punsch. Auf Mitjas Anordnung wurde für alle Mädchen Schokolade gekocht. Drei Samoware kochten die ganze Nacht hindurch Wasser für Tee und Punsch, damit alle sich bedienen konnten. Mit einem Wort: es begann eine unbeschränkte Gasterei. Mitja schien indes gerade in seinem Element zu sein. Je schrankenloser das Ganze wurde, desto mehr lebte er auf. Hätte ihn jemand von den Bauern um Geld gebeten — er würde sofort seine ganze Barschaft herausgezogen und ohne Bedenken nach links und rechts die Banknoten ausgeteilt haben.

Das war wahrscheinlich der Grund, weshalb Trifon Borissytsh scheinbar jeden Gedanken an Schlaf diese Nacht aufgegeben hatte und Mitja keinen Augenblick aus den Augen ließ, sondern sich immer in seiner Nähe zu schaffen machte und so auf seine Art Mitjas Interessen vertrat. Er hatte nur ein einziges Glas Punsch getrunken, war also noch vollkommen nüchtern. So trat er denn, sobald er es für geboten hielt, zu Mitja, redete auf ihn ein, hielt ihn zurück, duldete nicht, daß er wie damals den Bauern Zigarren und Rheinwein anbot und um Gotteswillen erst recht kein Geld gab, und war sehr ungehalten, daß die Dorfmadchen Liköre tranken und Süßigkeiten aßen.

„Sie sind ja durch und durch verlaust, Dimitri Fedorowitsch,“ sagte er ärgerlich. „Ich gebe jeder einen Fußtritt und fordere sie auf, sich das noch zur Ehre anzurechnen. So ist das Paß!“

Mitja erinnerte den Wirt nochmals an Andrei und befahl, ihm Punsch zu geben.

Kalganoff wollte zuerst von Wein nichts wissen; auch das Singen der Dorfmadchen sagte ihm anfangs nicht zu. Als er jedoch zwei Glas Champagner getrunken hatte, wurde er gleichfalls ungewöhnlich munter und guter Laune, ging im Zimmer auf und ab, lachte, lobte alles und jedes, die Lieder wie die jüdische Musikkapelle.

Marimoff, selig in seiner Trunkenheit, wich keinen Augenblick von ihm.

Gruschenka, die gleichfalls schon einen kleinen Rausch hatte, machte Mitja auf Kalganoff aufmerksam. „Ein reizender, prächtiger Junge!“ Sofort trat Mitja entzückt auf Kalganoff zu und küßte sein jugendliches Knabengesicht und auch seinen treuen Begleiter Marimoff.

Er ahnte vieles. Zwar hatte sie noch kein Wort geäußert, das ihn zu Hoffnungen berechtigte, sie bezwang sich augenscheinlich sogar, ihm etwas zu sagen. Nur hin und wieder fing er ihren heißen, sprühenden Blick auf. Schließlich erfaßte sie fest seine Hand und zog ihn zu sich nieder. Das war, als sie im Lehnstuhl an der Tür saß.

„Wie konntest du nur so eintreten, als du vorhin ankamst! Ich war furchtbar erschrocken. Wie konntest du mich ihm nur abtreten? Wolltest du es wirklich?“

„Ich wollte deinem Glück nicht im Wege sein,“ sagte Mitja selig.

Sie wußte es, auch ohne daß er es sagte.

„Geh, sei lustig!“ Damit schickte sie ihn fort. „Sei doch nicht so traurig; ich werde dich wieder rufen.“

Abermals ging er von ihr fort. Sie hörte von neuem dem Gesänge zu. Doch ihre Augen sahen unverwandt nur nach ihm, wo er auch war. Nach einer Viertelstunde rief sie ihn wieder zu sich, und selig eilte er wieder zu ihr.

„Jetzt setze dich zu mir und erzähle mir, wie du dahinter gekommen bist, daß ich herausgefahren war. Von wem erfuhrst du es zuerst?“

Mitja erzählte alles zusammenhanglos, zerstreut, aufgeregt und sehr sonderbar, verstummte zuweilen auf einmal und zog finster die Brauen zusammen.

„Was hast du? Warum runzelst du die Stirn?“ fragte sie.

„Nichts. Ich habe in der Stadt einen Kranken zurückgelassen. Wenn er wieder gesund wird, wenn ich das genau wüßte, würde ich zehn Jahre meines Lebens dafür hingeben.“

„Gott wird ihm helfen, wenn er krank ist. Du wolltest dich wirklich erschließen, du dummer Junge? Warum denn? Gerade solche Unbesonnene, wie du bist, liebe ich,“ flüsterte sie mit etwas schwerer Zunge. „Für mich würdest du alles tun? Und wolltest dich, Dummer, tatsächlich deshalb erschließen?“

Wart noch ein wenig. Morgen werde ich dir vielleicht etwas Schönes sagen — nicht heute, morgen. Du möchtest es wohl schon heute hören? Nein, heute will ich nicht. Geh, freue dich.“

Einmal rief sie ihn ganz erschrocken zu sich.

„Was fehlt dir? Es bedrückt dich etwas. Leugne nicht, ich sehe es. Ich kenne dich,“ sagte sie und sah ihn forschend an. „Du küssest wohl die Bauern ab. Aber ich bemerkte trotzdem dieses Etwas. Sei lieber vergnügt! Ich freue mich, und du sollst dich auch freuen. Einen von denen, die hier sind, habe ich lieb. Rate wer es ist! Sieh doch . . . mein Herzensjunge ist eingeschlafen; der Kleine hat wohl zuviel getrunken.“

Sie meinte Kalganoff. Er war allmählich auf dem Sofa eingeknickt. Aber der Wein trug nicht allein die Schuld daran. Er war traurig geworden, oder, wie er sich ausdrückte: es war ihm langweilig geworden. Die Lieder der Dorfmadchen hatten schließlich jegliches Interesse für ihn verloren; infolge der genossenen Getränke waren sie für ihn gar zu sehr in Zügellosigkeit ausgeartet. Dasselbe war mit den Tänzen. Zwei von den Mädchen hatten sich als Bären verkleidet, und Kopenida, ein drittes Mädchen, ging mit einem Stock voran und spielte den Bärenführer, der die beiden zeigte.

„Munterer, Marja,“ rief sie, „sonst kriegst du Prügel mit diesem Stock hier.“

Schließlich purzelten beide Bären in besonders unanständiger Stellung zu Boden, was bei den versammelten, dichtgedrängten Zuschauern von Männern und Frauen ein lautes Gelächter hervorrief.

„Laßt sie doch sich auf ihre Art vergnügt machen,“ hatte Gruschenka lachend gesagt. „Haben sie einmal eine Gelegenheit sich zu freuen, warum sollen sie es denn nicht tun? Laßt sie sich ihres Lebens freuen!“

Kalganoff hatte indes ein Gesicht gemacht, als habe er in den Schmutz hineingefast.

„Diese Volksbelustigungen sind doch nichts weiter als eine Schweinerei,“ hatte er sich geäußert und sich auf das Sofa zurückgezogen. „Das sollen ihre Frühlingsspiele sein, wenn sie die Sonne die ganze Nacht über hüten.“

Sein besonderes Mißfallen hatte ein Liedchen in munterer

Lanzweise erregt. Es erzählte, wie der Herr ausfährt, die Mädchen zu probieren:

Der Herr fuhr aus, die Mädchen zu erproben:
liebt ihr oder nicht?

Doch die Mädchen meinen, man könne den Herrn nicht lieben. Es hieß:

Der Herr, der wird mich schlagen,
und ich kann mich dann plagen.

Darauf fährt der Zigeuner aus; doch auch ihn konnte man nicht lieben. Denn

Ach, der liebt nicht mich;
der liebt ja nur das Stehlen,
und ich kann mich dann grämen.

So kamen noch viele, selbst ein Soldat; doch der wurde mit Verachtung zurückgewiesen:

Der wird nur den Ranzen tragen,
und ich

Hier folgte ein gar zu derber Vers, der jedoch vollkommen offenherzig gesungen wurde und bei den angeheiterten Zuhörern lauten Beifall erntete. Schließlich endete das Lied mit dem Kaufmann:

Da fuhr denn auch der Kaufmann aus,
die Mädchen zu probieren:
liebt ihr oder nicht?

Ihn liebte man sogar sehr; denn

Der Kaufmann wird hübsch Handel treiben,
und ich kann dann die Herrin bleiben.

Kalganoff war ganz böse darüber geworden.

„Das ist ja ein vollkommen modernes Lied,“ hatte er laut und ärgerlich gesagt. „Wer dichtet ihnen denn solche Lieder? Es fehlte noch, daß die Eisenbahnaktionäre und die Juden ausziehen, die Mädchen zu erproben. Die würden alle in den Schatten stellen.“

Fast gekränkt hatte er geäußert: er langweilte sich, und hatte sich auf das Sofa gesetzt, wo er eingeschlafen war. Sein

hübsches Gesicht war etwas blaß geworden und sein Kopf in das Kissen der Sofalehne zurückgesunken.

„Wie reizend er ist!“ sagte Gruschenka, als sie Mitja zu ihm brachte. „Ich habe ihm vorhin das Köpfchen gestreichelt. Wie Glatts ist sein Haar und so dicht.“

Sie beugte sich gerührt über ihn und küßte ihn auf die Stirn. Kalganoff schlug sofort die Augen auf und blickte sie an, richtete sich hoch und fragte mit der besorgtesten Miene:

„Wo ist Maximoff?“

„Das ist seine erste Sorge!“ lachte Gruschenka. „Sitz doch ein Weilchen bei mir. Mitja, suche ihm seinen Maximoff.“

Maximoff war keinen Augenblick von den Mädchen gewichen; nur dann und wann war er zum Tisch gelaufen, um einen Likör zu genehmigen, und Schokolade hatte er schon tassenweise getrunken. Sein Gesicht war rot, die Nase blau, und die Augen waren feucht geworden und schauten selig drein. Er kam sofort herbeigelaufen und meldete, daß er nach einer besonderen Weise tanzen werde, und zwar einen französischen Tanz.

„Als ich noch klein war, hat man mich ihn gelehrt.“

„Geh, Mitja! Ich sehe von hier aus zu, wie er tanzt!“

„Ich will ihn auch tanzen sehen,“ rief Kalganoff.

In der unschuldigsten Form schlug er damit Gruschenkas Bitte ab, neben ihr zu sitzen. So gingen denn alle hin zuzusehen. Maximoff leistete sich wirklich seinen Tanz. Doch außer Mitja wollte er niemandem so recht gefallen. Der ganze Tanz war eigentlich nur ein Hopsen, bei dem die Beine seitwärts empor geworfen wurden, so daß die Stiefelsohlen nach oben kamen; und bei jedem Sprung schlug Maximoff mit der flachen Hand auf die Sohle. Kalganoff konnte dem Tanze nichts abgewinnen; Mitja aber umarmte den Tänzer entzückt.

„Bravo, großartig! Jetzt bist du müde, wie? Willst du etwas? Ein Bonbon? Oder eine Zigarette?“

„Ein Zigarettenchen, bitte.“

„Ich habe hier Liköre. Aber haben Sie nicht etwas Schokoladenkonfekt?“

„Auf dem Tisch steht eine ganze Fuhre; nimm, was du willst!“

„Ich will etwas mit Vanille – etwas für alte Herren, hih!“

„Nein, lieber Freund, so etwas Besonderes haben wir nicht.“

„Das eine Mädels, die Marjuscha, hih!“ flüsterte der Alte ganz nahe an Mitjas Ohr: „könnte ich nicht ihre Bekanntschaft machen, wenn es möglich wäre, durch Ihre Vermittlung?“

„Sieh einer, was dir einfällt! Nein, Freundchen, du fafelst.“

„Ich tue doch niemandem etwas Schlechtes an,“ flüsterte Maximoff niedergeschlagen.

„Beruhige dich. Es geht nicht, Freund. Hier wird nur gesungen und getanzt. Übrigens trinke und zerstreue dich. Brauchst du Geld?“

„Später vielleicht etwas,“ meinte Maximoff schmunzelnd.

„Gut, gut!“

Mitja brannte der Kopf. Er ging hinaus auf den Flur und trat auf die obere kleine Galerie, die auch auf dem Hof sich um einen Teil des ganzen Gebäudes herumzog. Die frische Luft tat ihm gut.

Er stand da im Dunkeln und lehnte sich an die Wand in einer Ecke. Da griff er mit beiden Händen an den Kopf. Seine zerstreuten Gedanken sammelten sich schnell, seine Empfindungen vereinigten sich zu einer Vorstellung, alles wurde ihm klar. Eine furchtbare, grausige Erleuchtung war es.

„Wenn ich mich einmal erschieße, muß es jetzt geschehen,“ fuhr es ihm durch den Kopf. „Einfach den Pistolenkasten hernehmen und gerade hier in der schmutzigen Ecke allem ein Ende machen.“

Eine ganze Minute lang war er unentschlossen. Als er vorhin im Wagen hinausgejagt war, hatte hinter ihm die Schande gestanden, ein begangener Diebstahl und dieses Blut, dieses Blut! Doch war ihm leichter zu Mute gewesen. Damals hatte er mit allem abgeschlossen. Er hatte sie verloren, abgetreten; sie war für ihn verschwunden, untergegangen. Da war es leichter für ihn gewesen, das Todesurteil zu voll-

strecken. Wenigstens war es ihm notwendig, unvermeidlich erschienen. Wozu sollte er noch am Leben bleiben?

Aber jetzt? War es denn jetzt noch gerade so wie damals? Ein Schreckensgespenst war doch aus dem Wege geräumt. Der Erste, der allein einen Anspruch auf sie hatte, war verschwunden. Das gewaltige Gespenst war so klein geworden, so lächerlich: man hatte es im Nebenzimmer einfach hinter Schloß und Riegel eingesperrt. Es konnte niemanden mehr ängstigen. Sie schämte sich seiner. In ihren Augen hat er gelesen, wen sie liebt. Jetzt nur leben! Und jetzt gerade nicht leben können!

„Gott, erwecke den Toten am Zaun! Laß diesen furchtbaren Kelch an mir vorübergehen! Du hast doch Wunder an ebenso großen Sündern getan, wie ich einer bin! Aber wenn der Alte am Leben wäre? Dann werde ich die Schande auslösen, werde das gestohlene Geld zurückerstatten, alles zurückgeben, aus der Erde hervorkragen. Keine Spur von der Schande wird übrigbleiben; nur in meinem Herzen wird sie bis in alle Ewigkeit brennen! Aber das sind ja unmögliche Träume. Fluch mir!“

Und doch war es ihm, als sähe er einen hellen Hoffnungsstrahl durchs Dunkel leuchten. Er riß sich los aus der Ecke und eilte wieder ins Zimmer zu ihr, seiner Königin.

„Ist denn eine Stunde, eine Minute ihrer Liebe nicht das ganze Leben wert, und sei es in den Qualen der Schmach und Schande?“

Sein Herz schlug lauter, als er sich die Frage stellte.

„Zu ihr will ich, zu ihr allein! Sie will ich sehen und hören, an nichts weiter denken, alles andere vergessen und wenn auch nur diese eine Nacht, eine Stunde, einen Augenblick lang!“

Kurz vor der Tür, die auf den Flur führte, noch auf der Galerie, stieß er mit dem Wirt Trifon Borissytsh zusammen. Der Mann kam ihm finster und besorgt vor und schien ihn zu suchen.

„Was ist, Borissytsh? Suchst du mich?“

„Nein, nicht Euch,“ erwiderte der Wirt leise erschrocken, wie es Mitja vorkam. „Warum sollte ich Euch suchen? Aber wo wart Ihr denn?“

„Warum bist du auf einmal so verstimmt? Ärgerst du dich vielleicht? Du kannst bald schlafen gehen. Wie spät ist es eigentlich?“

„Es wird drei Uhr sein, vielleicht auch schon vier.“

„Dann wollen wir ein Ende machen. Es ist genug!“

„Aber ich bitte Euch, es hat doch nichts zu sagen. Solange es Euch beliebt, Herr . . .“

„Was hat der Kerl?“ fuhr es Mitja durch den Sinn, und er trat eilig in das Zimmer, wo die Mädchen tanzten. Gruschenka war nicht da. Im blauen Zimmer war sie auch nicht zu sehen. Kalganoff schlummerte allein auf dem Sofa. Mitja blickte hinter den Vorhang. Da war sie. In einer Ecke saß sie auf einer Truhe, hatte Arme und Kopf auf das daneben stehende Bett gestützt und weinte. Mit aller Kraft war sie bemüht, das Schluchzen zu unterdrücken, damit niemand es höre. Als sie Mitja bemerkte, streckte sie ihm die Hand entgegen und drückte, als er zu ihr hineilte, seine Hände zusammen wie im Krampf.

„Mitja, ich habe ihn doch geliebt!“ raunte sie ihm schmerz bewegt zu, „alle diese fünf Jahre, die ganze Zeit. Ihn habe ich geliebt, nicht meinen Haß. Ich lüge, wenn ich sage, daß ich nicht ihn, sondern nur meinen Haß geliebt habe. Damals war ich erst siebzehn Jahre alt, und er war so freundlich zu mir, so lustig und sang mir Lieder vor. Oder sollte es mir dummem Kinde nur so geschehen haben? Aber jetzt? Das ist er ja gar nicht! Auch das Gesicht ist ein ganz anderes; ich erkannte ihn zuerst nicht einmal. Als ich mit Timofei herfuhr, dachte ich auf dem ganzen Wege nur: Wie trete ich ihm entgegen? was sage ich ihm? wie können wir uns in die Augen sehen? Und da komme ich hier an. Mir war, als habe er mich mit kaltem Wasser übergossen! Er spricht wie ein Schulmeister, alles so pedantisch, wichtig, aufgeblasen, empfängt mich so unnahbar, daß ich völlig verdukt war. Ich brachte kein Wort über die Lippen. Anfangs war ich der Meinung: er schäme sich vor dem andern, dem langen Polen. Ich saß stumm da, beobachtete beide und dachte: Warum ist es mir so ganz unmöglich, mit ihm zu sprechen? Weißt du, das hat seine Frau aus ihm gemacht, deretwegen er mich damals

sitzen ließ, und die er später heiratete. Sie hat diese Veränderung bewerkstelligt. Mitja, diese Schande ertrage ich nicht! Wenn du wüßtest, wie ich mich schäme! Verflucht seien diese ganzen fünf Jahre!“

Sie brach wieder in Tränen aus und schluchzte. Doch Mitjas Hand ließ sie nicht wieder los, sondern hielt sie immer noch krampfhaft fest.

„Mitja, Liebling, bleibe, ich habe dir etwas zu sagen,“ flüsterte sie plötzlich und sah zu ihm auf. „Sage du mir, wen ich liebe. Nur einen von allen hier habe ich lieb. Wer mag das sein? Das sollst du mir sagen.“

Auf ihrem tränenüberströmten Gesicht erschien ein Lächeln, und ihre Augen strahlten im Halbdunkel.

„Es kam vorher ein Falke her; als ich ihn sah, rief mir das Herz zu: ‚Wie töricht bist du! Ihn allein hast du lieb!‘ Das flüsterte mir das Herz in dem Augenblick zu. Du tratest ein, und alles wurde hell um mich. ‚Aber was fürchtet er?‘ fragte ich mich besorgt. Denn du fürchtestest dich doch, nicht wahr? Du konntest ja kaum sprechen. ‚Den anderen, den kann er doch nicht fürchten,‘ sagte ich mir — kannst du dich denn überhaupt vor jemandem fürchten? ‚Nein, mich allein fürchtet er,‘ dachte ich. So hat dir also die Fensja erzählt, wie ich Aljoscha zum Fenster hinaus zugerufen habe, daß ich Mitjenka im ganzen ein Stündchen geliebt hatte und nun fortgefahren sei, einen anderen zu lieben? Mitja, wie konnte ich dummes Geschöpf mir einbilden, daß ich nach dir noch einen anderen lieben könne? Verzeihst du mir, Mitja? Liebst du mich?“

Sie sprang auf und faßte ihn mit beiden Händen an den Schultern. Stumm vor innerem Jubel blickte Mitja in ihre leuchtenden Augen, in ihr Gesicht, auf ihre lächelnden Lippen. Dann riß er sie in seine Arme, preßte sie wie mit Klammern an sich und küßte sie.

„Und verzeihst du mir, daß ich dich so gequält habe? Ich habe euch alle doch nur aus Haß wegen meiner Liebe zu ihm so gequält. Den Alten habe ich mit Absicht aus reiner Bosheit um den Verstand gebracht. Weißt du noch, wie du einmal bei mir getrunken und darauf das Glas zer schlagen hast?“

Das habe ich nicht vergessen, und so habe auch ich heute mein Glas zerbrochen. Ich trank auf mein böses Herz! Mitja, mein lichter Falke, warum küssest du mich nicht? Du hast mich nur einmal geküßt und bist dann erstarrt. Wozu willst du mich anhören? Küsse mich, küsse mich stärker. Liebt man, dann soll man auch ordentlich lieben! Ich werde jetzt mein ganzes Leben lang deine Sklavin sein. Süß ist es, Sklavin zu sein! Küsse mich! Schläge mich, quäle mich, tu mir etwas an! Du solltest mich wirklich foltern! Nein, nicht! Warte bis später. So will ich nicht."

Sie stieß ihn unerwartet zurück.

"Geh fort, Mitja. Ich will Wein trinken, mich antrinken, betrunken tanzen!"

Sie riß sich von ihm los. Mitja folgte ihr wie im Traum.

"Meinetwegen. Mag geschehen, was will. Für eine Minute gebe ich die ganze Welt hin," fuhr es ihm durch den Kopf.

Gruschenka leerte auf einen Zug noch ein ganzes Glas Champagner. Dann setzte sie sich in den Lehnstuhl, auf ihren alten Platz, und lächelte selig. Ihre Backen glühten, ihre Lippen schienen zu brennen, in ihre Augen kam ein matter Schimmer, und der Blick lockte verführerisch. Selbst Kalganoff verspürte ihn anscheinend und trat an sie heran.

"Hast du gemerkt, mein Herzensjunge, wie ich dich vorhin im Schlafe geküßt habe?" fragte sie ihn mit etwas schwerer Zunge. "Ich bin jetzt betrunken. Und du nicht? Aber warum trinkt Mitja nicht? Mitja, warum trinkst du nicht? Ich habe schon getrunken, und du trinkst nicht."

"Ich bin schon betrunken. Von dir bin ich schon trunken; jetzt will ich es auch noch vom Weine werden."

Er stürzte ein weiteres Glas Wein hinunter. Erst von diesem Glase wurde er, wie er zu seinem Erstaunen bemerkte, ganz plötzlich betrunken; bis dahin war er immer noch nüchtern gewesen. Das fühlte er jetzt deutlich, wo er wirklich betrunken wurde. Von diesem Augenblick an begann sich alles vor seinen Augen wie im Rausch zu drehen. Er ging herum, lachte, sprach mit allen und tat es doch wie ohne zu wissen, was er

eigentlich tat. Nur ein einziges, dauerndes, brennendes Gefühl trug er fortwährend mit sich herum wie eine glühende Kohle, sagte er später.

Er trat zu ihr, setzte sich neben sie, blickte sie an, hörte ihr zu. Sie wurde ungemein gesprächig, rief alle zu sich heran, winkte auch ein Chormädchen zu sich; und wenn dieses dann zu ihr kam, küßte sie es oder machte mit der Hand das Zeichen des Kreuzes. Augensichtlich fehlte nicht viel, und sie wäre in Tränen ausgebrochen. Am meisten Vergnügen bereitete ihr Maximoff. Er kam immer wieder zu ihr gelaufen, um ihr die Hand und jedes Fingerchen, wie er sagte, zu küssen. Zum Schlusse tanzte er nach einem alten Liede, das er selbst sang, einen Volkstanz. Mit ganz besonderem Eifer trug er vor:

Schweinchen macht chuchru, chuchru,
Kälbchen macht mumu, mumu,
Entlein macht quaqu, quaqu,
Gänschen macht gaga, gaga.
Doch Spätschen ging im Heu spazieren,
konnt nur zirpzig trillieren,
zirpzig, zirpzig trillieren.“

„Gib ihm etwas, Mitja,“ sagte Gruschenka, „schenk ihm etwas, er ist arm. Ach, ihr Armen und Niedrigen! Weißt du, Mitja, ich werde ins Kloster gehen. Nein, im Ernst, ich gehe einmal ins Kloster. Aljoscha hat mir heute Worte fürs ganze Leben gesagt. Aber heute wollen wir noch tanzen. Morgen ins Kloster, doch heute getanzt! Ich will ausgelassen sein. Was ist dabei? Gott wird es mir verzeihen. Wenn ich Gott wäre, würde ich allen Menschen vergeben. Ihr meine lieben kleinen Sünder, würde ich zu ihnen sagen. ‚Von heute ab vergebe ich euch allen.‘ Ja, ich werde um Verzeihung bitten. ‚Vergebt, ihr dummen Leute, einem dummen Weibe.‘

So schwankte Gruschenka und wurde immer berauschter. Zuguterlekt erklärte sie, selbst tanzen zu wollen. Sie erhob sich aus dem Lehnstuhl und schwankte.

„Mitja, gib mir nicht mehr zu trinken,“ sagte sie. „Alles dreht sich um mich, alles dreht sich, auch der Ofen. Tanzen

will ich. Sie sollen alle herkommen und zusehen, wie ich tanze, wie schön und fein ich tanze.“

Sie machte wirklich Ernst mit ihrer Absicht, zog ihr weißes Batisttücklein heraus und faßte es mit zwei Fingern der rechten Hand an einem Zipfelchen, um es beim Tanz zu schwenken. Es sollte der Nationaltanz werden! Mitja eilte ins vordere Zimmer. Die Mädchen verstummten und schickten sich an, auf den ersten Wink den Chorgesang zum Nationaltanz anzustimmen.

Als Maximoff hörte, daß Gruschenka selbst tanzen wollte, wurde er ganz Begeisterung und begann sofort, so gut es ihm bei seinem Alter möglich war, ihr entgegenzutanzten, wobei er etwas atemlos sang:

Kleine Here, schlanke Beinchen,
weiche Hüften, Ringelschweinchen!

Doch Gruschenka winkte ihm mit dem Tücheln ab und schickte ihn zurück.

„Mitja, warum kommen sie denn nicht? Alle sollen herkommen und zusehen. Rufe auch die beiden Eingeschlossenen. Warum hast du sie eingeschlossen? Sage ihnen, daß ich tanze. Sie sollen auch zusehen, wie ich tanze.“

Mitja ging etwas schwankend zur verschlossenen Tür und klopfte mit den Fäusten bei den Polen an.

„He! Kommt heraus; sie will tanzen und läßt euch rufen.“

„Schuft!“ schrie als Antwort einer von den Polen.

„Und du bist ein Oberschuft! Ein ganz gemeiner Schuft bist du. Verstanden?“

„Wenn Sie doch endlich aufhören wollten, sich über Polen lustig zu machen!“ bemerkte unwillig Kalganoff, der jetzt zuviel getrunken hatte.

„Schweig, Knabe! Wenn ich ‚Schuft‘ zu ihm sage, so heißt das noch nicht, daß ich es zu ganz Polen sage. Ein Schuft macht vorläufig noch nicht ganz Polen aus. Schweig! Du bist sonst ein netter Junge. Da, nimm ein Bonbon.“

„Wie sie sind! Gar nicht wie Menschen! Warum wollen sie nicht mittun?“ sagte Gruschenka und trat vor zum Tanz.

Der Chor fiel kräftig ein: „Auf grünen Fluren in kühlem Schatten.“ Gruschenka warf den Kopf in den Nacken, ihre Lippen öffneten sich halb, sie lächelte, schwenkte schon das Taschentuch. Da wankte sie und blickte sich verwundert im Kreise um.

„Ich bin schwach,“ stammelte sie mit müder, gequälter Stimme; „verzeiht, ich kann nicht; es war meine Schuld.“

Sie verbeugte sich vor dem Chor und machte dann nach allen vier Seiten hin eine Verbeugung.

„Meine Schuld; verzeiht!“

„Hat sich ein bißchen angetrunken, die schöne Herrin!“ ertönten unter den Zuschauern vereinzelte Stimmen.

„Sie hat sich etwas angeheitert,“ erklärte kichernd Maximoff den Mädchen.

„Mitja, bringe mich fort,“ sagte Gruschenka erschöpft.

Mitja, der neben ihr stand, hob sie sogleich auf seine Arme und eilte mit ihr zurück hinter den Vorhang.

„Jetzt will ich lieber fortgehen,“ dachte Kalganoff und verließ das blaue Zimmer.

Vorsichtig schloß er die Thür hinter sich. Im Saal dauerte das wilde Fest fort und wurde noch weit ausgelassener als vorher. Mitja legte Gruschenka auf das große Bett und küßte sie, als habe er sich an ihren Lippen festgesogen.

„Rühre mich nicht an,“ bat sie mit flehender Stimme, „bevor ich dir nicht angehöre. Ich habe gesagt, daß ich dein bin; doch rühre mich nicht an. Schone mich, bitte. Nicht neben jenen, nicht in ihrer Gegenwart. Er ist hier. Widerlich ist es hier.“

„Ich gehorche dir! Mit keinem Gedanken komme ich dir zu nahe. Ich bete dich an,“ murmelte Mitja. „Du hast recht, widerlich ist es hier!“

Ohne sie aus den Armen zu lassen, kniete er neben dem Bette nieder.

„Ich weiß, du bist wohl leichtsinnig; aber du bist im Grunde edel,“ sagte Gruschenka mit schwerer Zunge. „Es muß anders werden, ehrenhaft, und es wird von nun an ehrenhaft sein. Wir wollen ehrenhaft und gut sein, nicht in

Sünden leben. Bring mich fort, weit fort von hier. Ich will nicht hierbleiben!"

„Gewiß, unbedingt!“ Er presste sie in seine Arme. „Ich bringe dich fort. Fliehen werden wir. Mein ganzes Leben gebe ich sofort dafür hin, wenn ich nur um dieses Blut wüßte!“

„Was für Blut!“ fragte Gruschenka verwundert.

„Nichts, nichts!“ stieß Mitja grimmig hervor. „Gruscha, du willst, daß sofort alles ehrenhaft sei; ich bin aber ein Dieb. Ich habe von Katja Geld gestohlen.“

„Von Katja? Von dem Fräulein? Nein, du hast nicht gestohlen. Gib ihr, nimm von dem Meinen. Wieviel brauchst du? Was mein ist, das ist jetzt auch alles dein. Was ist das Geld für uns? Wir würden es durchbringen. Wir sind gerade die rechten, um es festhalten zu können! Lieber wollen wir hingehen und die Erde umpflügen. Mit diesen meinen Händen will ich die Erde aufwühlen. Arbeiten muß man, sich abmühen muß man, hörst du? Aljoscha hat es gesagt. Ich werde dir nicht eine Geliebte sein; nein, treu werde ich dir sein, als deine Sklavin für dich arbeiten. Wir werden zum Fräulein gehen und sie bitten, daß sie uns verzeiht, und dann werden wir fort von hier fahren. Bringe ihr das Geld zurück; mich aber habe lieb. Sie sollst du nicht lieben, hörst du? Jetzt darfst du sie nicht mehr lieben. Wenn du sie noch liebst, werde ich sie erwürgen. Beide Augen werde ich ihr mit einer Nadel ausstechen.“

„Dich liebe ich allein. Auch in Sibirien werde ich dich lieben, ewig . . .“

„Warum in Sibirien? Aber warum schließlich auch nicht. Meinetwegen laß uns nach Sibirien gehen, wenn du willst; mir soll es recht sein. Wir wollen arbeiten. In Sibirien ist Schnee. Ich fahre gern im Schlitzen über die Schneefelder. Das Pferd muß eine Glocke am Krummholz haben. Hörst du? Eine Glocke klingt. Wo klingt nur die Glocke? Es ist jemand vorgefahren. Jetzt hat das Klingen aufgehört.“

Erschöpft schloß sie die Augen. Es schien, als wolle sie einschlafen. Es hatte in der Tat irgendwo eine Glocke geklungen, und dann hatte sie auf einmal aufgehört zu klingen.

Mitja ließ den Kopf auf die Brust sinken. Er merkte nicht, wie das Klingen der Glocke aufgehört hatte, merkte nicht, wie plötzlich der Chorgesang verstummt war und an Stelle der Festfreude und des trunkenen Lärms im ganzen Hause Totenstille eintrat. Gruschenka schlug die Augen auf.

„Was ist? Habe ich geschlafen? Ja, Glockenklang. Ich schlief und träumte. Es war mir, als führe ich über beschneite Felder dahin; die Glocke klang, und ich schlummerte mit offenen Augen. Es war, als führe ich mit dir, meinem Geliebten. Ich umarmte und küßte dich, schmiegte mich an dich; ich glaube sogar, mich fror, und der Schnee glitzerte. Weißt du, wenn des Nachts der Schnee glitzert und der Mond scheint! Und es war mir, als sei ich gar nicht auf der Erde. Da erwachte ich, und du warst bei mir, mein Geliebter. Wie wundervoll!“

„Bei dir!“ murmelte Mitja und küßte ihr Kleid, ihre Brust, ihre Hände.

Plötzlich fiel ihm etwas auf. Er vermeinte: sie sehe gerade vor sich hin, doch nicht auf ihn, in sein Gesicht, sondern über seinen Kopf hinweg, gespannt, unbeweglich und sonderbar starr. In ihrem Gesichte drückte sich Verwunderung aus, fast Schreck.

„Mitja,“ flüsterte sie, „wer blickt dort auf uns her?“

Mitja wandte sich um und bemerkte, daß wirklich jemand durch den Vorhang sie zu betrachten schien. Ja, es schien nicht nur ein einziger zu sein. Er sprang auf und trat auf den Vorhang zu.

„Hierher! Darf ich bitten, hierher zu uns!“ sagte nicht laut, aber doch bestimmt und fest eine unbekannte Stimme.

Mitja trat hinter dem Vorhange hervor und blieb überrascht stehen. Das ganze Zimmer war voll Menschen. Doch waren es nicht die, welche noch vor kurzem dagewesen waren, sondern ganz andere, die eben erst angekommen sein mußten. Ein plötzlicher kalter Schauer überlief ihn, und er fuhr zusammen. Auf den ersten Blick erkannte er alle diese Menschen. Der große, wohlbeleibte Herr im grauen Uniformmantel mit der Kokarde an der runden Mütze war der Kreisrichter, der Leiter der Landpolizei, Michail Makarytsch Makaroff; und

der schwindfüchtige, feingekleidete Stutzer, der immer in blankgeputzten Stiefeln erschien, war der Stellvertreter des Staatsanwalts.

„Er besitzt eine Uhr, die vierhundert Rubel wert ist, er hat sie mir selbst gezeigt,“ dachte Mitja.

Und der jugendliche Kleine mit der Brille! Mitja hatte seinen Namen vergessen. Aber er kannte auch ihn, hatte ihn gesehen. Das war der Untersuchungsrichter, der erst vor kurzem im Städtchen eingetroffen war. Und der andere dort war der Polizeidirektor Mawriki Mawrikitsch, den kannte er ganz genau; er war ein alter Bekannter. Aber die mit den Blechschilden? Was wollen denn die? Und dann noch zwei Unbekannte, Bauernkerle wahrscheinlich. Und dort an der Tür Kalganoff und Trifon Borissytch.

„Meine Herren! Was soll das, meine Herren!“ fing Mitja an. Doch dann rief er, als sei er nicht mehr er selbst, mit lauter Stimme:

„Ich begreife!“

Der jugendliche Kleine mit der Brille drängte sich plötzlich vor, trat auf Mitja zu und sagte würdevoll, wenn auch etwas hastig:

„Wir haben an Sie . . . Kurz, ich bitte Sie, hierher zum Sofa! Gewisse Umstände machen es unbedingt notwendig, daß wir Sie um einige Aufklärung bitten.“

„Der Alte!“ rief Mitja außer sich. „Der Alte und sein Blut! Ich begreife!“

Wie von einem Keulenschlage getroffen stürzte er nieder auf einen Stuhl, der neben ihm stand.

„Du begreifst? Du hast es begriffen? Watermörder und Scheusal! Das Blut deines erschlagenen alten Vaters schreit hinter dir her!“ brüllte plötzlich, auf Mitja zutretend, der alte Polizeidirektor ihn an.

Er war dunkelrot vor zorniger Erregung und zitterte am ganzen Körper.

„So geht es unmöglich!“ rief der kleine junge Mann. „Michail Makarytsch, Michail Makarytsch! So geht es nicht, so geht es wirklich nicht! Ich bitte Sie, mich allein sprechen

zu lassen. Niemals hätte ich von Ihnen erwartet, daß Sie so . . .“

„Das ist ja vollkommen ausgeschlossen, meine Herren, das ist ja Wahnsinn!“ unterbrach ihn wieder der Alte. „Sehen Sie ihn sich an: in der Nacht betrunken, bei einem liederlichen Frauenzimmer mit dem Blute seines Vaters! Wahnsinn, Wahnsinn!“

„Ich bitte Sie nochmals dringend, mein lieber Michail Makarytsch, Ihre Gefühle zu beherrschen,“ flüsterte hastig dem Alten der stugerhaste Stellvertreter des Staatsanwalts zu; „andernfalls wäre ich gezwungen, Maßregeln zu ergreifen.“

Doch der kleine Untersuchungsrichter fiel ihm ins Wort. Er wandte sich an Mitja und sagte mit fester Stimme, laut und wichtig:

„Herr Leutnant Karamasoff, ich muß Ihnen mitteilen, daß Sie verdächtig sind, Ihren Vater Fedor Pawlowitsch Karamasoff in dieser Nacht ermordet zu haben.“

Er setzte noch etwas hinzu. Auch der Stellvertreter des Staatsanwalts ergriff nochmals das Wort. Mitja hörte ihre Worte wohl, verstand sie aber nicht mehr. Sein wilder Blick schweifte verständnislos von einem zum andern.

Neuntes Buch

Die Voruntersuchung

1

Der Anfang der Laufbahn des Beamten Perchotin

Bjotr Iljitsch Perchotin, den wir vor dem Hause der Kaufmannswitwe Morosoff verlassen haben, klopfte unentwegt und mit jedem Schläge stärker an das verschlossene Hofstor, bis er schließlich den Hofknecht aus dem Bette geklopft hatte. Als Fenja, die sich vor Aufregung und Gedanken noch nicht hatte entschliefen können, zu Bette zu gehen, dieses unaufhörliche Hämmern am Hofstor hörte, kam sie vor Schreck fast von Sinnen. Sie war sofort überzeugt, daß niemand weiter der Ruhestörer war als Dimitri Fedorowitsch — wenschon sie selbst gesehen hatte, daß er mit Andrei davongefahren war — denn sie sagte sich: so gebieterisch verstehe nur er zu klopfen. So stürzte sie denn unverzüglich zum Hofknecht und bat ihn himmelhoch, er möge das Thor nicht öffnen und den Klopfenden nicht einlassen. Der Alte wurde nachdenklich, erkundigte sich aber nach dem Namen des Draußenstehenden. Als er hörte, wer es war, und daß er Fedosja Markowna in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche, entschloß er sich, die kleine Thür für Fußgänger zu öffnen.

Als Perchotin, den Fenja gebeten hatte, wegen der bedenklichen Sache mitzukommen, in die Küche getreten war, fing er sogleich an, sie auszufragen und erfuhr alsbald auch das Wichtigste. Als Dimitri Fedorowitsch fortgestürzt sei, um Gruschenka zu suchen, habe er nach der Mörserkeule ge-

griffen und sie in die Tasche gesteckt, sei indes ohne sie mit blutigen Händen zurückgekehrt.

„Und das Blut lief noch von ihm herunter, lief nur so!“ beteuerte Jenja, die sich in der Aufregung dieses grauenhafte Bild wahrscheinlich unwillkürlich schuf.

Daß Mitjas Hände mit Blut besudelt waren, hatte auch Perchotin gesehen. Er hatte ja selbst geholfen, sie reinzuwaschen. Doch darum handelte es sich jetzt nicht, ob sie schnell oder langsam trocken geworden waren, sondern darum, wohin Dimitri Fedorowitsch mit der Mörserkeule gelaufen war. Woraus war zu schließen, daß er sich gerade zu seinem Vater begeben haben mußte? Danach erkundigte sich Perchotin ausführlich. Zwar erfuhr er im Grunde nichts Bestimmtes; aber er gewann doch die Überzeugung, daß Dimitri Fedorowitsch einzig und allein zu seinem Vater gelaufen sein konnte und daß dort etwas geschehen sein mußte.

„Als er zurückkam“, unterbrach Jenja aufgeregt seinen Gedankengang, „und ich ihm alles gestanden hatte, versuchte ich, ihn auszufragen. ‚Dimitri Fedorowitsch,‘ sagte ich, ‚warum sind Ihre Hände so blutig?‘ — Da antwortete er mir, daß es Menschenblut sei und daß er einen Menschen erschlagen habe.“

Sie erzählte: er habe ihr ohne weiteres alles gestanden, und es habe ihm offensichtlich leid getan; doch auf einmal sei er wieder wie von Sinnen hinausgelaufen.

„Da setzte ich mich hin und begann nachzudenken,“ fuhr Jenja fort, „und ich fragte mich: er wird nach Mokroje fahren und dort Agrafena Alexandrowna totschlagen. So eilte ich denn hinaus, um ihn vielleicht noch in seiner Wohnung anzutreffen und ihn himmelhoch zu bitten, daß er sie nicht totschlage. Da traf ich ihn unterwegs bei Plotnikoff und sah, daß er gerade nach Mokroje fahren wollte, seine Hände aber reingewaschen waren.“

Die reinen Hände hatte Jenja sofort bemerkt. Soweit sie konnte, bestätigte die alte Köchin die Aussagen ihrer Enkelin. Perchotin stellte noch einige Fragen und verließ dann in noch größerer Aufregung das Haus der Morosowa, als er das Gasthaus verlassen hatte.

Man sollte meinen, es sei für ihn das Nächstliegende gewesen, zu Fedor Pawlowitsch Karamasoff zu gehen und sich dort zu erkundigen, ob nicht etwas Besonderes geschehen sei, und dann erst, wenn sein Verdacht bestätigt war, zum Polizeidirektor zu gehen, wie er es sich vorgenommen hatte. Aber das war so eine Sache. Die Nacht war dunkel, das Hofstor des Karamasoff'schen Hauses groß und schwer, das Klopfen nicht zu hören; er hätte also lange klopfen müssen. Mit Fedor Pawlowitsch war er aber nur ganz obenhin bekannt. Er hätte das ganze Haus geweckt. Man würde ihm aufmachen, und es würde sich zeigen, daß nichts geschehen war; und morgen würde der spottlustige Fedor Pawlowitsch jedermann in der ganzen Stadt die Geschichte erzählen, wie Piotr Njitich Perchotin, der ihm völlig unbekannt sei, um Mitternacht zu ihm gelaufen sei und wie ein Berrückter am Hofstor geklopft habe, um zu erfahren, ob ihn jemand toteschlagen habe. Das aber würde einen Skandal geben, und so etwas fürchtete Perchotin am meisten.

Nichtsdestoweniger war die Unruhe, die ihn peinigte, so groß, daß er sich, allerdings fluchend, mit dem Fuße aufstampfend und mit einem Schimpfwort an die eigene Adresse sofort auf den Weg machte, doch nicht zu Fedor Pawlowitsch, sondern zu Frau Chochlakoff. Er beschloß, sie ohne alle Umstände gerade heraus zu fragen, ob sie heute Dimitri Karamasoff dreitausend Rubel gegeben habe, und wenn sie es verneinte, sofort zum Polizeidirektor zu gehen; sollte sie es indes bejahen, alles bis zum nächsten Tage aufzuschieben und nach Hause zurückzukehren.

Man sollte jetzt recht meinen, daß der Entschluß des jungen Mannes, nachts gegen elf Uhr sich in das Haus einer ihm ganz unbekanntem Dame zu begeben und sie womöglich aus dem Schlafe zu wecken, um auf eine nicht gerade unverfängliche Frage von ihr Antwort zu erhalten, vielleicht noch geeigneter war, einen Skandal hervorzurufen, als wenn er zu Fedor Pawlowitsch gegangen wäre. Aber so geht es bekanntlich — vor allem in solchen Fällen — nicht selten mit den Entschlüssen der feinfühlestern und ruhigsten Menschen.

Übrigens war Perchotin in dieser Nacht nichts weniger als

ruhig. Während seines ganzen Lebens hat er nicht vergessen, wie seine unbezwingbare Unruhe schließlich so groß wurde, daß sie ihm zur Qual wurde und ihn eigentlich gegen seinen Willen immer weitertrieb. Es versteht sich von selbst, daß er sich auf dem ganzen Wege zu Frau Chochlakoff über sich selbst ärgerte. Doch wiederholte er mindestens zehnmal in gereizter Stimmung: „Ich setze meinen Willen durch, mag es kosten, was es will.“ Und er führte richtig durch, was er sich vorgenommen hatte.

Es schlug gerade elf Uhr, als er das Haus der Frau Chochlakoff erreichte. In den Hof fand er ziemlich bald Einlaß. Auf seine Frage jedoch, ob die gnädige Frau bereits schlafe oder noch zu sprechen sei, vermochte der Hofknecht keine bestimmte Antwort zu geben; er wußte nur, daß sie sich um diese Zeit gewöhnlich zurückzuziehen pflegte.

„Doch der Herr kann es versuchen. Will man ihn empfangen, so empfängt man; will man nicht, dann nicht. Nur muß der Herr sich vorher anmelden.“

Perchotin stieg die Treppe hinauf. Aber so leicht wurde es ihm hier nicht gemacht. Der Diener weigerte sich, ihn anzumelden, rief indes schließlich wenigstens die Zofe heraus. Höflich, wenn auch in sehr bestimmtem Tone bat Perchotin, ihn bei der gnädigen Frau anzumelden und auf jeden Fall hinzuzufügen, daß er in einer äußerst wichtigen Angelegenheit die gnädige Frau unbedingt sprechen müsse; sonst hätte er nie gewagt, zu so später Stunde in ihr Haus einzudringen.

Die Kammerzofe ging. Er blieb im Vorzimmer zurück und wartete. Frau Chochlakoff schlief allerdings noch nicht, hatte sich aber schon in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Mitjas Besuch hatte sie sehr mitgenommen, und sie hatte das Vorgefühl, daß die Migräne, die sich bei solchen Anlässen stets einzustellen pflegte, sie auch in dieser Nacht heimsuchen werde. Verwundert hörte sie die Meldung ihrer Zofe an, befahl aber unwillig, den Herrn abzuweisen, obgleich der unerwartete Besuch eines hiesigen Beamten zu solcher Stunde ihre Neugier nicht wenig reizte.

Aber Perchotin war diesmal hartnäckig wie ein alter Maulesel — mit diesem Schmeichelnamen belegte er sich selbst

während des Wartens — und bat, als die Absage ihm mitgeteilt wurde, sehr bestimmt und nachdrücklich, ihn nochmals anzumelden und zwar mit den Worten: es handle sich um eine Sache von größter Wichtigkeit; die gnädige Frau werde vielleicht bedauern, daß sie ihn jetzt nicht empfangen habe.“

„Es war mir damals gerade, als wenn ich einen Berg unaufhaltsam hinunterglitte,“ sagte er später, wenn er auf die Erlebnisse dieser Nacht und die Schilderung seiner Empfindungen in dieser Stunde zu sprechen kam.

Die Zofe warf ihm einen nicht wenig erstaunten Blick zu, ging aber trotzdem, ihn nochmals bei ihrer Herrin anzumelden. Frau Chochlakoff war sehr betroffen über das sonderbare Auftreten des nächtlichen Besuchers. Sie sann einige Augenblicke nach und erkundigte sich dann, wie der Mensch aussehe; sie erfuhr: er sei sehr anständig gekleidet, jung und sehr höflich. Es muß hier noch bemerkt werden, daß Perchotin in seinen jungen Tagen ja wirklich sehr gut aussah und dies selbst wohl wußte.

Frau Chochlakoff entschloß sich endlich, den Herrn zu empfangen. Sie war bereits in Hausrock und Pantöffelchen und legte nur noch einen Schal um. Perchotin wurde ins Besuchzimmer gebeten, wo sie vor wenig Stunden auch Mitsja empfangen hatte. Er trat ein. Gleich nach ihm erschien auch die Frau des Hauses. Sie sah ihn abweisend und mit etwas verwundert fragendem Blick an. Ohne ihn aufzufordern, Platz zu nehmen, fragte sie:

„Sie wünschen?“

„Verzeihung, gnädige Frau, daß ich wagte, Sie zu so später Stunde zu belästigen. Es handelt sich um unseren gemeinsamen Bekannten, Dimitri Fedorowitsch Karamasoff,“ begann Perchotin.

Doch kaum hatte er diesen Namen ausgesprochen, als in den Zügen der Dame eine ungewöhnliche Veränderung eintrat und sie ihn heftig unterbrach:

„Wie lange wird man mich noch mit diesem entsetzlichen Menschen quälen!“ rief sie empört. „Wie dürfen Sie, mein Herr, eine Ihnen ganz unbekannte Dame in ihrem eigenen

Hause zu dieser Stunde beunruhigen, bei ihr erscheinen, um mit ihr über einen Menschen zu sprechen, der sie hier in demselben Zimmer vor drei Stunden zu erschlagen drohte, wenigstens mit den Füßen aufgestampft hat und schließlich in einer Art und Weise zur Tür hinausgelaufen ist, wie ein vernünftiger Mensch sonst nicht ein anständiges Haus verläßt. Wissen Sie, mein Herr, daß ich mich bei Ihren Vorgesetzten über Sie beklagen werde? Ich bitte Sie, mich sofort zu verlassen. Ich . . . ich bin Mutter und werde sofort . . .“

„Erschlagen? So wollte er Sie auch erschlagen?“

„Ja, hat er denn schon sonst jemanden umgebracht?“ erkundigte sich Frau Chochlakoff eifrig.

„Haben Sie die Güte, mich anzuhören, gnädige Frau, nur zwei Minuten und ich werde Ihnen in wenig Worten alles erklären,“ sagte Perchotin. „Heute um fünf Uhr borgte Herr Karamasoff als Kamerad zehn Rubel von mir. Ich weiß also bestimmt, daß er damals kein Geld in Händen hatte. Heute um neun Uhr erschien er wieder bei mir und hielt mir ein Geldpaket entgegen. Es waren lauter Hundertrubelscheine, im ganzen etwa zweitausend, wenn nicht dreitausend Rubel. Seine Hände aber und sein Gesicht wiesen Blutflecken auf, und er sprach und blickte mich an, als habe er den Verstand verloren. Auf meine Frage, von wem er das viele Geld bekommen habe, antwortete er, daß er es soeben von Ihnen erhalten habe; Sie hätten ihm dreitausend Rubel vorgestreckt, damit er nach Sibirien in die Goldgruben fahre.“

„Er hat seinen alten Vater erschlagen!“ rief sie und schlug in höchstem Erschrecken die Hände zusammen. „Ich habe ihm nichts gegeben, gar nichts! Eilen Sie, laufen Sie! Verlieren Sie kein Wort weiter! Retten Sie den alten Herrn! Laufen Sie zu seinem Vater, laufen Sie!“

„Sie haben ihm also kein Geld gegeben, gnädige Frau? Wissen Sie genau, daß Sie ihm nichts gegeben haben?“

„Nichts habe ich ihm gegeben! Ich habe ihm seine Bitte abgeschlagen, weil er nicht mit Geld umzugehen versteht. Er verließ mich wutschnaubend und stampfte hier in diesem Zimmer sogar mit den Füßen auf. Er wollte sich auf mich stürzen; doch da lief ich eilends in jene Ecke und brachte mich

so noch rechtzeitig in Sicherheit. Nichts will ich Ihnen verheimlichen und Ihnen noch mitteilen, daß er mich beinahe noch angespien hat. Können Sie sich so etwas überhaupt vorstellen? Aber warum stehen wir denn? Sehen Sie sich, bitte. Verzeihen Sie, ich . . . Oder laufen Sie lieber, laufen Sie! Sie müssen eilen, den unglücklichen alten Herrn vor einem so schrecklichen Tode zu bewahren!

„Wenn er ihn aber schon erschlagen hat?“

„Mein Gott, das ist ja wahr! Was sollen wir tun? Was meinen Sie?“

Inzwischen hatten beide Platz genommen. Perchotin teilte ihr in kurzen Worten, aber ziemlich vollständig den Tatbestand mit oder wenigstens das, was er selbst erlebt hatte, erzählte ihr auch von seinem Gespräch mit Senja, und daß Mitja die Mörserkeule mitgenommen hatte. Alle diese Einzelheiten regten die nervenschwache Dame in einer Weise auf, wie es gar nicht schlimmer hätte geschehen können. Sie zitterte und preßte beide Hände gegen den Kopf.

„Denken Sie, ich habe es vorausgeföhlt! Ich besitze diese Fähigkeit. Alles, was ich mir in Gedanken vorstelle, geht in Erfüllung. Wie oft habe ich diesen schrecklichen Menschen angesehen und mir jedesmal gedacht: Er wird mich erschlagen. Und so ist es auch gekommen. Das heißt: wenn er mich jetzt nicht erschlagen hat, sondern seinen Vater, so ist es nur deswegen geschehen, weil Gottes sichtbarer Finger ihn von mir abgelenkt hat. Außerdem wird er sich gescheut haben, Hand an mich zu legen; denn ich selbst habe ihm ein Heiligenbildchen um den Hals gehängt, hier auf dieser Stelle; es war ein kleines Medaillon mit Reliquien der heiligen Warwara. Wie nahe war ich in jenem Augenblick dem Tode, ohne etwas davon zu ahnen! Ganz dicht trat ich an ihn heran, und er beugte den Kopf, damit ich es ihm bequemer umhängen könne. Ich glaube nicht an Wunder. Aber dieses Heiligenbild und diese auf der Hand liegende wunderbare Rettung — das erschüttert mich dermaßen, daß ich wieder anfangen an alles zu glauben. Haben Sie vom Starez Sossima gehört? Ach, ich weiß nicht, wovon ich wieder rede! Aber denken Sie sich: trotz des Heiligenbildes am Halse hat er mich beinahe ange-

spien. Natürlich ist das kein Totschlag, aber immerhin . . . und jetzt ist er ins Dorf gefahren. Aber was sollen wir jetzt tun? Was meinen Sie?"

Perchotin erhob sich und erklärte: er wolle geradewegs zum Polizeidirektor gehen und ihm alles erzählen; der könne dann tun, was ihm gut dünke.

„Er ist ein prächtiger, ein ganz prächtiger Mensch. Ich kenne Michail Makarowitsch persönlich. Gehen Sie unbedingt zu ihm. Wie gut Sie sich das ausgedacht haben! Ich wäre an Ihrer Stelle gewiß nicht darauf verfallen!“

„Aber ich bitte Sie; es ist doch ganz natürlich. Überdies bin ich ein guter Bekannter von Michail Makarowitsch,“ bemerkte Perchotin, der immer noch stand und nicht wußte, wie er sich von der lebenswürdigen Dame schnell verabschieden sollte.

„Sie müssen mich von allem unterrichten, was Sie dort sehen und erfahren,“ unterbrach sie ihm; „und was schließlich an den Tag kommt, wie man ihn verurteilt, und wohin man ihn verschickt. Bei uns gibt es doch keine Todesstrafe? Aber kommen Sie unbedingt zu mir, um mich von dem Ergebnis Ihres Gespräches zu benachrichtigen, und wenn es um drei Uhr nachts ist, meinethwegen auch um vier oder gar um halb fünf. Drängen Sie darauf, daß ich unbedingt geweckt werde; koste, was es wolle. Ich werde überhaupt nicht einschlafen können. Oder sollte ich nicht selbst mit Ihnen fahren?“

„Das ist nicht nötig, gnädige Frau. Doch wenn Sie die Freundlichkeit hätten, mir für alle Fälle in wenig Zeilen zu bestätigen, daß Sie Herrn Karamasoff kein Geld gegeben haben, so wäre es vielleicht nicht überflüssig — für alle Fälle!“

„Aber gewiß!“ Frau Chochlakoff eilte an ihren Schreibtisch. „Sie setzen mich in höchstes Erstaunen durch ihre großartige Umsicht in solchen Dingen. Sie sind Beamter in unserer Stadt? Es freut mich, daß Sie hier angestellt sind.“

Noch während sie sprach, schrieb sie mit ihren großen Buchstaben auf einen Bogen Briefpapier folgende Zeilen:

„Nie in meinem Leben habe ich dem unglücklichen Dimitri Fedorowitsch Karamasoff — ich sage unglücklich,

denn das ist er jetzt! — dreitausend Rubel geliehen, weder heute noch sonst irgendwann! Das beschwöre ich bei allem, was es Heiliges auf Erden gibt.

Katerina Chochlakowa.“

„Hier haben Sie es!“ Und sie überreichte das Schreiben Perchotin. „Aber jetzt gehen Sie und retten Sie. Es ist eine große Tat von Ihnen.“

Dreimal machte sie das Zeichen des Kreuzes über ihm. Dann begleitete sie ihn noch bis ins Vorzimmer.

„Ich bin Ihnen so dankbar, wenn Sie mir auch nicht glauben, wie dankbar ich Ihnen bin, daß Sie zuerst zu mir gekommen sind. Wie ist es nur möglich, daß wir uns früher nicht begegnet sind? Es sollte mich freuen, dürfte ich Sie auch fernerhin in meinem Hause empfangen. Wie nett ist es, daß Sie als Beamter gerade hier angestellt sind! Und so geschickt sind Sie in solchen Dingen! Seien Sie überzeugt, daß ich alles, was in meiner Macht steht, für Sie tun werde! Eine so tüchtige Kraft muß man zu schätzen wissen, und man wird es auch, seien Sie dessen versichert. Ich trete immer für die Jugend ein; habe ich doch eine Schwäche für die Jugend. Unsere Jugend ist doch die Grundlage unseres ganzen, jetzt so tief darnieder liegenden Vaterlandes; sie ist die Hoffnung unseres Rußlands. Gehen Sie, gehen Sie!“

Perchotin machte, daß er fortkam, sonst hätte sie ihn sicherlich so bald noch nicht losgelassen. Übrigens hatte sie auf ihn einen ganz angenehmen Eindruck gemacht, ja, einen so angenehmen, daß dieser Eindruck teilweise seinen Arger über diese fremde Angelegenheit, in die er sich hatte dummerweise hineinziehen lassen, herabstimmte. Der Geschmack der Menschen ist bekanntlich sehr verschieden. So fand Perchotin zu seiner angenehmen Überraschung, daß Frau Chochlakoff keineswegs so alt sein könne.

„Ich hätte sie vielmehr für ihre Tochter gehalten.“

Frau Chochlakoff ihrerseits war geradezu bezaubert durch den jungen Mann.

„Wieviel Verständnis zeigt er für alles Ernste, wieviel Feinheit in seinem Benehmen! Und da heißt es von den

jungen Leuten unserer Zeit: sie verstünden nichts! Da habt ihr ein Beispiel vom Gegenteil."

So kam es, daß sie das schreckliche Ereignis ganz vergaß. Erst als sie zu Bette ging, fiel ihr wieder ein, wie nahe sie dem Tode gewesen war.

„Entsetzlich, entsetzlich, wenn man daran denkt!"

Das hinderte sie aber nicht, alsbald in einen festen, süßen Schlaf zu fallen.

2

Der Alarm

Unser Kreispolizeidiector Michail Makarowitsch Makaroff, ein verabschiedeter Oberstleutnant, war ein guter Mensch. Vor kaum drei Jahren war er in unser Städtchen versetzt worden. Doch war es ihm in dieser kurzen Zeit bereits gelungen, sich die allgemeine Zuneigung zu gewinnen und zwar besonders dadurch, daß er verstand, die verschiedenen Kreise der Gesellschaft zusammenzubringen. Er hatte immer Gäste im Hause; es schien, als könne er ohne sie überhaupt nicht leben. Irgend jemand mußte unbedingt mit ihm speisen, wenn es auch nur ein einziger Gast war; ohne Gäste ging man bei ihm nie zu Tisch. Es gab natürlich auch große Gesellschaften aus sehr verschiedenen Anlässen, die bisweilen recht verwunderlich waren. Wurden auch keine ausgesuchten Delikatessen geboten, so war die Tafel doch immer reich besetzt; die Fischpasteten und anderen volkstümlichen Gerichte waren großartig hergestellt, und die Weine bestachen, wenn nicht durch ihre Vorzüglichkeit, so doch durch ihre Menge. Jeden Abend wurde Karten gespielt, allerdings nur an einem einzigen Tische. Sehr oft versammelte sich jedoch bei ihm die gesamte höhere Gesellschaft des Städtchens mit Müttern und Töchtern zu Tanzabenden.

Michail Makarowitsch war Witwer. Gleichwohl lebte er als Familienvater in seinem Hause; er hatte nämlich seine verwitwete Tochter mit ihren beiden Töchtern, seinen Enkelinnen, zu sich genommen. Diese Enkelinnen waren erwachsene junge Damen, die ihre Ausbildung schon hinter sich hatten. Beide hatten ein anziehendes Äußeres, waren lebensfroh und unterhaltend. Alle wußten, daß sie keine Partie waren, da sie nichts mitbekommen sollten; aber ihrer Eigenschaften wegen zogen sie doch die männliche Jugend der besseren Gesellschaft in das Haus ihres Großvaters.

Um die für seinen Beruf nötigen Kenntnisse war es bei Michail Makarowitsch nicht sonderlich gut bestellt. Er kam seinen Amtspflichten nicht schlechter nach als viele andere. Aufrichtig gesprochen, war er ziemlich ungebildet als Mensch und als Beamter um die Erwerbung einer klaren Vorstellung von dem Umfang seiner amtlichen Befugnisse wenig besorgt.

„Meine Herren, ich bin mit Leib und Seele Soldat, daher geht mir das ganze Zivilleben gegen den Strich,“ äußerte er über seine Beamteneigenschaft.

Selbst von den Grundsätzen der letzten großen Umwälzung, der Aufhebung der Leibeigenschaft, hatte er sich immer noch keine bestimmte Vorstellung machen können. Doch erweiterte er von Jahr zu Jahr und zwar ganz von selbst auf dem Wege der praktischen Erfahrung sein diesbezügliches Wissen, weil er selbst Gutsbesitzer war.

Perchotin wußte, daß er sicher wenigstens einen Gast bei ihm antreffen werde; nur wußte er natürlich nicht, wer es war. Inzwischen saßen bei Michail Makarowitsch der Staatsanwalt und der Kreisarzt Warwinski, ein junger Mann, der vor gar nicht langer Zeit erst aus Petersburg in das Städtchen gekommen war, und der seine Studien an der Petersburger Universität glänzend abgeschlossen hatte. Der Staatsanwalt jedoch oder vielmehr der Stellvertreter des Staatsanwalts, der allgemein nur Staatsanwalt betitelt wurde, Hippolyt Krillowitsch, war ein in seinem Verufe bewanderter Mann in den besten Jahren, etwa fünfunddreißig, hatte leider eine Anlage zur Schwindsucht und war infolgedessen sehr abgemagert, wofür seine kinderlose Gemahlin desto wohlbeleibter war.

Man erzählte von ihm: er sei selbstsüchtig und ehrgeizig; doch war er tüchtig in seinem Fache und ein herzensguter Mensch. Vielleicht bestand das ganze Unglück seines Charakters darin, daß er von sich eine etwas höhere Meinung hatte als seine Begabung erlaubte. Das war wohl auch der Grund für seine ständige Unruhe. Überdies hatte er einige vornehme und sogar künstlerische Neigungen; so wollte er ein guter Seelenkenner sein, das menschliche Herz besonders gut verstehen und die Gabe besitzen, den Verbrecher und sein Verbrechen richtig zu erkennen und zu beurteilen. Wegen seines Glaubens an diese Fähigkeiten war er sehr reizbar und leicht beleidigt, hielt sich sofort für im Dienst übergangen oder gar zurückgesetzt und war stets der Überzeugung, daß man sein Wissen in den höheren Kreisen nicht einschätze und daß er oben viele Feinde besitze. In trüben Stunden erklärte er sogar: er werde zur Rechtsanwaltschaft übertreten. Da kam der Prozeß der Karasoff's wegen des Watermordes und rüttelte Hippolyt Kirillowitsch auf.

„Das ist ein Prozeß, der mich in ganz Rußland bekannt machen wird,“ sagte er.

Im Nebenzimmer saß bei den jungen Damen der junge Untersuchungsrichter Nikolai Parfenowitsch Nelsjudoff, der erst vor zwei Monaten aus Petersburg gekommen war. Später wunderte man sich nicht wenig, daß diese Amtspersonen sich gerade am Abend des Verbrechens im Hause der ausführenden Macht versammelt hatten. Das war aber ganz natürlich zugegangen.

Hippolyt Kirillowitschs Frau litt schon den zweiten Tag an Zahnschmerzen; der Herr Staatsanwalt fühlte sich deshalb veranlaßt, vor ihrem andauernden Stöhnen irgendwohin zu flüchten. Der Kreisarzt konnte schon seinem Wesen nach den Abend nur am Kartentisch verbringen. Nikolei Parfenowitsch Nelsjudoff hatte sich bereits vor drei Tagen vorgenommen, an diesem Abend Michail Makarowitsch aufzusuchen und zwar ganz zufällig, um hinterlistig die älteste Enkelin, Olga Michailowna, zu erschrecken, ihr zu sagen, daß er um ihr Geheimnis wisse: daß heute nämlich ihr Geburtstag sei und daß sie es absichtlich verheimlicht habe, um nicht wieder die ganze Gesellschaft zu

einem Valle einladen zu müssen. Es war zu erwarten, daß man den Abend in heiterer Stimmung verbringen werde; denn Scherze über ihr Alter, über ihr Geheimnis, das er jetzt allen erzählen konnte, ihre wahrscheinliche Angst deswegen und anderes konnte hinreichenden Stoff zum Lachen abgeben. Der liebenswürdige junge Mann war in solchen Sachen ein großer Schlingel, wie ihn unsere Damen lachend zu nennen pflegten und was ihm sehr gut zu gefallen schien.

Übrigens war er gut erzogen, aus guter Familie und zeigte in seinem Auftreten ein feines Benehmen; war er auch ein Lebemann, blieb er doch ein unbescholtener und stets wohl-erzogener, anständiger junger Mann. Seinem Äußern nach war er ziemlich klein von Wuchs und von schwächlichem, zartem Körperbau. An seinen schmalen Fingern glänzten immer ein paar große, teure Ringe. Wenn er seinen Amtsgeschäften nachging, erfüllte ihn stets eine gewisse selbstbewusste Würde, als halte er seine Bedeutung und sein Amt für etwas Heiliges. Besonders trefflich verstand er, Mörder und andere Verbrecher aus dem Volke beim Verhör durch seine Fragen zu verblüffen und in ihnen, wenn auch nicht gerade Hochachtung für sich, so doch etwas wie bewunderndes Erstaunen hervorzurufen.

Als Perhotin beim Kreispolizeidirektor eintrat, blieb er ganz verdutzt stehen; er sah sofort, daß man bereits alles wußte. Die Herren hatten die Karten im Stiche gelassen, alle standen und berieten sich; auch Nikolai Parfenowitsch war aus der Gesellschaft der Damen herbeigeeilt und sah ungemein kampfbereit und entschlossen aus. Perhotin wurde mit der überraschenden Mitteilung empfangen, daß der alte Fedor Pawlowitsch Karamasoff an demselben Abend in seinem Hause erschlagen und beraubt sei. Man hatte die Nachricht vor wenigen Minuten erhalten.

Marfa Ignatiowna, die Frau des von Mitja niedergeschlagenen Grigori, schlief nach der eingenommenen Medizin ungewöhnlich fest und hätte jedenfalls bis zum Morgen so fortgeschlafen. Aber plötzlich erwachte sie. Der epileptische Schrei Emerdjakoffs, der bewusstlos im Nebenzimmer lag, war ihr durch Mark und Bein gegangen. Dieser wilde Schrei, mit dem gewöhnlich die epileptischen Anfälle sich einleiteten, übte

auf Marfa Ignatiwna stets eine so furchtbare Wirkung aus, daß sie davon fast krank wurde. Sie hatte sich noch nicht an ihn gewöhnen können, sooft sie ihn auch schon gehört hatte. Halb von Sinnen sprang sie auf und stürzte ins Nebenzimmer zu Emerdjäkoff. Doch dort war es stockfinster, und sie hörte nur, wie der Kranke unheimlich schnarchte und um sich schlug.

Da schrie auch Marfa Ignatiwna auf und rief ihren Mann. Doch erinnerte sie sich, daß Grigori, als sie aufgesprungen war, nicht neben ihr gelegen hatte. Sie lief zurück zum Bett und tastete darüber hin, doch das Bett war leer.

„So ist er fortgegangen. Wohin?“

Sie lief hinaus an die Treppe und rief ängstlich seinen Namen. Natürlich erhielt sie keine Antwort. Aber es schien ihr, als wenn sie durch die windstille Nacht irgendwoher fern aus dem Garten ein Stöhnen an ihr Ohr dringen hörte. Sie horchte auf. Da kam es wieder durch die Nacht. Deutlich scholl es aus dem Garten.

„Heilige Maria, das ist ganz wie damals die Lisaweta im Babehäuschen!“ dachte sie erschrocken.

Ängstlich stieg sie die Stufen hinunter. Da erst gewahrte sie, daß das Gartenpförtchen offen war.

„Sicher ist er dort,“ dachte sie und ging zum Gartenpförtchen.

Doch dort vernahm sie auf einmal ganz deutlich, wie Grigori sie rief: „Marfa, Marfa!“ Seine Stimme klang schwach und angstvoll wie ein Stöhnen.

„Großer Gott, beschütze uns vor Unheil!“ flüsterte sie zitternd, eilte hin, woher der Ruf kam und fand ihren Grigori. Nur fand sie ihn nicht am Zaun, wo er niedergefallen war, sondern ungefähr zwanzig Schritt vom Zaun entfernt.

Später stellte es sich heraus, daß er, wieder zur Besinnung gekommen, sich kriechend aufgemacht und aus eigener Kraft, allerdings mit Unterbrechungen und unter erneuter Besinnungslosigkeit, sich soweit fortgeschleppt hatte. Marfa Ignatiwna bemerkte sofort, daß sein Gesicht blutüberströmt war, und sie fing an, laut zu schreien.

Grigori vermochte nur leise und abgebrochen hervor-

zustossen: „Erschlagen . . . hat den Vater erschlagen . . . was schreist du, dummes Weib . . . lauf, rufe . . .“

Doch Marfa hörte nicht auf zu schreien, so laut sie konnte.

Da bemerkte sie, daß beim Herrn das Fenster offen stand und das Zimmer hell erleuchtet war. Sie rief deshalb Fedor Pawlowitsch laut zu Hilfe und eilte zum Fenster hin. Als sie aber ins Zimmer sah, wurde ihr ein grauenvoller Anblick zuteil. Längsausgestreckt und regungslos lag der Herr auf dem Fußboden. Sein heller Schlafrock und das weiße Hemd über der Brust waren von Blut überströmt. Das Licht auf dem Tisch beleuchtete grell die roten Blutlachen und das starre Leichengesicht Fedor Pawlowitschs.

Im furchtbarsten Grauen kehrte Marfa Ignatiemna vom Fenster zurück und stürzte, so schnell ihre Füße sie nur trugen, zum Garten hinaus, riß den Riegel der Pforte auf und lief in die Nebengasse zur Nachbarin Marja Kondratiemna. Bei ihr klopfte sie wie wahnsinnig an die Fensterläden. Schließlich wachten beide Frauen, die natürlich schon schliefen, auf und kamen erschrocken ans Fenster gelaufen. Schreiend und heulend erzählte Marfa Ignatiemna ihnen das Hauptsächlichste und rief sie zu Hilfe. Zufällig übernachtete Foma gerade bei den beiden Frauen. Augenblicks wurde er aus dem Bett geholt, und alle vier liefen zurück an den Ort des Verbrechens. Unterwegs erinnerte sich Marja Kondratiemna, des Abends ungefähr um neun Uhr einen lauten, durchdringenden Schrei gehört zu haben; wie es ihr geschienen hatte, war er aus dem Karanassoff'schen Garten gekommen. Es war der Schrei gewesen, den Grigori ausgestossen hatte, ehe er unter Dimitri Fedorowitschs Schlag zu Boden gestürzt war — der Schrei: „Vatermörder!“

„Ich hörte nur einen Schrei; es muß ein Mensch gewesen sein, und dann war alles wieder still,“ erzählte Marja Kondratiemna, während sie hineinliefen.

Im Garten hoben sie alle vier Grigori auf und trugen ihn mit vereinten Kräften in die Leutewohnung. Hier machten sie sofort Licht; und da gewahrten sie, daß Smerdjakoff noch immer um sich schlug. Von den Augen war im Krampf nur das Weiße zu sehen, und Schaum stand ihm vor dem Munde.

Grigoris Kopf wurde mit Wasser und Essig gewaschen.

Sobald er vollends zu sich gekommen war, lautete seine erste Frage: „Lebt der Herr oder ist er tot?“

Da liefen Foma und die beiden Frauen zum Herrenhause. Erst jetzt bemerkten sie, daß nicht nur das Fenster, sondern auch die Tür, die aus dem Hause in den Garten führte, weit offen stand, während der Herr sich doch seit einer Woche fest und sorgfältig einzuschließen pflegte und sogar Grigori streng verboten hatte, was auch geschehen sollte, an Tür oder Fenster zu klopfen. Beim Anblick der offenen Tür wollte niemand zum Herrn hineingehen, damit man sie nicht am Ende für die Mörder halte.

Als sie noch unentschlossen zu Grigori zurückkehrten, ordnete dieser an, es solle einer von ihnen sofort zum Polizeidirektor laufen. So machte sich denn Marja Kondratiowna auf und lief zu Michail Markarowitsch, bei dem sie alle Anwesenden in nicht geringe Aufregung versetzte. Vielleicht nur fünf Minuten später erschien Perhotin, so daß seine Aussagen nicht mehr haltlose Vermutungen waren, sondern durch das Beweismaterial, das er vorbrachte, nur noch den allgemeinen Verdacht, wer der Mörder sein könne, verstärkten. Perhotin hatte bis zum letzten Augenblick nicht an diesen Verdacht glauben wollen.

Man faßte den Entschluß, tatkräftig vorzugehen. Der Gehilfe des Polizeimeisters erhielt sofort den Auftrag, vier Zeugen für die Hausdurchsuchung und zur Hilfeleistung aufzutreiben. Dann begab man sich zum Karamasoffschcn Hause, wo man nach allen Regeln der Vorschrift den Tatbestand aufnahm. Der Kreisarzt, der als junger Anfänger sich noch für Ausnahmefälle interessierte, hatte natürlich die Bitte ausgesprochen, die Herren begleiten zu dürfen.

Sie fanden Fedor Pawlowitsch tot vor mit eingeschlagenem Schädel. Womit war der Schädel eingeschlagen worden? Am wahrscheinlichsten mit derselben Waffe, mit welcher der Mörder auch später Grigori zu Boden gestreckt hatte. Man verhörte Grigori, dem inzwischen die nötige ärztliche Hilfe zuteil geworden war, und erfuhr in ziemlich zusammenhängender Rede von ihm — er vermochte freilich nur leise und mit Unterbrechungen seine Aussage zu machen — was er gesehen hatte. Darauf begab man sich mit einer Laterne zum Zaun, begann

dort Nachforschungen anzustellen und stieß sofort auf die Mörserkeule, die auf dem Gartenwege an der sichtbarsten Stelle lag.

Im Zimmer Fedor Pawlowitschs war keinerlei verdächtige Unordnung zu bemerken. Doch fand man hinter dem chinesischen Schirm vor dem Bett einen großen Briefumschlag aus dickem Papier mit der Aufschrift: „Ein kleines Geschenk für meinen Engel Gruschenka, wenn sie zu mir kommen will.“ Auf der anderen Seite des Umschlags waren drei große Siegel aus rotem Siegellack. Doch war der Umschlag aufgerissen und leer; das Geld war herausgenommen. Auch fand man noch auf dem Fußboden ein rosa Bändchen, mit dem der Umschlag kreuzweise umbunden war.

Von Perchotins Aussagen machte auf den Staatsanwalt und den Untersuchungsrichter besonders die eine großen Eindruck: Dimitri Fedorowitsch werde sich bestimmt am Morgen erschießen; in Perchotins Gegenwart habe er es beschlossen, die Pistole geladen, den Zettel geschrieben und in die Tasche gesteckt; auf Perchotins Drohung, es zur Anzeige zu bringen, habe er nur lächelnd geantwortet: „Kommst zu spät, mein Lieber.“

Das bestimmte die Herren, sich so schnell wie möglich nach Mokroje aufzumachen, um den Verbrecher zu verhaften, ehe er sein Vorhaben zur Ausführung bringen konnte.

„Das ist doch klar auf der Hand!“ bemerkte der Staatsanwalt. „Das ist so recht die Art der Verbrecher seines Schlages: morgen erschieße ich mich; vorher genieße ich aber noch einmal ordentlich das Leben.“

Die Schilderung, wie Mitja bei Plotnikoff Wein und Eßwaren bestellt und mitgenommen hatte, brachte den Staatsanwalt nur noch mehr auf.

„Erinnern Sie sich, meine Herren, noch jenes Burschen, der den Kaufmann Nlissufjeff erschlagen hatte und für die geraubten tausendfünfhundert Rubel sich frisieren ließ und sich gleichfalls, ohne das Geld erst ordentlich in Sicherheit zu bringen, unverzüglich zu den Dirnen begab?“

Einstweilen ging es aber nicht an, sich sofort nach Mokroje aufzumachen. Die Voruntersuchung im Hause Fedor Pawlowitschs, die Verhöre und andere Formalitäten waren noch nicht beendet. Das nahm viel Zeit in Anspruch. So schickte

man Mawriki Mawrikjewitsch Schmerzoff, der am Tage vorher in die Stadt gekommen war, um sein Monatsgehalt in Empfang zu nehmen, nach Mokroje voraus. Ihm wurde der Auftrag gegeben, nach seiner Ankunft den Mörder, damit er nicht den geringsten Verdacht schöpfe, zu beobachten, bis die anderen nachgekommen seien, und inzwischen auch den Dorfschulzen, den Bauernamtmann und Zeugen aufzutreiben. Das tat denn auch Mawriki Mawrikjewitsch. Er hielt sich völlig unerkannt im Hintergrunde und weichte nur Trifon Borissyttsch, bei dem er schon oft abgestiegen war und der ihn gut kannte, teilweise in sein Geheimnis ein.

Das war geschehen, kurz bevor der Wirt Mitja im Dunkeln auf der kleinen Galerie entgegengetreten war und dieser in dessen Reden wie in seinem ganzen Verhalten zu ihm eine Veränderung wahrgenommen hatte. So wußte weder Mitja noch sonst jemand von den Gästen, daß er beobachtet wurde. Den Pistolenkasten hatte Trifon Borissyttsch bereits an einem verschwiegenen Orte vorsichtshalber versteckt.

Um fünf Uhr morgens, also noch vor Tagesanbruch, kam die Obrigkeit; der Direktor der kreispolizeilichen Gewalt, der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter in zwei Wagen in Mokroje an. Der Doktor war in der Stadt zurückgeblieben, da er am Morgen die Obduktion der Leiche des Erschlagenen vornehmen wollte und ihn überdies der Zustand des kranken Dieners Smerdjäkoff außerordentlich interessierte.

„So heftigen und so lange andauernden Anfällen der Epilepsie, die sich im Verlaufe von achtundvierzig Stunden ununterbrochen wiederholen, begegnet man nur äußerst selten. Es ist dies ein Fall, welcher der Wissenschaft angehört,“ hatte er, ganz davon in Anspruch genommen, den abfahrenden Herren gesagt, und diese hatten ihm lachend Glück gewünscht.

Bei dieser Gelegenheit hatte sich der Staatsanwalt sowie der Untersuchungsrichter gemerkt, daß der Doktor in überzeugtem Tone hinzugesetzt hatte: Smerdjäkoff werde den Morgen nicht mehr erleben.

Der Gang der Seele durch die Hölle. Das erste Fegefeuer

Mit wildem Blick starrte Mitja die Anwesenden an, die ihn umstanden, ohne zu verstehen, was man zu ihm sprach. Plötzlich stand er auf, hob die Arme empor und rief laut:

„Ich bin unschuldig. An diesem Blut trage ich keine Schuld! An dem Blut meines Vaters bin ich unschuldig. Ich wollte ihn erschlagen, habe es aber nicht getan.“

Doch kaum hatte er ausgesprochen, als Gruschenka den Vorhang zur Seite riß und sich nach zwei Schritten wie gebrochen dem Polizeidirektor zu Füßen warf.

„Ja, Sündige, trage die Schuld!“ rief sie mit der Stimme der Verzweiflung, die das Herz zerreißt. Ihr Gesicht war von Tränen überströmt, und in schmerzlichster Selbstanlage hob sie flehend die Hände auf. „Meinetwegen hat er gemordet! Ich habe ihn so weit gebracht, ihn so lange gequält. Auch den armen Alten habe ich gequält und sein Ende herbeigeführt! Ich bin die Schuldige! Die Hauptschuld trage ich allein.“

„Ja, du bist die Schuldige! Du bist die Hauptverbrecherin! Du schamloses Weib bist die Hauptschuldige!“ schrie der Polizeidirektor sie an und drohte ihr mit der Faust.

Doch er wurde sofort fast gewaltsam zur Ruhe gebracht. Der Staatsanwalt umfaßte ihn sogar mit beiden Armen.

„Das geht nicht, Michail Makarowitsch. Durch Ihr Vorgehen stören Sie nur die Untersuchung und schaden der Sache,“ redete er ihm zu.

„Man muß unbedingt Maßregeln ergreifen!“ brauste auch Nikolai Perfenowitsch erregt auf; „anders ist es entschieden ganz unmöglich!“

„Richtet uns zusammen!“ fuhr Gruschenka, die immer noch auf den Knien lag, außer sich fort, „richtet uns zusammen! ich gehe mit ihm selbst in den Tod!“

„Gruscha, du mein Leben, mein Heiligstes!“ Mitja stürzte zu ihr nieder und presste sie in wilder Umarmung verzweifelt an sich. „Glauben Sie ihr nicht,“ rief er; „an nichts ist sie schuldig; nicht die geringste Schuld kann sie treffen!“

Später erinnerte er sich dunkel, daß ihn mehrere Männer gewaltsam von ihr fortgerissen, daß sie hinausgebracht wurde und daß er auf einem Stuhl am Tisch wieder zur Besinnung gekommen war. Neben und hinter ihm standen die Leute mit den Blechschilden auf der Brust. An der anderen Seite des Tisches ihm gegenüber saß Meljudoff, der Untersuchungsrichter, und redete ihm immer wieder zu, aus dem Glase, das vor ihm stand, etwas Wasser zu nehmen.

„Das wird Sie erfrischen und beruhigen. Haben Sie keine Furcht; machen Sie sich keine unnötigen Gedanken!“ setzte er immer wieder äußerst höflich hinzu.

Später erinnerte sich Mitja, daß die großen Ringe an den Fingern des Sprechenden ihn mit einemmal lebhaft interessiert hatten, der eine Ring mit einem Amethyst und der andere mit einem hellgelben, klaren Stein von wundervollem Feuer. Lange noch schwebte es zu seiner Verwunderung seinen Sinnen vor, wie diese Ringe seinen Blick unwiderstehlich während dieses ganzen schrecklichen Verhörs immer wieder auf sich gezogen und wie er seine Augen weder von ihnen hatte abwenden noch sie, obgleich sie für seine Lage völlig gleichgültige Gegenstände darstellten, hatte vergessen können.

Links von Mitja saß auf dem Platz, wo zu Anfang des Abends Maximoff gefessen hatte, der Staatsanwalt und rechts von ihm auf dem Platz, den Gruschenka innegehabt hatte, ein rotbackiger junger Mensch in einem abgetragenen Rocke, der einer Jägerjoppe glich. Vor ihm befand sich bereits Tintenfaß und Papier. Das war der Schriftführer des Untersuchungsrichters, den dieser aus der Stadt mitgebracht hatte. Der Polizeidirektor stand jetzt am Fenster am anderen Ende des Zimmers neben Kalganoff, der sich dort auf einen Stuhl niedergelassen hatte.

„Trinken Sie doch Wasser!“ wiederholte sanft, vielleicht schon zum zehntenmal, der Untersuchungsrichter.

„Ich habe getrunken, meine Herren. Aber was nun, meine

Herren! Entscheiden Sie über mein Geschick!" rief Mitja, der ihn mit unheimlich starrem Blick aus weit offenen Augen ansah.

"Sie behaupten also aufs bestimmteste, am Tode Ihres Vaters Fedor Pawlowitsch Karamasoff unschuldig zu sein?" fragte freundlich, aber nachdrücklich der Untersuchungsrichter.

"Ja, ich bin unschuldig. Schuld bin ich am Blut eines anderen alten Mannes, doch nicht am Blute meines Vaters. Und ich bereue es! Ich habe den Alten niedergestreckt und erschlagen. Doch schwer ist es, dieses Blutes wegen für ein anderes Blut einstehen zu müssen, an dem ich unschuldig bin. Es ist eine furchtbare Anklage, meine Herren. Mir ist, als habe man mir einen Keulenschlag auf den Kopf versetzt! Aber wer hat denn den Vater erschlagen? Wer anders hat ihn erschlagen können, wenn ich es nicht war? Da muß etwas Udenkbares geschehen sein!"

"Ja, wer anders hätte ihn erschlagen können?" begann der Untersuchungsrichter.

Doch der Staatsanwalt — eigentlich nur der Stellvertreter des Staatsanwalts — wechselte mit ihm einen Blick und wandte sich an Mitja:

"Sie beunruhigen sich ganz unnötigerweise wegen des Dieners Wassiljewitsch. Ich kann Ihnen mitteilen, daß er lebt. Er ist bald darauf wieder zu sich gekommen und wird trotz der schweren Verletzung, die nach seiner und jetzt auch nach Ihrer Aussage Sie ihm zugefügt haben, wahrscheinlich am Leben bleiben oder vielmehr bestimmt, wenigstens nach der Aussage des Arztes."

"Er lebt? So ist er nicht erschlagen?" schrie Mitja wie von Sinnen auf und hob die Hände empor. Sein ganzes Gesicht strahlte. "Mein Herr und Gott, ich danke dir für das Wunder, das du für mich, den Sünder und Missetäter, hast geschehen lassen, daß du mein Gebet erhört hast! Ja, auf mein Gebet hin ist es geschehen. Ich habe die ganze Nacht gebetet." Atemlos vor Freude bekreuzte er sich dreimal.

"Von diesem Grigori haben wir die wichtigen Aussagen gegen Sie erhalten, daß . . ." wollte der Staatsanwalt fortfahren.

Doch Mitja sprang plötzlich vom Stuhl auf und unterbrach ihn:

„Auf einen Augenblick, meine Herren! Um Gottes willen nur auf eine Minute! Ich will nur schnell zu ihr laufen!“

„Das ist unmöglich! In diesem Augenblick ist es ganz ausgeschlossen!“ rief mit einer vor Erregung ganz schrill klingenden Stimme der Untersuchungsrichter, der gleichfalls aufgesprungen war.

Mitja wurde von den Männern mit den Blechschildern auf der Brust ergriffen. Doch setzte er sich bereits selbst wieder auf seinen Stuhl.

„Schade! Ich wollte ihr nur sagen, daß dieses Blut abgewaschen und verschwunden ist, das mich die ganze Nacht gequält hat, daß ich jetzt nicht mehr ein Mörder bin, wie ich glaubte! Meine Herren, sie ist jetzt meine Braut!“ rief er jubelnd, während seine Blicke von einem zum anderen gingen. „Ich danke Ihnen, meine Herren! Wenn Sie wüßten, was diese Mitteilung mir ist! Dieser Greis hat mich auf den Armen getragen, mich als dreijähriges Kind im Waschtröge gebadet, als mich alle vergessen hatten. Er war zu mir wie ein leiblicher Vater!“

„Also Sie . . .“ wollte der Untersuchungsrichter wieder beginnen.

„Gestatten Sie, meine Herren, nur noch eine Minute!“ unterbrach ihn Mitja. Er stützte die Ellenbogen auf den Tisch und legte die Hände über die Augen. „Nur einen Augenblick, um mich zu sammeln, um aufzuatmen. So etwas erschüttert unglaublich. Der Mensch ist doch kein Trommelfell, meine Herren!“

„Wollen Sie nicht etwas Wasser trinken?“ forderte wieder der Untersuchungsrichter auf.

Da ließ Mitja auch schon die Hände sinken und lehnte sich lachend zurück. Sein Blick war wieder klar; der ganze Mensch schien sich in dieser einen Minute verändert zu haben. Auch Ton und Haltung waren verändert. Er saß wieder als Gleichgestellter unter ihnen, wie er vielleicht gestern, als noch nichts geschehen war, mit diesen seinen früheren Bekannten in irgend-einer Gesellschaft zusammengesseßen hätte.

Übrigens war er in der ersten Zeit nach seiner Ankunft im Städtchen vom Polizeidirektor sehr herzlich empfangen worden; später indes, besonders während des letzten Monats, hatte Mitja seine Besuche in diesem Hause fast ganz eingestellt. So hatte denn Michail Makarowitsch, wenn er ihm auf der Straße begegnet war, stets eine wichtige Miene aufgesetzt und seinen Gruß eigentlich nur aus Höflichkeit erwidert, was Mitja sehr wohl empfunden hatte.

Mit dem Staatsanwalt war er nur ganz oberflächlich bekannt. Doch hatte er seiner Gemahlin — einer etwas überfränten Dame — bisweilen seine Aufwartung gemacht, wenn es auch immer nur höchst förmliche und rein gesellschaftliche, kurze Besuche gewesen waren. Im Grunde wußte er selbst nicht recht, weshalb er zu ihr ging. Sie hatte ihn aber stets sehr freundlich empfangen und ihm eine Teilnahme entgegengebracht, die sich bis in die letzte Zeit nicht vermindert hatte.

Mit dem jungen Untersuchungsrichter Nikolai Parfenowitsch Meljudoff hatte Mitja noch keine Freundschaft geschlossen; es hatte sich noch keine Gelegenheit geboten, mit ihm näher bekannt zu werden. Getroffen hatten sich beide schon und sogar zweimal miteinander gesprochen, beidemale über das weibliche Geschlecht.

„Nikolai Parfenowitsch, Sie sind ein famoser Untersuchungsrichter,“ begann Mitja lachend; „aber ich werde Ihnen die Sache erleichtern. Meine Herren, jetzt fühle ich mich frei: Grigori lebt. Tragen Sie es mir nicht nach, daß ich ohne Umstände und gerade heraus mit Ihnen rede. Ich bin überdies noch leicht angetrunken, das gebe ich gerne zu. Ich glaube, ich hatte die Ehre und das Vergnügen, Nikolai Parfenowitsch, bei meinem Verwandten Miusoff Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich erhebe keinerlei Anspruch damit, Ihnen gleichgestellt zu werden. Bin ich mir doch vollkommen bewußt, als was ich hier vor Ihnen sitze. Auf mir ruht, wenn Grigori gegen mich ausgesagt hat, ein schrecklicher Verdacht. Entsetzlich! ich begreife es recht wohl. Aber zur Sache, meine Herren! Ich bin bereit; und wir werden alles im Augenblick erledigen. Denn, nicht wahr, wenn ich weiß und Ihnen sage, daß ich an dem Geschehenen unschuldig bin, kann alles sofort erledigt werden?“

Mitja sprach rasch und voll Unruhe, aber von ganzem Herzen aufrichtig, als halte er seine Zuhörer für seine besten Freunde.

„Wir können also niederschreiben, daß Sie die gegen Sie erhobene Anklage grundsätzlich zurückweisen?“ fragte der Untersuchungsrichter eindringlich und diktirte darauf seinem Schreiber halblaut, was dieser zu notieren hatte.

„Sie wollen es niederschreiben? Meinetwegen schreiben Sie nieder, soviel Sie wollen; ich habe nichts dagegen, bin ganz damit einverstanden. Warten Sie, schreiben Sie so: ihn trifft die Schuld an Gewalttätigkeiten, schweren Verletzungen, die er dem armen Alten zugefügt hat. Dessen bekennt er sich schuldig. Dann bin ich noch tief drinnen in meinem Herzen schuldig. Aber das braucht nicht niedergeschrieben zu werden“ – er wandte sich an den Schreiber – „das sind schon meine eigenen besonderen Angelegenheiten; diese tiefsten Herzensgeheimnisse gehen Sie nichts an. Was indes die Ermordung des alten Vaters angeht, so schreiben Sie: er ist unschuldig! Das ist vollkommener Wahnsinn! Ich werde es Ihnen beweisen, und Sie werden sich sofort überzeugen! Sie werden über Ihren Verdacht lachen, meine Herren!“

„Beruhigen Sie sich, Dimitri Fedorowitsch,“ erinnerte der Untersuchungsrichter Mitja an sein Benehmen und wollte offenbar seine Erregung durch die eigene Ruhe besänftigen. „Ehe wir im Verhör fortfahren, möchte ich, vorausgesetzt, daß Sie gewillt sind, zu antworten, mir nochmals von Ihnen die Tatsache bestätigen lassen, daß Sie, wie es den Anschein hat, den verstorbenen Fedor Pawlowitsch nicht geliebt und dauernd mit ihm Streit gehabt haben. Wenigstens haben Sie, wenn ich mich nicht täusche, vor einer Viertelstunde sich selbst dahin geäußert: Sie hätten sogar die Absicht gehabt, ihn zu erschlagen. ‚Ich habe ihn nicht erschlagen, aber ich wollte ihn erschlagen,‘ riefen Sie, soweit ich mich dessen entsinne.“

„Das soll ich gerufen haben? Nun ja, es kann schon sein! Allerdings, meine Herren, zu meinem Unglück wollte ich ihn erschlagen, sogar mehrmals wollte ich es. Leider!“

„Also Sie wollten es. Wollen Sie uns angeben, wodurch der Haß auf Ihren Vater hervorgerufen wurde?“

„Was ist da anzugeben, meine Herren!“ sagte Mitja mit finsterner Miene, zuckte mit den Schultern und blickte zu Boden. „Ich habe mit meinen Gefühlen wirklich nicht hinter dem Berge gehalten. Die ganze Stadt spricht davon; im Gasthause hat es jeder gehört. Noch vor ein paar Tagen habe ich mich im Kloster beim Starez Sossima darüber ausgelassen. Am Abend desselben Tages habe ich den Vater verprügelt, ja beinahe totgeprügelt, und noch geschworen: ich würde wiederkommen, um ihn vollends zu erschlagen — alles in Gegenwart von Zeugen. Zeugen sind zu Tausenden da. Den ganzen Monat habe ich davon zu allen gesprochen, alle sind Zeugen. Die Tatsache liegt auf der Hand, spricht eine klare Sprache; aber um die Gefühle, die dabei in Frage kommen, meine Herren, ist es etwas anderes. Ich glaube wohl nicht, meine Herren,“ sagte Mitja, und sein Gesicht verfinsterte sich, „daß Sie das Recht haben, mich nach meinen Gefühlen zu fragen. Sie halten mich für überführt, das begreife ich sehr wohl, aber das andere geht nur mich etwas an, ist nur meine Sache. Doch da ich auch früher aus meinen Gefühlen kein Hehl gemacht habe, im Gasthause zum Beispiel, und mit allen und jedem darüber gesprochen habe, so werde ich auch jetzt kein Geheimnis daraus machen. Es liegen in diesem Fall schwere Beweise gegen mich vor; ich bin mir darüber vollkommen klar. Jedem habe ich gesagt, daß ich ihn erschlagen werde; und jetzt ist er erschlagen. Wer soll es getan haben, wenn nicht ich? Haha! Ich begreife Sie durchaus, meine Herren! Bin ich doch selbst ganz betroffen. Denn wer kann ihn schließlich in diesem Falle erschlagen haben, wenn nicht ich? So ist es doch, nicht wahr? Wenn ich es nicht getan habe, wer dann? Meine Herren,“ rief er plötzlich erregt, „ich verlange von Ihnen zu erfahren: wo ist er erschlagen worden? wie erschlagen, womit? Sagen Sie es mir!“

Sein fragender Blick ging zwischen dem Untersuchungsrichter und dem Staatsanwalt hin und her.

„Wir fanden ihn auf dem Fußboden seines Schlafzimmers ausgestreckt auf dem Rücken liegen. Die Schädeldecke war ihm eingeschlagen,“ sagte der Staatsanwalt.

„Grauensvoll!“

Mitja fuhr zusammen und bedeckte das Gesicht mit der rechten Hand.

„Lassen Sie uns im Verhör fortfahren!“ begann wieder der Untersuchungsrichter. „Also: woher rührt Ihr Haß auf Fedor Pawlowitsch? Wenn ich genau unterrichtet bin, haben Sie öffentlich gesagt: die Ursache Ihres Hasses sei Eifersucht gewesen.“

„Allerdings Eifersucht, aber Eifersucht nicht allein.“

„Streitigkeiten in Geldangelegenheiten?“

„Allerdings auch das.“

„Wenn ich mich nicht irre, handelte es sich um dreitausend Rubel, die Ihnen angeblich als Erbe zustanden und nicht ausgezahlt waren.“

„Was für dreitausend? Mehr, viel mehr!“ fuhr Mitja auf. „Mehr als sechstausend, als zehntausend vielleicht. Ich habe es überall erzählt. Aber ich hatte mich entschlossen, mit dreitausend mich zufrieden zu geben. Diese dreitausend hatte ich so dringend nötig, daß ich die Summe, die er, wie ich wußte, unter seinem Kopfkissen für Gruschenka bereit hielt, einfach als mein Geld ansah, das er mir gestohlen hatte. Ja, meine Herren, ich hielt es für mein Eigentum.“

Der Staatsanwalt tauschte mit dem Untersuchungsrichter einen bedeutsamen Blick aus, und es gelang ihm, diesem einen Wink zu geben.

„Auf diesen Punkt werden wir später zurückkommen,“ lenkte sofort der Untersuchungsrichter ein, „erlauben Sie, uns zu notieren, daß Sie das Geld in jenem Briefumschlag gleichsam als Ihr Eigentum ansahen.“

„Schreiben Sie es nur auf, meine Herren. Ich verstehe sehr wohl, daß es ein Verdachtsgrund gegen mich ist. Aber ich fürchte keine Verdachtsgründe und spreche selbst zu meinen Ungunsten. Ich selbst! Sie halten mich anscheinend für einen ganz anderen Menschen, als ich wirklich bin,“ fügte er finster und traurig hinzu. „Mit Ihnen spricht ein Mensch von vornehmer Gesinnung, dies bitte ich nicht zu vergessen — ein Mensch, der wohl eine Menge Schlechtigkeiten begangen hat, im Grunde seines Herzens aber immer edel denkt. Ich meine, wenn man mich als Menschen nimmt . . . im tiefsten Innern,

mit einem Wort . . . Ich finde nicht die rechten Worte. Gerade das hat mich mein Lebelang gequält, daß ich mich nach dem Edlen gesehnt habe, das Edle wie ein zweiter Diogenes mit der Laterne gesucht habe; und habe doch mein ganzes Leben lang nur Schlechtigkeiten begangen, wie wir es alle tun . . . nein, wie ich allein, meine Herren, nicht wir alle, ich versprach mich. Mein Kopf schmerzt mich!" sagte er mit einem Ausdruck des Leidens in seinen Zügen; und seine Brauen zogen sich wie vor Schmerz zusammen. „Mir gefiel sein Auseres nicht, das Ehrlose an ihm, sein Prahlen, daß er alles Hohe unter die Füße trat, sein beißender, verletzender Spott und seine Gottlosigkeit — scheußlich war es! Aber jetzt, da er tot ist, denke ich anders.“

„Inwiefern anders?“

„Nicht anders. Doch tut es mir leid, daß ich ihn so gehaßt habe.“

„Sie wollen wohl sagen, daß Sie Reue empfinden?“

„Nicht gerade Reue. Schreiben Sie das nicht auf. Ich bin ja selbst nicht gut, meine Herren, auch nicht gerade schön und hatte deshalb kein Recht, ihn widerlich zu finden. Das ist es! Das können Sie meinetwegen aufschreiben.“

Nach diesen Worten überkam Mitja eine auffallende Traurigkeit. Er war seit einiger Zeit immer finsterner geworden. Gerade in diesem Augenblick ereignete sich wieder etwas Unerwartetes.

Man hatte nämlich Gruschenka wohl aus dem Zimmer entfernt, aber nicht weit fortgebracht, nur in das dritte Zimmer von dem blauen, wo das Verhör stattfand. Es war ein kleiner, einfenstriger Raum gleich neben dem großen Zimmer, wo der Chor gesungen und die Mädchen getanzt hatten. Da saß sie inzwischen; nur Maximoff war bei ihr. Dieser war furchtbar erschrocken und hatte unglaubliche Angst; er klammerte sich deshalb geradezu an sie an, als sehe er in ihr seine einzige Rettung. Vor ihrer Tür stand nur ein Bauer mit einem runden Blechschild auf der Brust.

Gruschenka weinte. Als aber ihr Leid zu stark wurde, sprang sie auf und stürzte mit dem Kufe: „Wehe mir! wehe mir!“ aus dem Zimmer heraus zu Mitja. Das geschah so

unerwartet, daß niemand die Geistesgegenwart hatte, sie aufzuhalten.

Als Mitja ihren Schrei vernahm, fuhr er zusammen; dann sprang er wie wild auf und stürzte ihr entgegen. Doch man ließ sie wieder nicht zusammenkommen; nur einen Augenblick konnten sie sich sehen. Drei bis vier Männer hielten ihn mit aller Gewalt zurück; er riß seine Arme los, stieß und schlug um sich, aber es nutzte ihm nichts. Auch sie hatte man ergriffen; und er sah nur noch, wie sie mit einem Schrei ihm die Arme entgegenstreckte, als sie hinweggeführt wurde.

Nachdem dieser Zwischenfall beendet war, fand er sich wieder auf seinem Stuhl dem Untersuchungsrichter gegenüber und schrie diesen heftig an:

„Was hat sie Ihnen getan? Warum gehen Sie so gegen sie vor? Sie ist unschuldig!“

Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter beruhigten ihn. So vergingen etwa zehn Minuten. Da trat der Polizeidirektor Michail Makarowitsch wieder ins Zimmer und sagte laut und sichtlich erregt zum Staatsanwalt:

„Sie ist nach unten gebracht. Gestatten Sie mir, meine Herren, diesem Unglücklichen nur ein Wort zu sagen? Natürlich in Ihrer Gegenwart!“

„Bitte,“ sagte der Untersuchungsrichter; „in diesem Falle haben wir nichts dagegen einzuwenden.“

„Dimitri Fedorowitsch, hier, mein Sohn!“ wandte sich Michail Makarowitsch an Mitja, und in seinen Mienen sprach sich ein aufrichtiges, fast väterliches Mitleid mit dem Unglücklichen aus. „Ich habe deine Agrafena Alexandrowna nach unten begleitet und sie dort den Wirtstöchtern übergeben. Außerdem ist das alte Männchen bei ihr, der Marimoff. Ich habe ihr zugeredet, hörst du, habe ihr zugeredet und sie beruhigt, ihr erklärt, daß du dich jetzt rechtfertigen mußt und sie dich darum nicht stören soll; sie würde dich sonst aufregen und du könntest dich verwirren und zu deinen Ungunsten gegen dich ausagen. Mit einem Worte: ich habe ihr zugeredet, und sie hat es eingesehen. Sie ist ein verständiges Weib und gut, hat sogar mir altem Manne die Hand küssen wollen und hat für dich gebetet. Sie selbst schickt mich zu dir und läßt dir sagen:

Du solltest ihretwegen ganz ruhig sein. Aber ich muß jetzt auch zu ihr gehen und ihr sagen, daß du ruhig bist und dich nicht mehr aufregst. Versteh mich recht und sei hübsch ruhig. Ich fühle mich ihr gegenüber in der Schuld, weil ich mich vorhin habe fortreißen lassen. Sie hat einen wirklich frommen Sinn, meine Herren, und weiß von keiner Schuld. Was soll ich ihr also sagen, Dimitri Fedorowitsch: wirst du ruhig sein oder nicht?"

Der gute, alte Mann machte viel überflüssige Worte. Doch Gruschenkas Leid, aufrichtiges Menschenleid, hatte an sein gutes Herz gegriffen, daß ihm die Tränen in die Augen kamen. Mitja sprang ungestüm auf.

„Verzeihen Sie, meine Herren!“ rief er. „Michail Markarowitsch, Sie prächtiger, herzensguter Mensch, ich danke Ihnen für alles, was Sie für mich getan haben. Ich werde ruhig sein; Sagen Sie ihr, daß ich ganz froh bin, daß ich sogar lachen werde, da ich weiß, daß sie in Ihnen einen guten Schutzgeist gefunden hat, Michail Markarowitsch. Ich werde sofort alles erledigen; sobald ich fertig bin, komme ich unverzüglich zu ihr, sie soll nur etwas warten! Meine Herren!“ sprach er zum Staatsanwalt und zum Untersuchungsrichter, „jetzt werde ich Ihnen mein ganzes Herz ausschütten und Ihnen alles aufdecken. Wir erledigen im Augenblick die ganze Geschichte. Zum Schlusse werden wir noch lachen, nicht wahr? Aber, meine Herren, dieses Weib ist die Königin meiner Seele! Das muß ich Ihnen wenigstens sagen. Ich sehe, daß ich es mit Ehrenmännern zu tun habe. Sie ist mein Licht, mein Heiligstes! Haben Sie ihren Schrei gehört: ‚Mit dir auch in den Tod,‘ Und was habe ich Bettler ihr gegeben, der ich nichts bin und nichts habe? Bin ich solcher Liebe wert? Daß sie zusammen mit mir sogar zur Zwangsarbeit verschickt werden will? Um für mich zu bitten, warf sich die Stolze auf die Knie, die unschuldig ist! Wie soll ich sie denn nicht vergöttern, ihr entgegenstürzen wie vorhin? Verzeihen Sie, meine Herren! Doch jetzt bin ich beruhigt.“

Er fiel auf den Stuhl zurück, bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte wie im Krampf auf. Doch waren es Tränen des Glücks. Er faßte sich aber sofort. Der alte Poli-

zeidirektor war sehr zufrieden, und auch die Juristen schienen es zu sein. Sie fühlten, daß das Verhör jetzt eine andere Wendung nehmen werde. Mitja wurde geradezu fröhlich.

„Jetzt, meine Herren, gehöre ich Ihnen; ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung. Wenn nur nicht alle diese Nebensächlichkeiten wären, würden wir sofort ins reine kommen! Ich gehöre Ihnen, meine Herren. Aber, das schwöre ich Ihnen, die Hauptsache ist beiderseitiges Vertrauen, Ihrerseits zu mir und meinerseits zu Ihnen. Sonst kommen wir nicht zum Ziel. Ich sage es in Ihrem Interesse. Doch jetzt zur Sache! Die Hauptbedingung: wühlen Sie sich nicht so in meine Seele hinein, quälen Sie mich nicht mit Nebensächlichkeiten, sondern fragen Sie nur, was zur Sache gehört; fragen Sie nach den Tatsachen, und ich werde Sie zufriedenstellen.“

Das Verhör begann von neuem.

4

Zweites Gefesuer

Sie glauben gar nicht, Dimitri Fedorowitsch, wie sehr Sie uns durch Ihre Bereitwilligkeit unterstützen,“ ergriff Nelsudoff, der Untersuchungsrichter, aufatmend und anscheinend angenehm berührt das Wort, was man am Blick seiner großen, hellgrauen, etwas hervorstehenden Augen sah, die übrigens sehr kurzfristig waren und von denen er soeben seine Brille abgenommen hatte. „Sie machten soeben eine vollkommen richtige Bemerkung über das beiderseitige Vertrauen, ohne das es bei Verhören von ähnlicher Wichtigkeit einmal nicht geht; das heißt in Fällen, wo der Verdächtige sich wirklich zu rechtfertigen hofft, wenigstens es versuchen will und wahrscheinlich auch kann. Seien Sie überzeugt, daß wir alles tun werden, was an uns liegt. Sie haben auch schon Gelegenheit gehabt zu sehen, wie wir die

Sache angreifen: Sie stimmen mir doch bei, Hippolyt Kirillowitsch?" wandte er sich an den Staatsanwalt.

„Selbstverständlich,“ bestätigte dieser. Doch klang sein Ton nicht ganz so liebenswürdig wie die Rede des Untersuchungsrichters.

Neljudoff, der, wie erwähnt, erst kürzlich in der Stadt angekommen war, hatte gleich nach Aufnahme seiner Berufstätigkeit für Hippolyt Kirillowitsch eine außerordentliche Hochachtung empfunden und war ihm von Herzen zugetan. Er war vielleicht der einzige Mensch, der einwandlos an die ungewöhnliche psychologische und rednerische Begabung unseres zurückgesetzten Hippolyt Kirillowitsch glaubte, wie er auch überzeugt war, daß man ihn übergangen hatte. Schon in Petersburg hatte er von ihm gehört. Dafür war Neljudoff der einzige Mensch in der ganzen Welt, den unser beleidigter Staatsanwalt aufrichtig in sein Herz schloß.

Auf der Fahrt nach Mokoje hatten sie schon gewisse Punkte besprochen, und so verstand denn Neljudoffs spitzfindiger Verstand genau, was jeder Wink, jede Bewegung im Gesicht seines älteren Amtsgenossen besagen wollte. Ein halbes Wort, ein Blick, ein Augenzwinkern reichte hin.

„Meine Herren,“ fuhr Mitja geschäftig fort, „überlassen Sie es ruhig mir, alles zu erklären. Ich setze Ihnen alles sachgemäß auseinander; nur bitte ich Sie, mich nicht mit den Kleinigkeiten zu unterbrechen.“

„Das ist selbstverständlich das Beste. Doch ehe wir dazu übergehen, bitte ich, noch eine Tatsache feststellen zu dürfen, die für uns von großer Wichtigkeit ist. Sie haben gestern abend ungefähr um fünf Uhr von Ihrem Freunde Piotr Njitsch Perchotin zehn Rubel geborgt und ihm dafür Ihre beiden Pistolen als Pfand gelassen.“

„Ja, ich hatte sie für zehn Rubel versetzt. Was ist dabei? Als ich von der Ausfahrt zurückgekehrt war, ging ich sofort zu ihm und versetzte sie.“

„Sie waren also ausgefahren, hatten die Stadt verlassen?“

„Über vierzig Werst war ich weggefahren. Wußten Sie das nicht, meine Herren?“

Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter blickten sich flüchtig an.

„Wie wäre es, wenn Sie Ihre Darstellung beginnen würden mit der genauen Wiedergabe alles dessen, was Sie seit gestern morgen getan haben? Gestatten Sie mir die Frage: Warum verließen Sie die Stadt, wann sind Sie weggefahren und wann wiedergekommen?“

„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“ fragte Mitja laut auflachend. „Genau genommen müßte ich nicht mit dem gestrigen, sondern mit dem vorgestrigen Tage anfangen und zwar frühmorgens; dann erst verstehen Sie, warum ich fuhr. Vorgestern am Vormittag begab ich mich zum hiesigen Großkaufmann Samssonoff, um von ihm gegen die sicherste Bürgschaft dreitausend Rubel zu borgen. Zu diesem äußersten Schritte hatte ich mich entschlossen, meine Herren . . .“

„Gestatten Sie, daß ich Sie einen Augenblick unterbreche,“ fiel ihm der Staatsanwalt höflich ins Wort, „wozu brauchten Sie auf einmal diese Summe, und warum gerade dreitausend Rubel?“

„Ach, warum immer das Nebensächliche! Wie, wann und warum, und warum genau soviel und nicht soviel mit allem, was drum und dran hängt! Drei Bände reichten für die Erzählung nicht aus; es müßte noch ein Nachwort sein!“

Mitja sagte es mit der gutmütigen, doch ungeduldigen Offenherzigkeit eines Menschen, der die besten Absichten hat, die volle Wahrheit zu sagen.

Doch er besann sich sofort.

„Verzeihen Sie nur die Unhöflichkeit, meine Herren. Seien Sie nochmals versichert, daß ich die tiefste Ehrerbietung für Sie empfinde und meine gegenwärtige Lage sehr gut verstehe. Glauben Sie nicht, daß ich betrunken bin. Ich bin ganz nüchtern geworden. Was wäre schließlich dabei; das würde weiter nicht stören, denn bei mir heißt es doch:

Ist er nüchtern, so ist er klug, nämlich dumm,
ist er trunken, so ist er dumm, nämlich klug.

Haha! Übrigens steht mir vorläufig nicht zu, meine Herren, einen Scherz zu machen, vorläufig, bis wir ins reine gekommen

sind. Ich werde die nötige Würde bewahren. Weiß ich doch recht wohl, welch ein Unterschied augenblicklich zwischen uns besteht. Ich sitze vor Ihnen als Verbrecher, bin alles andere, nur nicht mit Ihnen auf gleicher gesellschaftlicher Stufe, und Ihre Pflicht ist es, mich zu verhören. Sie werden mir für die Verwundung Grigoris nicht wie einem braven Jungen freundlich über den Kopf fahren. Alten Männern darf man nicht ungestraft den Schädel einschlagen. Seinetwegen werden Sie mich, sagen wir: auf ein halbes Jahr, vielleicht auch ein Jahr ins Zuchthaus sperren — ich weiß nicht, wie Sie verurteilen — aber doch ohne Verlust meiner Ehrenrechte, Herr Staatsanwalt! Also, wie gesagt, meine Herren, ich verkenne den Unterschied durchaus nicht. Aber Sie müssen mir zugeben, daß Sie mit solchen Fragen selbst Gott den Herrn in Verwirrung bringen können: wohin bist du gegangen, wie bist du gegangen, wann bist du gegangen, warum bist du gegangen und so fort? Ich muß doch dabei verwirrt werden; und Sie fassen dann alle meine Worte als buchstäbliche Wahrheit auf und lassen sie sofort niederschreiben. Was kommt dabei heraus? Nichts kommt dabei heraus. — Bin ich einmal ins Schwazzen gekommen, muß ich mich auch aussprechen. Sie, meine Herren, dürfen es als Männer höherer Bildung und Ehrenmänner mir nicht übelnehmen. Lassen Sie mich mit der Bitte schließen: versuchen Sie doch, meine Herren, in diesem Falle einmal die abgedroschenen Verhörsvorschriften zu vergessen. Da heißt es: Zuerst mußt du etwas ganz Unwichtiges fragen. Wie ist er aufgestanden, was hat er gegessen, wie hat er gespuckt, und wohin hat er gespuckt? Ist auf diese Weise die Aufmerksamkeit des Verbrechers eingeschläfert, dann muß man ihm plötzlich mit der wichtigsten Frage verblüffen: Wie hast du erschlagen und gestohlen? Darin steckt der ganze Bürogeist; hinter diesen Regeln und Formeln versteckt sich Ihre ganze Schlaueit! Aber mit solchen Kniffen können Sie höchstens Bauern fangen, nicht mich. Ich kenne die Sache, bin Offizier gewesen und weiß, wie es in den Büros hergeht. Hahaha! Lassen Sie es sich nicht verdrießen, meine Herren; Sie verzeihen mir einen Ausfall gegen die Pedanten in Ihrem Fache?" rief er lachend und sah sie mit höchst verwunderlicher Gutmütigkeit an. „Das hat

Mitja Karamasoff gesagt, dem kann man es nicht übel nehmen. Einem klugen Menschen verzeiht man es nicht, dem Mitja aber selbstverständlich! Haha!“

Neljudoff hörte zu und lachte gleichfalls. Der Staatsanwalt lachte nicht, betrachtete aber Mitja mit scharfem Blick, als wolle er sich kein einziges Wort, nicht die geringste Bewegung oder Veränderung seines Gesichtes entgehen lassen.

„So haben wir es mit Ihnen nicht gemacht,“ meinte Neljudoff immer noch lachend. „Wir haben an Sie keine einzige solche Frage gestellt: wann sind Sie aufgestanden, was haben Sie gegessen? und ähnliches, sondern sind gleich zum Wesentlichen übergegangen.“

„Ich weiß, ich weiß! Ich habe es wohl verstanden und verstehe es auch zu schätzen, und noch mehr schätze ich es, daß Sie so gütig zu mir sind, was Ihrer Gesinnung nur Ehre macht. Wir drei sind hier zusammengekommen, drei Ehrenmänner; und so mag denn auch alles auf dem gegenseitigen Vertrauen gebildeter Menschen beruhen, dreier Menschen derselben Gesellschaftsklasse, die durch ihren Adel und ihre Ehre verbunden sind. Jedenfalls erlauben Sie mir, Sie in dieser Stunde für meine besten Freunde zu halten, in dieser Stunde, wo meine Ehre herabgezogen wird; das verletzt Sie doch nicht, meine Herren?“

„Im Gegenteil, Dimitri Fedorowitsch; Sie haben sich vorzüglich ausgedrückt,“ stimmte ihm der Untersuchungsrichter ernst, aber wohlwollend bei.

„Und die Nebensachen, alle diese spitzfindigen Fußangeln zum Teufel!“ rief Mitja ganz Feuer und Flamme, „sonst kommt nur Unsinn heraus.“

„Ich billige vollkommen Ihren vernünftigen Vorschlag,“ fiel unerwartet der Staatsanwalt ein; „indes kann ich nicht von meiner Frage ablassen. Es ist für uns von zu großer Wichtigkeit zu erfahren, wozu Sie gerade dreitausend Rubel brauchten?“

„Wozu ich sie brauchte? Nun, zu diesem und jenem. Sagen wir zur Begleichung einer Schuld.“

„An wen zu bezahlen?“

„Das zu sagen, verweigere ich, meine Herren. Nicht etwa,

weil ich es nicht sagen kann oder nicht wage oder mich fürchte, sondern weil es sich um einen Grundsatz von mir handelt. Es geht mein Privatleben an, und ich erlaube niemandem, sich dahinein zu mischen. Ihre Frage hat mit der Sache nichts zu tun; und alles, was nicht zur Sache gehört, ist meine Privatangelegenheit. Eine Schuld wollte ich abtragen, eine Ehrenschuld — doch an wen, das sage ich nicht!"

„Gestatten Sie, daß wir es niederschreiben,“ sagte der Staatsanwalt.

„Bitte. Schreiben Sie genau, wie ich angab: Daß ich es nicht sage, daß ich es sogar für ehrlos halte, es zu sagen. Weiß Gott, Sie haben aber viel Zeit zum Schreiben!"

„Gestatten Sie mir noch, Sie daran zu erinnern, falls Sie es nicht wissen sollten,“ bemerkte sofort mit besonderem Nachdruck der Staatsanwalt, „daß Sie das volle Recht haben, auf die Fragen, die wir Ihnen vorlegen, die Antwort zu verweigern, und daß wir wiederum kein Recht haben, die Antworten Ihnen irgendwie abzubringen, wenn Sie aus irgendeinem Grunde sie nicht geben wollen. Das hängt ganz von Ihrem persönlichen Erwägen ab. Aber wir müssen Sie in solchem Falle auf den Schaden aufmerksam machen, den Sie sich selbst zufügen, wenn Sie sich weigern, die eine oder andere Aussage zu machen.“

„Meine Herren, ich bin ja gar nicht böse,“ entgegnete Mitja etwas bestürzt durch die nachdrückliche Bemerkung des Staatsanwalts. „Nun ja, dieser selbe Samssonoff, den ich damals aufsuchte . . .“

Dimitri Fedorowitsch wollte alles ganz ausführlich erzählen und doch in seiner Ungeduld möglichst bald zu Ende kommen. Aber je mehr er sagte, desto mehr wurde zu Protokoll genommen, und immer wieder wurde er unterbrochen. Das behagte ihm gar nicht, und er ärgerte sich, wenn er vorläufig auch noch gutmütig blieb.

Allerdings rief er zuweilen: „Meine Herren, das würde selbst einen Gott aus der Haut bringen,“ oder: „Meine Herren, Sie regen mich ganz unnötig auf.“

So erzählte er, wie ihn vor zwei Tagen Samssonoff zum

Narren gehabt hatte; dahinter war er inzwischen gekommen. Die Mitteilung vom Verkauf der Uhr für sechs Rubel rief sofort das größte Interesse der Juristen wach, die davon noch nichts gewußt hatten. Zu Mitjas maßlosem Verdruß hielten sie es für angezeigt, die Tatsache ausführlich niederzuschreiben als neuerliche Bestätigung der Tatsache, daß er schon am Abend des vorhergehenden Tages keine Kopeke mehr besessen hatte. Mitjas Gesicht wurde allmählich immer düsterer.

Er erzählte noch von der Fahrt zum Ujagawi und von der Nacht, die er in der dunsterfüllten Stube verbracht hatte, und kam dann auf seine Rückkehr in die Stadt zu sprechen. Ausführlich begann er, ohne darum gebeten zu sein, die Eifersuchtsqualen um Gruschenka zu schildern. Schweigend und aufmerksam hörten die beiden Herren zu und merkten sich besonders das eine, daß er schon seit längerer Zeit einen Beobachtungsposten in der Hinterstraße hatte, von wo aus er Gruschenka auflauerte, und daß Smerdjakoff ihm Nachrichten überbrachte. Letzteres wurde ausführlich niedergeschrieben.

Von seiner Eifersucht sprach Mitja in erregtem Ton. Er schämte sich zwar, seine tiefsten Gefühle schmachvoll der Öffentlichkeit preiszugeben; doch zwang er sich immer wieder, diese Scham zu überwinden und die volle Wahrheit zu sagen. Die teilnahmslos strengen Blicke des Untersuchungsrichters und besonders des Staatsanwalts, die während der ganzen Erzählung auf ihn gerichtet waren, verwirrten ihn schließlich ziemlich stark.

„Dieser Milchbart, mit dem ich noch vor ein paar Tagen Dummheiten über die Weiber geschwast habe, und dieser schwindfüchtige Staatsanwalt sind es wirklich nicht wert, daß ich mein Innerstes so offen ihnen darlege,“ ging es ihm durch den Sinn. „O die Schande! Doch trage dein Leid, mein Herz, ergib dich und schweige!“

Mit diesen Worten überwand er seine traurigen Gedanken und nahm sich von neuem zusammen, um fortzufahren.

Als er zur Erzählung seines Besuches bei Frau Chochlakoff kam, ärgerte er sich noch nachträglich über sie und wollte schon ein lustiges Geschichtchen über diese Frau zum besten

geben, das er kürzlich gehört hatte; aber der Untersuchungsrichter bat ihn höflich, sich an das Wesentliche zu halten.

Bei der Schilderung seiner verzweifelten Stimmung, in der er aus dem Chochlakoff'schen Hause davongelaufen war und einen Augenblick sogar daran dachte, wenn nichts anderes dazwischenkäme, irgend jemanden zu erwürgen, um sich die Dreitausend zu verschaffen, wurde er wieder unterbrochen. Denn auch die Bemerkung, daß er jemand hatte erdrosseln wollen, mußte niedergeschrieben werden. Mitja ließ es wortlos geschehen.

Endlich gelangte er zu dem Augenblick, wo er erfuhr, daß Gruschenka ihn betrogen hatte und daß sie Samssonoff bald nach seinem Abschied von ihr vor der Haustür wieder verlassen hatte, während er der Meinung gewesen war: sie werde bis Mitternacht beim Alten bleiben.

„Wenn ich in diesem Augenblick die Fenja nicht erschlug, so geschah es nur deshalb, weil ich keine Zeit hatte,“ entfuhr es ihm bei dieser Stelle seines Berichtes.

Auch das wurde sofort niedergeschrieben. Mit düsterer Miene antwortete Mitja und wollte darauf zur Erzählung übergehen, wie er zum Vater in den Garten gelaufen war. Da unterbrach ihn plötzlich der Untersuchungsrichter und zog aus seiner großen Tasche, die neben ihm auf dem Tisch lag, eine messingene Mörserkeule hervor.

„Kennen Sie diesen Gegenstand?“ fragte er Mitja.

„Selbstverständlich!“ sagte dieser mit finsterem Lächeln.

„Sie brauchen sie mir gar nicht zu zeigen.“

„Sie haben vergessen, sie zu erwähnen,“ bemerkte der Untersuchungsrichter.

„Ich hätte es sicherlich nicht verheimlicht, seien Sie unbeforgt. Ohne dieses Ding wäre es nicht gegangen, was meinen Sie? Ich habe es im Augenblick nur ganz vergessen.“

„Würden Sie uns gütigst erklären, wie und wo Sie sich mit dieser Mörserkeule bewaffnet haben?“

„Zu Befehl, ich werde es gütigst tun, meine Herren.“

Mitja erzählte, wie er sie bei Fenja ergriffen hatte und mit ihr davongelaufen war.

„Was wollten Sie damit tun? Welches Ziel hatten Sie im Auge, als Sie sich mit der Waffe versahen?“

„Welches Ziel? Gar kein Ziel! Ich nahm sie und lief hinaus.“

„Warum nahmen Sie sie denn, wenn Sie kein Ziel im Auge hatten?“

In Mitja kochte der Groll auf. Starr sah er dem Milchbart in die Augen und lächelte boshaft. Der eigentliche Grund der Wut war der, daß er sich immer mehr schämte, diesen Leuten so ausführlich von seiner Eifersucht erzählt zu haben.

„Ich spucke darauf!“ entfuhr es ihm plötzlich.

„Sie meinten?“

„Nur um mich der Hunde zu erwehren . . . für alle Fälle im Dunkeln.“

„Haben Sie auch früher des Nachts eine Waffe mitgenommen, wenn Sie die Dunkelheit so fürchten?“

„Meine Herren, mit Ihnen kann man wirklich nicht reden!“ rief Mitja aufs äußerste gereizt und hochrot im Gesicht vor Wut. Dann wandte er sich an den Schreiber und schrie ihn an mit einer Stimme, aus welcher seine Erbitterung nur zu deutlich herausklang:

„Schreibe sofort . . . sofort . . . daß ich die Mörserkeule ergriffen habe, um hinzulaufen und meinen Vater Fedor Pawlowitsch zu ermorden . . . durch einen Schlag auf den Schädel. Sind Sie jetzt zufrieden, meine Herren? Hat Ihre liebe Seele jetzt Ruhe?“ fragte er mit herausforderndem Blick auf den Untersuchungsrichter und den Staatsanwalt.

„Wir begreifen sehr gut, daß Sie diese Worte soeben in der Gereiztheit und im Ärger über uns und unsere Fragen gesprochen, die wir an Sie stellen und die Sie für lächerliche Hintergedanken und Fuhangeln halten, die aber in Wirklichkeit von großer Wichtigkeit sind und nur zur Aufklärung dienen!“ gab der Staatsanwalt trocken zur Antwort.

„Ja, ich habe die Mörserkeule ergriffen! Aber wozu nimmt man bisweilen in der Erregung einen Gegenstand in die Hand? Ich weiß es nicht. Ich nahm das Ding und lief hinaus. Das ist alles, meine Herren, geben Sie sich zufrieden, oder ich sage kein Wort mehr!“

Er lehnte den Ellenbogen auf die Tischkante und stützte den

Kopf in die Hand. So saß er da, halb abgewandt von den beiden, und sah zur Wand und versuchte, des in ihm aufsteigenden bitteren Gefühls Herr zu werden. Am liebsten wäre er sofort aufgesprungen und hätte ihnen zugerufen:

„Ich sage kein Wort mehr. Bringt mich meinetwegen aufs Blutgerüst!“

„Meine Herren,“ begann er plötzlich und bezwang sich mit Mühe. „Ich höre Sie fragen, und es kommt mir dabei vor wie . . . Zuweilen habe ich einen Traum, sehr oft sogar, einen ganz besonderen Traum. Es ist mir, als ob mich jemand verfolge, vor dem ich mich entsetzlich fürchte; er verfolgt mich im Dunkeln, mitten in der Nacht, sucht mich und ich verstecke mich vor ihm hinter einer Tür oder einem Schrank in feigster Weise. Seltsam ist, daß er genau weiß, wo ich mich vor ihm verstecke, aber er tut absichtlich so, als wisse er nicht, wo ich bin; er verstellt sich, um meine Angst zu verlängern, um seine Freude daran zu haben. So machen Sie es jetzt auch, genau so!“

„Solche Träume haben Sie?“ erkundigte sich der Staatsanwalt.

„Ja, solche Träume. Wollen Sie es vielleicht nicht auch niederschreiben?“ fragte Mitja mit spöttischem Lächeln.

„Nein, das schreiben wir nicht nieder. Aber Sie haben interessante Träume.“

„Doch jetzt ist es kein Traum mehr. Jetzt ist dieses wirkliche Leben da, meine Herren! Ich bin der Wolf, Sie sind die Jäger. Heßen Sie mich!“

„Diesen Vergleich haben Sie vollkommen ohne Grund gemacht,“ wollte der Untersuchungsrichter äußerst lebenswürdig abweisen; doch Mitja unterbrach ihn.

„Nicht ohne Grund, meine Herren, durchaus nicht ohne Grund!“

Er brauste wieder auf. Aber durch den plötzlichen Zornausbruch fühlte er sich gleich erleichtert und wurde mit jedem Worte wieder ruhiger und friedlicher.

„Glauben Sie meinetwegen einem Verbrecher oder Verurteilten nicht, den Sie mit Ihren Fragen peinigen; aber an dem edelmütigsten Menschen, meine Herren, an dem edelsten

Auffschwung der Seele — das spreche ich offen aus — daran dürfen Sie nicht zweifeln; dazu haben Sie kein Recht. Doch soll ich fortfahren?“ brach er finster ab.

„Bitte, haben Sie die Güte!“ antwortete der Untersuchungsrichter.

5

Das dritte Fegefeuer

Mitja sprach zwar in weichem Ton und mürrisch; doch bemühte er sich augenscheinlich, nicht das Geringste zu vergessen, sondern vielmehr auch die unbedeutendsten Kleinigkeiten wiederzugeben. Er erzählte, wie er über den Zaun in den Garten des Vaters hinabgesprungen war, wie er sich ans Fenster geschlichen und was er dort gesehen hatte. Klar und bestimmt, als lege er Wert auf jedes Wort, sprach er von jenen Empfindungen, die ihn in jenen Augenblicken im Garten erfüllt hatten, als er so dringend erfahren wollte, ob Gruschenka beim Vater war oder nicht. Doch sonderbarerweise hörten ihn diesmal Staatsanwalt wie Untersuchungsrichter mit auffallender Zurückhaltung an und stellten weit weniger Fragen.

„Sie haben sich geärgert und spielen die Gekränkten,“ dachte Mitja. „Meinetwegen. Hol sie der Teufel!“

Als er erzählte, wie er sich entschlossen hatte, dem Vater das Zeichen zu geben, daß Gruschenka gekommen sei, um sich zu vergewissern, ob er allein sei, und wie der Alte das Fenster geöffnet, ließ sie das Wort „Zeichen“ gänzlich gleichgiltig, als sei es ihnen nicht zum Bewußtsein gekommen, welche Bedeutung das Wort hatte, so daß es selbst Mitja auffiel. Als er dann schließlich zu dem Augenblick kam, wie er beim Erblicken des hell beleuchteten Gesichtes seines Vaters den Haß von neuem in sich aufsteigen gefühlt und die Mörserkeule aus der Tasche gerissen hatte, verstummte er wie mit Absicht. Er

sah nach der Wand, obwohl er fühlte, wie die Blicke der beiden anderen gebannt an seinen Zügen hingen.

„Und?“ fragte der Untersuchungsrichter. „Sie rissen die Waffe heraus — und was geschah?“

„Was geschah? Ich erschlug ihn — zielte genau auf den Scheitel und schlug ihm den Schädel ein. So muß es doch nach Ihrer Meinung sich zugetragen haben, nicht wahr?“

Seine ganze wilde Erregung, die sich bereits gelegt hatte, flammte wieder mächtig in ihm auf.

„Nach unserer Meinung, ja,“ bestätigte der Untersuchungsrichter; „und nach Ihrer?“

Mitja senkte den Blick und schwieg lange.

„Nach meiner Meinung, meine Herren, war es nicht so,“ sagte er leise. „Waren es jemandes Tränen, war es das Gebet meiner Mutter zu Gott, oder trat mein guter Engel zu mir in jenem Augenblick — ich weiß es nicht. Aber der Teufel in mir war überwunden. Ich stürzte vom Fenster fort und lief zum Zaun. Mein Vater erschrak; denn erst jetzt bemerkte er mich und sprang zurück vom Fenster — das weiß ich noch ganz genau. Ich lief durch den Garten zum Zaun. Dort holte mich Grigori ein und ergriff mich am Bein, als ich schon auf dem Zaune saß.“

Mitja erhob seinen Blick zu seinen Zuhörern. Mit der gelassensten Ruhe schienen diese auf ihn zu sehen. Da war es Mitja, als krampfte sich sein Herz vor Unwillen zusammen.

„Sie machen sich nur lustig über mich, meine Herren!“ unterbrach er sich.

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Weil Sie mir kein Wort glauben. Ich bin doch zu dem Hauptpunkt gekommen. Mein Vater liegt da mit eingeschlagenem Schädel — und ich erzähle, wie ich ihn erschlagen wollte, schon die Mörserkeule herausriß und dann vom Fenster weglaufe. Das ist ja erdichtet! Dem braven Jungen kann man jedes Wort glauben! Haha! Spötter sind Sie, meine Herren!“

Damit drehte er sich ganz auf dem Stuhl herum, daß dieser in den Fugen krachte.

„Haben Sie vielleicht gemerkt,“ fragte der Staatsanwalt, als beachte er Mitjas Aufregung weiter gar nicht, „als Sie vom Fenster zum Zaun liefen: war die Tür, die am anderen Ende der Gartenseite des Hauses liegt, offen oder geschlossen?“

„Sie war nicht offen.“

„Nicht?“

„Sie war sogar verschlossen. Wer konnte sie denn öffnen? Warten Sie — die Tür?“ rief er, als besinne er sich, und zuckte zusammen. „Haben Sie die Tür offen vorgefunden?“

„Ja, offen.“

„Wer hat sie öffnen können, wenn Sie es nicht selbst getan haben?“ fragte Mitja höchst verwundert.

„Die Tür stand weit offen. Der Mörder Ihres Vaters ist zweifellos durch diese Tür eingedrungen und nach vollbrachtem Mord zu der selben Tür wieder hinausgegangen,“ sagte langsam und deutlich der Staatsanwalt, wobei er jede Silbe gleichsam einzeln betonte. „Das ist uns vollkommen klar. Der Mord ist augenscheinlich im Zimmer verübt worden und nicht durch das Fenster. Das ergibt deutlich die Besichtigung an Ort und Stelle, die Lage des Körpers und alles andere. Über diesen Punkt kann kein Zweifel bestehen.“

Mitja war vollständig bestürzt.

„Das ist unmöglich, meine Herren!“ rief er, ganz aus der Fassung gebracht. „Ich bin nicht hineingegangen, bestimmt nicht! Ich versichere Sie: die Tür war verschlossen, solange ich mich im Garten aufhielt und noch als ich aus dem Garten hinauslief. Ich habe unter dem Fenster gestanden. Haarscharf entsinne ich mich dessen bis zum letzten Augenblick. Selbst wenn ich mich nicht genau entsinnen würde, weiß ich doch, daß es unmöglich ist, denn die Zeichen waren nur mir, Smerdjakoff und dem Toten bekannt. Ohne diese Zeichen hätte er niemandem die Tür geöffnet.“

„Zeichen? Was sind das für Zeichen?“ fragte sogleich mit zufahrender, krampfhafter Neugier der Staatsanwalt. Er büßte seine ganze Zurückhaltung ein.

Er fragte, als ob er sich vorsichtig heranschleichen wolle. Eine wichtige Tatsache witterte er, von der er noch nicht

wußte, und sofort empfand er die größte Angst, Mitja könne nicht ganz mit der Sache herausrücken.

„Das wußten Sie gar nicht?“ fragte Mitja und sah ihm mit boshaftem Lächeln ins Gesicht. „Wenn ich es nicht sage? Von wem wollen Sie es denn erfahren? Um diese Zeichen wußte nur der Verstorbene, ich und Smerdjäkoff, wir drei — und noch der Himmel; doch der wird es Ihnen nicht sagen. Wie interessant ist dieses Pünktchen! Was könnte man nicht an Schlüssen alles darauf aufbauen! Haha! Beruhigen Sie sich, meine Herren, ich werde es Ihnen sagen. Sie denken sich sonst wieder Dummheiten zusammen. Übrigens wissen Sie noch gar nicht, mit wem Sie zu tun haben. Sie haben es, meine Herren, mit einem Angeklagten zu tun, der aus freien Stücken gegen sich selbst ausagt, zu seinem Nachteil! So ist es. Ich bin ein Mensch von Ehre — aber Sie sind es nicht!“

Der Staatsanwalt schluckte eine bittere Pille nach der anderen wortlos hinunter; er zitterte nur vor Ungeduld, diese neue Tatsache zu erfahren. Umständlich berichtete Mitja von den Zeichen und teilte alles mit, was irgendwie damit in Verbindung stand. Fedor Pawlowitsch habe sie sich für Smerdjäkoff ausgedacht. Er erklärte ihnen, was das erste Zeichen bedeuten sollte und klopfte sogar die Zeichen auf dem Tische vor. Auf die Frage des Untersuchungsrichters, ob auch er, Mitja, dieses Zeichen an das Fenster des Vaters geklopft habe, antwortete er mit feiner Stimme: er habe geradeso geklopft.

„Jetzt denken Sie sich etwas Schönes zusammen!“ brach Mitja kurz ab und wandte sich wieder mit unverhohlener Verachtung von ihnen ab.

„Um diese Zeichen wußten Ihr verstorbener Vater, Sie und der Diener Smerdjäkoff? Sonst niemand?“ erkundigte sich noch einmal der Untersuchungsrichter.

„Ja, der Diener Smerdjäkoff und dann noch der Himmel. Schreiben Sie auch den Himmel auf; das wird nicht überflüssig sein. Auch Ihnen wird Gott noch zu statten kommen.“

Natürlich begann das Schreiben wieder. Als man indes

fertig war, fragte der Staatsanwalt unvermittelt, als sei ihm ein neuer Gedanke gekommen:

„Aber wenn auch Smerdjäkoff um diese Zeichen gewußt hat und Sie aufs bestimmteste jede Schuld am Tode Ihres Vaters abweisen, sollte dann nicht er durch das verabredete Zeichen Ihren Vater veranlaßt haben, ihm die Tür zu öffnen, und er den Mord begangen haben?“

Mitja sah mit unsäglich spöttischem, zugleich aber wildem, haßerfülltem Blick dem Staatsanwalt in die Augen. Lange sah er ihn an, ohne ein Wort zu sagen, bis der Staatsanwalt zu blinzeln begann.

„Da haben Sie wieder den Fuchs gefangen!“ brach Mitja das Schweigen, „und dem Schlauberger den Schwanz eingeklemmt, haha! Ich durchschaue Sie vollkommen, Herr Staatsanwalt. Sie glaubten jedenfalls: ich würde sofort aufspringen und loschreien: ‚Nichtig, Smerdjäkoff ist der Mörder!‘ Geben Sie nur zu: etwas derartiges haben Sie erwartet.“

Doch der Staatsanwalt gab nichts zu. Er schwieg und wartete.

„Sie haben sich verrechnet. Ich werde Smerdjäkoff nicht beschuldigen!“ sagte Mitja.

„Sie verdächtigen ihn nicht einmal?“

„Verdächtigen Sie ihn denn?“

„Der Verdacht ist geäußert worden.“

Mitja sah zu Boden.

„Scherz beiseite, meine Herren!“ sagte er düster. „Bereits in dem Augenblick, als ich dort war — er zeigte auf den Vorhang — vorstürzte und Sie alle hier erblickte, zuckte mir der Gedanke durch den Kopf — ‚Smerdjäkoff‘, dachte ich sofort. Darauf sah ich hier am Tisch und versicherte unablässig, daß ich unschuldig sei an diesem Blute, und bei mir dachte ich die ganze Zeit: ‚Smerdjäkoff, bestimmt Smerdjäkoff!‘ Diesen Smerdjäkoff konnte ich nicht los werden. Und schließlich jetzt dachte ich wieder ‚Smerdjäkoff!‘ Aber nur einen Augenblick. Dann sagte ich mir: ‚Nein, nicht Smerdjäkoff!‘ Das ist keine Tat für ihn, meine Herren!“

„Haben Sie auch keinen Verdacht auf einen anderen Menschen?“ fragte vorsichtig der Untersuchungsrichter.

„Ich weiß nicht, wer oder was . . . ob die Hand des Himmels oder des Teufels ihn erschlagen hat! Jedenfalls nicht Smerdjäkoff!“ sagte Mitja bestimmt.

„Warum behaupten Sie so bestimmt, daß er es nicht getan hat?“

„Nach meiner Überzeugung, nach dem Eindruck, den er auf mich gemacht hat. Smerdjäkoff ist einer der gemeinsten Menschen, ein furchtbarer Feigling. Nicht nur ein Feigling, sondern der Feigste aller Feiglinge, der in Menschengestalt auf der Erde wandelt. Wenn er mit mir sprach, zitterte er vor Angst, ich könnte ihn erschlagen, während ich ihn mit keinem Finger anrührte, nicht einmal die Hand erhob. Er fiel auf die Knie vor mir nieder und weinte; sogar die Stiefel hat er mir geküßt, buchstäblich geküßt und mich angefleht, ihn nicht zu ängstigen. Er ist ein fränkliches Huhn, leidet überdies an der Fallsucht, ist ein Mensch mit schwachem Verstande, den jeder achtsjährige Knabe verprügeln kann. Ist denn das überhaupt ein Mensch? Nein, Smerdjäkoff kann es nicht gewesen sein, meine Herren. Auch aus Geld macht er sich nichts. Er wollte nicht einmal etwas für seine Dienste von mir nehmen. Warum hätte er ihn denn erschlagen sollen? Wissen Sie, daß er vielleicht der Sohn des Erschlagenen ist, sein unehelicher Sohn?“

„Wir haben von dem Gerücht gehört. Aber auch Sie haben gesagt, daß Sie den Vater erschlagen wollten.“

„Sie werfen, wie man zu sagen pflegt, einen Stein in meinen Garten, damit ich es nicht vergesse! Ein gemeiner Stein ist es, meine Herren! Aber ich fürchte mich nicht! Ich verstehe nicht, wie Sie mir das ins Gesicht sagen können! Das ist niedrig von Ihnen. Denn ich selbst sagte Ihnen, daß ich ihn nicht nur erschlagen wollte, sondern sogar erschlagen konnte; und ich habe freiwillig gestanden, daß ich ihn beinahe auch wirklich erschlagen hätte! Aber ich habe ihn nicht erschlagen! Davor hat mich mein Schutzengel bewahrt! Das haben Sie nicht bedacht. Darum ist es niedrig von Ihnen.

Hören Sie, Herr Staatsanwalt: Ich habe ihn nicht erschlagen!"

Er atmete schwer. So erschüttert war er während des ganzen Verhörs nicht gewesen.

„Was hat Smerdjäkoff Ihnen gesagt?“ fuhr er plötzlich auf nach kurzem Schweigen. „Darf ich Sie darnach fragen?“

„Gewiß. Sie dürfen uns alles fragen, was den Tatbestand angeht,“ antwortete der Staatsanwalt mit kalter, strenger Miene. „Ich wiederhole Ihnen: wir sind sogar verpflichtet, auf jede Ihrer Fragen einzugehen. Wir fanden den Diener Smerdjäkoff, nach dem Sie sich erkundigen, bewußtlos in einem starken epileptischen Anfall, der sich vielleicht zum zehntenmale wiederholte. Der Arzt, der uns begleitete und den Kranken untersuchte, erklärte: er werde wahrscheinlich den Morgen nicht mehr erleben.“

„Dann hat der Teufel den Vater erschlagen!“ entfuhr es Mitja, als habe er sich bis zu diesem Augenblick immer noch zweifelnd gefragt: „Ist es Smerdjäkoff oder nicht?“

„Darauf kommen wir später zurück,“ entschied der Untersuchungsrichter. „Wollen Sie jetzt Ihre Aussagen fortsetzen.“

Mitja bat, sich einen Augenblick erholen zu dürfen. Das wurde ihm gestattet. Nachdem er eine Weile vor sich hingedonnen hatte, fuhr er fort. Offensichtlich wurde es ihm schwer. Er war abgemattet und seelisch sehr mitgenommen. Zudem fing der Staatsanwalt an, jetzt bereits ganz absichtlich ihn durch fortwährende dumme Fragen nach den geringfügigsten Nebensachen zu reizen. Kaum hatte Mitja erzählt, wie er, auf dem Zaune sitzend, Grigori mit der Mörserkeule auf den Kopf geschlagen habe, da er von diesem am linken Bein festgehalten wurde — so unterbrach ihn der Staatsanwalt schon wieder und bat ihn, genauer zu beschreiben, wie er auf dem Zaun gesessen habe. Mitja wunderte sich.

„Herrgott! Ich saß rittlings auf dem Zaun, wie man eben auf einem Zaune sitzt: das eine Bein hüben, das andere drüben.“

„Und die Mörserkeule?“

„Die Mörserkeule hatte ich in der Hand.“

„Nicht in der Tasche? Erinnern Sie sich dessen so genau? Holten Sie weit aus zum Schlagen?“

„Wahrscheinlich. Aber warum fragen Sie?“

„Hätten Sie vielleicht die Güte, sich so auf den Stuhl zu setzen, wie Sie damals auf dem Zaune saßen und uns anschaulich vorzumachen, wie Sie ausholten, nach welcher Seite hin, und wie Sie geschlagen haben?“

„Wollen Sie Ihren Scherz mit mir treiben?“ fragte Mitja und maß den Staatsanwalt mit stolzer Miene. Doch dieser zuckte mit keiner Wimper.

Rasch drehte sich Mitja um, setzte sich rittlings auf den Stuhl und holte mit der Hand wie zum Schlagen aus.

„So habe ich geschlagen. Was wollen Sie noch?“

„Danke. Würden Sie uns jetzt noch genauer angeben: Warum sind Sie nochmals hinabgesprungen? Welchen Zweck, welche Absicht hatten Sie im Auge, als Sie es taten?“

„Ich sprang einfach zum verletzten Alten hinab. Weshalb, weiß ich selbst nicht.“

„Und doch waren Sie so erregt und auf der Flucht?“

„Ja, ich war erregt und auf der Flucht.“

„Wollten Sie ihm helfen?“

„Helfen, vielleicht auch helfen. Ich weiß es nicht mehr.“

„Ohne zu wissen, was Sie taten? Sie vermochten wohl nicht klar zu denken?“

„Doch, durchaus. Ich erinnere mich des Vorganges bis in die letzte Einzelheit. Ich sprang in den Garten zurück, um mich zu vergewissern, was ich angerichtet hatte, und wischte ihm das Blut mit meinem Taschentuche ab.“

„Wir haben Ihr Taschentuch gesehen. Sie hofften, den Verletzten ins Leben zurückzurufen?“

„Ich weiß nicht, ob ich es noch hoffte. Nur überzeugen wollte ich mich, ob er noch am Leben sei oder nicht.“

„Sie wollten sich also überzeugen. Und überzeugten Sie sich?“

„Ich bin kein Arzt und konnte nicht feststellen, ob er tot war oder noch lebte. In der Meinung, ihn erschlagen zu

haben, bin ich fortgelaufen; und doch ist er wieder zu sich gekommen?"

„Vollkommen, ich danke Ihnen,“ schloß der Staatsanwalt.
„Weiter wollte ich nichts wissen. Bitte, fahren Sie fort.“

Armer Mitja! Es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen zu sagen, obwohl er sich dessen sehr wohl erinnerte, daß er aus Mitleid hinzugesprungen war, daß er beim Anblick des vermeintlich Erschlagenen traurig vor sich hingegesprochen hatte: „Bist mir in den Weg gekommen, Alter, so liege denn!“ Daher schloß der Staatsanwalt aus seinen Aussagen, daß er trotz seiner Aufregung nur deshalb hinabgesprungen sei, um sich zu überzeugen, ob der einzige Zeuge seines Verbrechens lebe oder tot sei. Wie groß mußte die Entschlossenheit, Kaltblütigkeit und Überlegungskraft dieses Menschen selbst in einem solchen Augenblick gewesen sein! Der Staatsanwalt war sehr zufrieden. Er hatte einen reizbaren Menschen durch Kleinigkeiten dahin gebracht, daß er sich doch noch versprochen hatte.

Mitja fuhr gequält fort zu erzählen. Aber bald wurde er wieder unterbrochen. Diesemal von dem Untersuchungsrichter.

„Wie konnten Sie zur Magd Fedosija Markowna in die Küche gehen mit Ihren blutbefleckten Händen?“

„Ich wußte es doch gar nicht, hatte gar nicht bemerkt, daß sie blutig waren,“ erwiderte Mitja.

„Die Aussage ist sehr glaubwürdig. In solchen Fällen kommt es oft vor,“ sagte der Staatsanwalt mit einem Blick nach dem Untersuchungsrichter.

„Ich hatte es wirklich nicht bemerkt; da haben Sie ganz recht, Herr Staatsanwalt,“ bestätigte Mitja nochmals.

Dann folgte die Erzählung von seinem plötzlichen Entschluß, zu verschwinden und die Liebenden ungestört dahingehen zu lassen. Doch war er nicht mehr imstande, wie noch vor kurzem von seiner Königin zu sprechen und die Gefühle seines Herzens offen darzulegen. Es wäre ihm zu peinlich und zu sehr zuwider gewesen, davon zu diesen gefühllosen Menschen zu sprechen, die sich wie die Wanzen an ihm festgesogen hatten.

Daher antwortete er auf die wiederholte Frage nur kurz und schroff.

„Ich beschloß, mich zu erschießen. Wozu sollte ich noch leben? Diese Frage kam mir ganz von selbst. Ihr Beleidiger, dem ihre erste Liebe gehört hatte, war zurückgekehrt, um nach fünf Jahren das Geschehene wieder gutzumachen und sie zu heiraten. Da sah ich ein, daß für mich alles verloren war. Hinter mir lag das Blut Grigoris. Wozu sollte ich noch leben? So ging ich zu Perhotin, um die versehten Pistolen auszulösen, sie zu laden und mir bei Sonnenaufgang eine Kugel in den Kopf zu jagen.“

„Und in der Nacht noch ein tolles Gelage?“

„Ja, ein tolles Gelage. Zum Teufel! kommen Sie doch schneller zum Schluß, meine Herren. Unbedingt erschießen wollte ich mich, hier, ungefähr um fünf Uhr morgens. In meiner Tasche lag der Zettel; den hatte er bei Perhotin geschrieben, als die Pistole geladen war. Hier ist das Ding, lesen Sie,“ setzte er verächtlich hinzu.

Damit zog er das Papier aus der Westentasche und warf es auf den Tisch. Die beiden Herren lasen aufmerksam, was er am Abend vorher geschrieben hatte. Wie es sich gehörte, wurde der Zettel ins Protokoll aufgenommen.

„Und noch immer dachten Sie nicht daran, die Hände zu waschen, selbst als Sie bei Herrn Perhotin eintraten? Sie fürchteten also keinen Verdacht?“

„Was für einen Verdacht? Verdacht oder nicht — das war mir gleichgiltig. Ich hatte doch bereits den Entschluß gefaßt, nach Mokroje zu fahren und mich dort bei Sonnenaufgang zu erschießen. Niemand hätte vorher etwas erfahren oder mich daran hindern können. Wäre nicht dieser Zufall mit dem Vater dazwischen gekommen, hätten Sie sobald nicht von dem Vorgefallenen erfahren und wären natürlich auch nicht hergekommen. Der Teufel hat den Vater erschlagen; durch den Teufel haben Sie es so schnell erfahren. Wie sind Sie nur so schnell hergekommen? Es ist kaum glaublich!“

„Herr Perhotin teilte uns mit, daß Sie beim Eintreten in sein Zimmer Ihr Geld, ein ganzes Paket Hundertrubel-

scheine, in der blutigen Hand gehalten haben. Das hat auch der Knabe gesehen, der bei ihm aufwartet."

"So war es, ich entsinne mich."

"Jetzt gilt es die Beantwortung einer kleinen Frage: Können Sie uns vielleicht mitteilen," begann äußerst liebenswürdig der Untersuchungsrichter, "woher Sie plötzlich dieses viele Geld genommen haben. Aus dem Tatbestand und der Zeitberechnung folgt doch klar, daß Sie von Fedosija Markowna sich geradeswegs zu Herrn Perchotin begeben haben, also vorher wohl nicht in Ihrer Wohnung gewesen sind."

Der Staatsanwalt runzelte etwas die Stirn über diese so bestimmt gestellte Frage; er unterbrach indes den Untersuchungsrichter nicht.

"Ich bin allerdings nicht nach Hause gegangen," antwortete Mitja aufscheinend vollkommen ruhig. Doch hielt er den Blick zu Boden gesenkt.

"In diesem Falle gestatten Sie mir," begann Meljudoff nochmals, "die Wiederholung meiner Frage: Woher nahmen Sie plötzlich eine so große Summe, wenn Sie nach Ihrer eigenen Aussage noch um fünf Uhr . . ."

"Wenn ich um fünf Uhr noch kein Geld hatte und bei Perchotin die Pistolen für zehn Rubel versetzte und dann Frau Chochlatoff um dreitausend Rubel anging und von ihr nichts bekam und so fort die ganze Litanei," unterbrach ihn Mitja gereizt. "Ja, sehen Sie, meine Herren, um fünf Uhr noch keine zehn Rubel, und auf einmal tausende in den Fingern — höchst verdächtig, nicht wahr? Sie vergehen beide vor Angst: er sagt am Ende nicht, woher er das Geld genommen hat; und was dann? So ist es auch, meine Herren. Sie haben es erraten; ich sage es nicht, Sie werden es nicht erfahren."

Beide schwiegen eine Weile.

"Sie sehen doch ein, Herr Karamasoff, daß dieses zu erfahren für uns von großer Wichtigkeit ist," sagte schließlich ruhig und freundlich der Untersuchungsrichter.

"Das sehe ich vollkommen ein; aber ich sage es trotzdem nicht."

Da mischte sich auch der Staatsanwalt hinein und erinnerte

wieder daran, daß der Angeklagte nicht zu antworten brauche, wenn er es für vorteilhafter halte, wies jedoch auf den Schaden hin, den er sich zufüge, wenn er die Geldquelle verschweige, besonders da es sich um eine Frage von solcher Wichtigkeit handle.

„Und so weiter, meine Herren,“ fiel ihm Mitja ungeduldig ins Wort. „Ich habe die Predigt schon einmal gehört. Es ist mir selbst vollkommen klar, wie wichtig diese Frage ist, ja, daß von ihrer Beantwortung alles andere abhängt. Aber ich sage es trotzdem nicht!“

„Uns kann es schließlich gleichgiltig sein. Es ist nicht unsere, sondern Ihre Sache; und Sie schaden sich durch Ihr Schweigen nur,“ bemerkte der Untersuchungsrichter etwas gereizt.

„Scherz beiseite, meine Herren!“ Mitja hob die Augen und sah beide fest an. „Von Anfang an habe ich das Gefühl gehabt, daß wir über diesen Punkt mit den Köpfen aneinander kommen würden. Als ich meine Aussagen begann, lag alles andere noch in ungewisser Ferne; es wogte noch alles in undeutlichen Umrissen durcheinander, und ich war so kindlich einfältig, daß ich mit dem Vorschlage herausrückte, uns gegenseitig alles Vertrauen zu schenken. Jetzt sehe ich, daß von Vertrauen hier überhaupt nicht die Rede sein kann; denn wir mußten doch einmal auf diesen Punkt stoßen. Jetzt sind wir glücklich bei ihm angelangt! Ich kann nicht, und das genügt. Übrigens mache ich Ihnen keine Vorwürfe. Sie können mir nicht alles aufs Wort glauben, das begreife ich.“

Er verstummte. Seine Miene war finster.

„Aber wenn Sie Ihren Entschluß, das Hauptsächlichste zu verschweigen, nicht aufgeben wollen — können Sie uns wenigstens eine Andeutung machen, welche Gründe Sie zu einer für Sie gefährlichen Verheimlichung eines so wichtigen Punktes bewegen?“

Ein trübes, gleichsam nachdenkliches Lächeln umspielte Mitjas Lippen.

„Ich will Ihnen weiter entgegenkommen, als Sie von mir glauben, meine Herren, und will Ihnen sagen, warum ich es

nicht tun kann. Auch die gewünschte Andeutung sollen Sie erhalten, obgleich Sie es eigentlich nicht verdienen. Geben Sie acht, meine Herren! Ich verschweige es deshalb, weil etwas Schmachvolles sich für mich mit dem Gelderwerb verbindet. Die Antwort auf die Frage, woher ich dieses Geld genommen habe, würde eine Schmach über mich bringen, mit der man selbst die Ermordung und Beraubung meines Vaters nicht vergleichen könnte – wenn ich ihn erschlagen und beraubt hätte. Das ist der Grund, weshalb ich es nicht sagen kann. Der Schande wegen kann ich es nicht. Wollen Sie das auch niederschreiben, meine Herren?“

„Das muß aufgeschrieben werden,“ sagte der Untersuchungsrichter.

„Sie sollten es lieber nicht tun. Diese Andeutung mit der Schmach habe ich aus Gutmütigkeit gemacht; ich hätte es nicht zu sagen brauchen, habe es Ihnen sozusagen geschenkt. Und Sie wollen es gleich schwarz auf weiß zu Papier bringen! Aber meinetwegen schreiben Sie, was Sie wollen,“ brach er verächtlich und gereizt ab. „Ich fürchte Sie nicht und bleibe stolz vor Ihnen!“

„Wollen Sie auch nicht sagen, welcher Art diese Schmach ist?“ fragte wieder freundlich der Untersuchungsrichter.

Der Staatsanwalt runzelte ärgerlich die Stirn.

„Geben Sie sich weiter keine Mühe. Wozu in den Schmutz fassen? Habe ich mich doch schon an Ihnen beschmutzt. Sie sind es nicht wert, weder Sie noch sonst jemand. Genug davon, meine Herren, ich sage nichts mehr.“

Die Weigerung klang zu bestimmt. Der Untersuchungsrichter verzichtete, weiter in ihn zu dringen; doch sah er an der Miene des Staatsanwaltes, daß dieser noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte.

„Können Sie mir wenigstens das eine angeben: wie groß war die Summe, die Sie in der Hand hielten, als Sie bei Herrn Perhotin eintraten? Wieviel Rubel waren es?“

„Das gebe ich nicht an.“

„Herrn Perhotin haben Sie, glaube ich, gesagt, Sie hätten angeblich dreitausend Rubel von Frau Chochlakoff erhalten.“

„Möglicherweise habe ich es ihm gesagt. Aber genug, meine Herren, ich sage nicht, wieviel es gewesen ist.“

„Dann erzählen Sie uns, bitte, wie Sie nach Mokroje hinausgefahren sind und was Sie hier getan haben nach Ihrer Ankunft.“

„Fragen Sie lieber die Leute. Doch ich kann es ja schließlich auch erzählen.“

Trocken und flüchtig erzählte er. Von seiner Liebe sagte er kein Wort. Dafür erzählte er, wie er infolge der veränderten Lage der Dinge seinen Plan, sich zu erschießen, aufgegeben habe. Er erzählte ohne Angabe eines Grundes, ohne Eingehen auf Einzelheiten. Auch die beiden Zuhörer unterbrachen ihn nicht mehr. Es waren augenscheinlich Nebensachen, die sie nicht interessierten.

„Wir werden alles nachprüfen und beim Verhör der Zeugen darauf zurückkommen müssen. Es wird natürlich in Ihrer Gegenwart stattfinden,“ sagte der Untersuchungsrichter und schloß das Verhör. „Jetzt haben Sie vielleicht die Freundlichkeit und legen alles auf den Tisch, was Sie bei sich haben, vor allem sämtliches Geld, das sich augenblicklich in Ihrem Besitz befindet.“

„Das Geld, meine Herren? Ach so, ich sehe ein, daß es sein muß. Es wundert mich nur, daß Sie nicht schon früher versucht haben, ihre Neugier zu befriedigen. Allerdings sah ich vor Ihren Augen und konnte nicht fort. Hier ist mein gesamtes Geld; zählen Sie nach. So, das ist, glaube ich, alles.“

Er durchsuchte seine sämtlichen Taschen und zog alles hervor, was er an Geldstücken fand, selbst das Kleingeld. In seiner Westentasche fand er noch zwei Zwanziger: Man zählte das Geld, und es zeigte sich, daß es nur achthundertsechundsreisig Rubel und vierzig Kopeken waren.

„Das ist alles?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Alles.“

„Sie sagten soeben, als Sie Ihre Aussagen machten, daß Sie in der Kolonialwarenhandlung von Plotnikoff dreihundert Rubel bezahlt haben. Herrn Perhotin haben Sie zehn Rubel

gegeben, für die Fahrt zwanzig, hier haben Sie zweihundert verspielt, dann . . .“

Der Untersuchungsrichter rechnete alles zusammen, was Mitja noch bezahlt hatte, und Mitja half ihm bereitwillig. Jeder Kopeke erinnerte man sich, und alles wurde aufgeschrieben. Darauf rechnete der Untersuchungsrichter oberflächlich die Zahlen zusammen.

„Folglich müssen Sie mit diesen achthundert anfänglich ungefähr fünfzehnhundert Rubel gehabt haben.“

„Freilich,“ sagte Mitja trocken.

„Wie kommt es aber, daß alle behaupten, Sie hätten viel mehr gehabt?“

„Mögen sie es doch behaupten.“

„Sie selbst haben es ebenfalls behauptet.“

„Ja, ich habe es auch behauptet.“

„Das werden wir auch kontrollieren beim Verhör der anderen Personen. Ihres Geldes wegen beunruhigen Sie sich nicht. Es wird Ihnen selbstverständlich nach Beendigung des ganzen . . . zu Ihrer Verfügung stehen, wenn sich herausstellt oder vielmehr wenn bewiesen wird, daß Sie darauf ein unbestreitbares Anrecht haben. Und jetzt . . .“

Der Untersuchungsrichter erhob sich und erklärte Mitja mit fester Stimme, daß er gezwungen und verpflichtet sei, eine genaue Untersuchung und Besichtigung der Kleider wie auch alles übrigen vorzunehmen.

„Bitte, meine Herren, ich kann alle Taschen umkehren, wenn Sie wollen.“

Er machte sich allen Ernstes daran, seine Taschen umzukehren.

„Nein, Sie werden sich entkleiden müssen.“

„Was? Entkleiden? Pfui Teufel! Untersuchen Sie doch so!“

„Das ist unmöglich, Dimitri Fodorowitsch. Sie müssen Ihre Kleider ablegen.“

„Wie Sie wollen,“ brummte Mitja und fügte sich mit finsterner Miene, „nur, bitte, nicht hier, sondern hinter dem Vorhang. Wer wird die Besichtigung vornehmen?“

„Natürlich hinter dem Vorhange,“ sagte der Untersuchungsrichter und nickte zum Zeichen des Einverständnisses mit dem Kopf. Auf seinem jungen Gesicht prägte sich eine ganz besondere Wichtigkeit aus.

6

Der Staatsanwalt

Es begann etwas, das Mitja niemals erwartet hätte und das ihn in nicht geringes Erstaunen versetzte. Niemals im Leben, selbst im letzten Augenblick hätte er es für möglich gehalten, daß jemand so mit ihm verfahren könne; mit Dimitri Karamasoff. Es lag darin für ihn etwas Erniedrigendes, Nichtachtendes seiner Person. Er hätte sich nichts dabei gedacht, wenn man ihn aufgefordert hätte, seinen Rock auszuziehen. Aber man ersuchte ihn, sich noch weiter zu entkleiden. Ja, man ersuchte ihn nicht einmal, man befahl es ihm geradezu, wie er es recht wohl empfand. Aus Stolz und Verachtung unterwarf er sich den Anweisungen, ohne ein Wort zu erwidern.

Außer dem Untersuchungsrichter und dem Staatsanwalt traten, um der Durchsuhung beizuwohnen, noch einige Bauern hinter den Vorhang. „Zur Sicherheit natürlich,“ dachte Mitja, „vielleicht aber auch zu einem anderen Zweck.“

„Soll ich auch das Hemd ausziehen?“ fragte er scharf.

Der Untersuchungsrichter antwortete ihm nicht. Er war mit dem Staatsanwalt eifrig mit der Besichtigung des Rockes, der Beinkleider, der Weste und der Mütze beschäftigt; und ihr Mienenspiel legte bereits Zeugnis davon ab, daß die Untersuchung sie beide sehr in Anspruch nahm.

„Sie genieren sich wirklich nicht ein bißchen,“ dachte Mitja, „nicht einmal die einfachsten Formen der Höflichkeit beobachten sie.“

„Ich frage zum zweitenmal: Soll ich das Hemd ausziehen oder nicht?“ fragte er noch schärfer und gereizter.

„Regen Sie sich nicht auf, wir werden es Ihnen schon sagen,“ antwortete der Untersuchungsrichter in etwas obrigkeitlichem Ton. Wenigstens kam es Mitja so vor.

Inzwischen hielten mit halblauter Stimme der Untersuchungsrichter und der Staatsanwalt eine eifrige Beratung. Auf dem linken Rockschöß hatten sie große Blutspuren entdeckt, die bereits ganz trocken und hart waren. Desgleichen fanden sie auch auf den Beinkleidern Blutflecke. In Gegenwart der Bauernzeugen befühlte der Untersuchungsrichter eigenhändig den Rocktragen, die Aufschläge und sämtliche Nähte der Kleidungsstücke. Er suchte augenscheinlich etwas — und dieses Etwas konnte selbstverständlich nur Geld sein.

Am meisten erbitterte es Mitja, daß sie ihren Verdacht nicht einmal für sich behielten, sondern es offen aussprachen: er habe vielleicht Geld in die Kleider genäht.

„Sie gehen mit mir um, als hätten sie es mit einem Diebe und nicht mit einem Offizier zu tun,“ dachte er ingrimmig.

Geradezu mit einer verblüffenden Ungeniertheit teilten sie einander ihre Gedanken mit. So lenkte der Schriftführer, der ebenfalls hinter den Vorhang gekommen war, eifrig den Bemerkungen der Untersuchenden zuhörte und selbst Hand anlegte bei der Untersuchung, die Aufmerksamkeit Neljudoffs auf die Mütze, die insolge dessen nicht weniger sorgfältig befühlt wurde.

„Wissen Sie, wie seinerzeit der Schreiber Gridjenka hineinfiel?“ fragte der Schriftführer. „Er wurde damals zur Sommerszeit ausgeschiedt, um das Gehalt für die Kanzleibeamten in Empfang zu nehmen. Als er zurückkam, erklärte er: er habe das Geld in der Betrunktheit unterwegs verloren — und wo fand man es? Im Mützenrand. Die Hundert-rubelscheine waren zu Spiralen zusammengerollt und gerade da eingenäht.“

Beide Juristen erinnerten sich noch sehr gut des Falles Gridjenka. Es wurde dann beschlossen, Mitjas Mütze und Kleider zur genauen Untersuchung zurückzubehalten.

„Ist das etwa Blut!“ rief plötzlich Neljudoff, als er

den dunklen Rand an Mitjas rechter Manschette bemerkte.

„Ja, Blut,“ erwiderte Mitja kurz.

„Was für Blut ist es? Warum ist der Manschettenrand so umgebogen?“

Mitja erzählte, wie die Manschette blutig geworden war, als er Grigori das Blut vom Gesicht abgewischt hatte und wie er dann, als er sich bei Perchotin die Hände gewaschen, auf den Gedanken gekommen sei, den blutigen Rand einfach umzubiegen, so gut es ging.

„Dann müssen wir auch das Hemd nehmen — es ist ein sehr wichtiges Beweisstück.“

Mitja errötete und wurde wild.

„Soll ich nackt herumlaufen?“ schrie er.

„Machen Sie sich keine Sorge. Wir werden schon Abhilfe schaffen. Jetzt aber ziehen Sie bitte auch die Strümpfe aus.“

„Sagen Sie das im Ernst?“ fragte Mitja mit blinkenden Augen.

„Es ist uns nicht nach Scherz zumute!“ wies ihn der Untersuchungsrichter streng zurecht.

„Wenn es sein muß, werde ich . . .“ brummte Mitja, setzte sich aufs Bett und machte sich daran, seine Strümpfe auszuziehen.

Es war ihm unnatürlich. Alle waren angekleidet; nur er war ausgekleidet, und sonderbar! in diesem Zustande kam er sich vor ihnen beinahe schuldig vor. Vor allen Dingen fühlte er sich mit einemal viel niedriger als sie und gestand ihnen jetzt in seinem Herzen das Recht zu, auf ihn mit Geringschätzung herabzusehen.

„Wenn alle entkleidet sind, schämt man sich weiter nicht; ist man aber ganz allein entkleidet und wird obendrein von allen angesehen, dann ist es eine Schmach!“ ging es ihm immer wieder durch den Sinn. „Das ist ja ganz wie im Traum,“ dachte er, „nur im Traum habe ich zuweilen solche Schmach empfunden.“

Die Strümpfe auszuziehen, bereitete ihm eine ganz besondere Qual; denn sie waren nicht gerade mehr sauber; das-

selbe war mit den Unterbeinkleidern der Fall; und jetzt konnten es alle bemerken. Aber vor allen Dingen mißfielen ihm seine Füße. Aus irgendeinem Grunde hatte er sein ganzes Leben lang die beiden großen Zehen für mißgestaltet angesehen und sich besonders über den einen häßlichen, platten, dumm nach unten gebogenen Nagel der großen Zehe am rechten Fuß geärgert. Jetzt sollten alle es sehen. In unerträglichem Schamgefühl wurde er noch gröber und zwar absichtlich. Er riß sich selbst das Hemd vom Leibe.

„Wollen Sie nicht noch irgendwo nachsuchen, wenn Sie sich nicht schämen?“

„Nein, vorläufig ist es nicht nötig.“

„Soll ich hier nackt bleiben?“ schrie er sie wild an.

„Das läßt sich vorläufig nicht ändern. Setzen Sie sich, bitte, hierher. Hüllen Sie sich in die Bettdecke ein, wenn Sie wollen. Ich werde die Kleider jetzt fortnehmen.“

Alle Sachen wurden den Zeugen vorgelegt. Dann schrieb man das Ergebnis der Untersuchung auf. Schließlich ging der Untersuchungsrichter fort, und die Kleidungsstücke wurden ihm nachgetragen. Bald folgte ihm der Staatsanwalt. Bei Mitja blieben nur die Bauern zurück, die ihn schweigend umstanden und nicht aus den Augen ließen.

Mitja hüllte sich in die Decke, ihn fror. Seine nackten Beine baumelten über dem Bettrand, und es wollte ihm durchaus nicht gelingen, die Decke so umzunehmen, daß sie auch die Füße bedeckte. Der Untersuchungsrichter blieb auffallend lange fort, quälend lange.

„Der Kerl behandelt mich wie einen Hundejungen,“ dachte Mitja zähneknirschend. „Dieser Lump von Staatsanwalt ist gleichfalls hinausgegangen. Es wird ihm ekelhaft geworden sein, fortwährend einen Nackten anzusehen.“

Mitja war immer noch des Glaubens, daß man seine Kleider besichtige und bald zurückbringe. Wie groß war daher sein Ärger, als Meljudoff zurückkam und einer von den Bauern ihm ganz andere Kleider nachtrug.

„Da haben Sie etwas zum Anziehen,“ sagte der Untersuchungsrichter gutgelaunt und augenscheinlich sehr zufrieden

mit seinem Erfolge. „Herr Kalganoff opfert in diesem Falle Ihnen einen Anzug und auch ein reines Hemd. Zum Glück hatte er alles im Koffer bei sich. Ihre Unterbeinkleider und die Strümpfe können Sie behalten.“

Mitja geriet bei diesen Worten außer sich.

„Ich will keine fremden Sachen,“ schrie er. „Geben Sie mir meine eigenen!“

„Das ist unmöglich.“

„Geben Sie mir meine Sachen! Zum Teufel mit Kalganoff und seinen Kleidern! Und er selbst voran!“

Man mußte ihm lange zureden. Schließlich wurde er etwas ruhiger. Man erklärte ihm: seine Kleider seien mit Blut befleckt. Man habe Sie deswegen als Beweisstücke zurückbehalten müssen, habe also nicht einmal das Recht, ihm seine Kleider wiederzugeben im Hinblick auf den etwaigen Ausgang der Sache. Zuguterletzt sah Mitja es halbwegs ein. Finster verstummte er und überwand sich allmählich so weit, daß er sich anleidete.

Beim Anziehen bemerkte er, daß die Kleider feiner waren als seine eigenen, und erklärte: er wolle sich nicht gnädig beschenken lassen. Außerdem seien sie beängstigend enge.

„Soll ich in diesen Kleidungsstücken etwa die Rolle einer Vogelscheuche spielen, damit Sie eine Freude haben?“

Wieder redete man ihm zu: es sei durchaus nicht so schlimm; er übertreibe auch hier wieder. Kalganoff sei vielleicht nur ein bißchen größer; aber wie gesagt, es könne sich nur um ein bißchen handeln; höchstens seien die Beinkleider eine Idee zu lang. Der Rock war freilich in den Schultern zu eng.

„Man kann ihn ja kaum zuknöpfen,“ knurrte Mitja wütend. „Lassen Sie Herrn Kalganoff unverzüglich sagen, daß ich ihn nicht um seine Kleider gebeten habe, daß ich gegen meinen Willen zur Vogelscheuche aufgepugt werde.“

„Herr Kalganoff sieht es sehr wohl ein und bedauert . . . das heißt nicht, daß er seine Kleider hergegeben hat, sondern diesen ganzen Vorfall,“ erwiderte Neljudoff.

„Er mag sich selbst bedauern! Wohin jetzt? Soll ich hier sitzen bleiben?“

Man forderte ihn auf, wieder in das andere Zimmer zu treten. Mit verdrossener Miene kam Mitja hinter dem Vorhange hervor und bemühte sich, niemanden anzusehen. In den fremden Kleidern fühlte er sich beschimpft und das vor diesen Bauern, vor dem Dorffschulzen und vor diesem Trifon Borissyttsch, dessen Gesicht flüchtig an der Tür auftauchte und wieder verschwand.

„Der wollte mich in meinen neuen Kleidern sehen,“ dachte Mitja.

Er setzte sich wieder auf seinen früheren Platz. Das Ganze lastete auf ihm wie ein Alpdruck, kam ihm unendlich sinnlos vor, so daß er schon einen Augenblick meinte, den Verstand verloren zu haben.

„Was kommt jetzt? Rutenhiebe sind ja das einzige, das noch fehlt!“ sagte er, innerlich wutknirschend, zum Staatsanwalt.

An den Untersuchungsrichter wollte er sich überhaupt nicht mehr wenden, und er benahm sich absichtlich so, als halte er es für unter seiner Würde, mit ihm noch ein Wort zu wechseln.

„Der Schuft hat meine Strümpfe beguckt, als sei er blind; und obendrein hat der Schuft den Auftrag gegeben, die Strümpfe umzukehren, um allen zu zeigen, was für unsaubere Wäsche ich habe.“

„Jetzt werden wir wohl zum Verhör der Zeugen übergehen müssen,“ sagte der Untersuchungsrichter gleichsam als Antwort auf Mitjas Frage.

„Ja,“ sagte der Staatsanwalt nachdenklich, als überlege er sich noch etwas.

„Wir haben alles getan, Dimitri Fedorowitsch, was wir für Sie tun konnten,“ fuhr der Untersuchungsrichter fort. „Sie haben sich indes so schroff geweigert, die Herkunft der bei Ihnen gefundenen Summe anzugeben. Wir sehen uns daher in diesem Augenblick . . .“

Wie aus tiefen Gedanken fuhr Mitja auf.

„Was ist das für ein Stein?“ unterbrach er den Sprechenden und wies auf einen der großen Ringe an Meljudoffs rechter Hand.

„Stein?“ fragte verwundert der Untersuchungsrichter.

„Ja, dort der Ring am Mittelfinger, was ist das für ein Stein mit den Adern?“ versetzte Mitja ganz besonders gereizt und eigensinnig wie ein kleines Kind.

„Das ist ein Rauchtoperas,“ sagte Meljudoff lächelnd.
„Wenn Sie ihn besehen wollen, nehm ich ihn ab.“

„Nein, nehmen Sie ihn nicht ab!“ schrie ihn Mitja heftig an, der sich jetzt besonnen hatte und sich über sich selbst ärgerte.
„Nehmen Sie ihn nicht ab. Es ist nicht nötig. Meine Herren, Sie haben mein Herz besudelt. Glauben Sie wirklich, ich würde es Ihnen verheimlichen, wenn ich meinen Vater erschlagen hätte? Glauben Sie, ich würde lügen, Winkelzüge machen und mich verstecken? Das würde Dimitri Karamasoff nie tun, das würde er nie ertragen. Wenn ich schuldig wäre, würde ich, das schwöre ich Ihnen, nicht Ihre Ankunft und den Sonnenaufgang abgewartet haben, wie ich es mir vorgenommen hatte, sondern würde meinem Leben eher ein Ende gemacht haben. Nicht in zwanzig Jahren hab ich so viel gelernt als in dieser einzigen verwünschten Nacht. Wäre ich denn in dieser Nacht, in diesem Augenblick, an dieser Stelle so gewesen — würde ich so sprechen, mich so benehmen, so Sie und die Welt ansehen, wenn ich ein Watermörder wäre, während der sogar aus Versehen begangene Totschlag Grigoris mir diese ganze Nacht keine Ruhe gelassen hat — nicht etwa nur aus Angst, weil ich eine Bestrafung gefürchtet hätte? Aber die Schmach! Und Sie verlangen, daß ich solchen Spöttern, wie Sie sind, die nichts sehen und nichts glauben, auch noch die neue Schändlichkeit, die ich begangen habe, aufdecken und erzählen soll, selbst wenn mich das sofort von Ihrer Anschulldigung befreien könnte? Lieber als Zwangsarbeiter nach Sibirien! Wer die Tür zu meinem Vater geöffnet hat und durch diese Tür eingetreten ist, der hat ihn auch erschlagen, der hat ihn auch bestohlen! Wer das gewesen ist, weiß ich nicht, und es quält mich, daß ich es nicht weiß. Das eine aber weiß ich: Dimitri Karamasoff ist es nicht gewesen. Weiter kann ich Ihnen nichts sagen. Doch lassen Sie mich jetzt in Ruhe. Verschicken Sie mich, köpfen Sie mich, aber reizen Sie mich nur nicht mehr.

Ich habe mein letztes Wort gesprochen. Rufen Sie Ihre Häfcher!"

Mitja hatte gesprochen, als sei er entschlossen, nichts mehr zu sagen. Der Staatsanwalt hatte ihn die ganze Zeit scharf beobachtet. Kaum war Mitja verstummt, da bemerkte er mit der kältesten, ruhigsten Miene, als handle es sich um die gleichgiltigsten Dinge:

„Sie erinnerten soeben an die offene Tür. Gerade über sie können wir Ihnen sehr zur rechten Zeit, nämlich gerade jetzt, eine Aussage des alten Grigori Wassiljewitsch mitteilen, die für uns wie für Sie von großer Bedeutung ist. Der alte Diener, den Sie verwundet haben, hat uns auf unsere Fragen mitgeteilt, und zwar mit den bestimmtesten Worten, daß bereits in dem Augenblick, als er auf das Geräusch hin, das er, auf der Treppe stehend, im Garten zu vernehmen geglaubt hatte, zum Pförtchen gegangen und durch dieses offenstehende Pförtchen in den Garten eingetreten war — daß ihm bereits in diesem Augenblick, noch ehe er Sie in der Dunkelheit hatte laufen sehen, auf den ersten Blick das hellerleuchtete offene Fenster und zu gleicher Zeit die ihm viel näher liegende offene Tür aufgefallen sei, dieselbe Tür, von der Sie behaupten, daß Sie während Ihres ganzen Verweilens im Garten geschlossen gewesen sei. Ich will Ihnen nicht verheimlichen, daß Grigori Wassiljewitsch der bestimmtesten Überzeugung ist, Sie seien zu dieser Tür hinausgelaufen, wenn er Sie auch nicht hat hinauslaufen sehen, da Sie erst in einiger Entfernung, mitten im Garten zum Zaun hinlaufend, vor ihm aufgetaucht sind.“

Schon während der Rede war Mitja aufgesprungen.

„Unfsinn!“ brüllte er außer sich. „Das ist ein schändlicher Betrug! Er konnte keine offene Tür sehen; denn sie war damals verschlossen. Er lügt!“

„Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß er diese Aussage nur auf Grund seiner festen Überzeugung gemacht hat. Er schwankt nicht, er besteht darauf. Wir haben ihm die Frage mehrmals vorgelegt.“

„Ja, auch ich habe ihn mehrmals ausdrücklich danach gefragt,“ bestätigte eifrig der Untersuchungsrichter.

„Das ist aber nicht wahr! Entweder ist es eine Verleum-

„dung oder Sinnestäuschung eines Verrückten!“ schrie Mitja. „Es ist ihm nur so vorgekommen, im Fieber von der Wunde, nach dem Blutverlust, als er erwachte . . . und so phantasiert er noch.“

„Er hat die offene Tür nicht nach der Verletzung am Zaun gesehen, als er zu sich kam, sondern vorher, als er in den Garten trat.“

„Das kann nicht sein, das ist unmöglich! Aus ihm spricht der Haß gegen mich, er will mich verleumden. Er hat es gar nicht sehen können. Ich bin nicht durch die Tür gegangen,“ beteuerte Mitja atemlos.

Da wandte sich der Staatsanwalt zum Untersuchungsrichter und sagte bedeutsam:

„Zeigen Sie es.“

„Ist Ihnen dies bekannt?“ fragte dieser und legte einen großen Umschlag von dickem Papier auf den Tisch. Auf der Rückseite waren noch drei rote Siegel zu sehen. Der Umschlag war leer und an der einen Seite aufgerissen.

Mitja starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

„Das wird der Briefumschlag vom Vater sein,“ murmelte er, „in dem die Dreitausend lagen. Erlauben Sie die Aufschrift: ‚und Kücheln‘ . . . da! — Dreitausend!“ schrie er auf. „Dreitausend, sehen Sie hier!“

„Natürlich sehen wir es. Aber das Geld haben wir nicht mehr im Umschlag gefunden. Er war leer und lag auf dem Fußboden gleich vor dem Bett hinter dem Schirm.“

Einige Sekunden lang stand Mitja, wie vom Schläge gerührt.

„Meine Herren, das ist Smerdjäkoff!“ schrie er plötzlich laut. „Der hat ihn erschlagen, der hat ihn auch bestohlen! Nur er wußte, wo der Umschlag beim Vater versteckt war. Er ist es gewesen — jetzt ist es mir klar!“

„Aber auch Sie wußten um den Umschlag, und daß er unter dem Kopfkissen lag.“

„Niemand habe ich es gewußt. Ich habe ihn niemals gesehen, sehe ihn jetzt zum erstenmal. Durch Smerdjäkoff habe ich von ihm gehört. Er allein wußte, wo der Vater den Umschlag versteckt hatte. Ich habe es nicht gewußt,“ rief Mitja.

„Aber Sie haben uns ja selbst gesagt, daß der Umschlag bei Ihrem verstorbenen Vater unter dem Kopfkissen gelegen hat. Folglich haben Sie doch darum gewußt.“

„So haben wir es auch niedergeschrieben!“ bestätigte der Untersuchungsrichter.

„Unsinn! Ich habe gar nicht gewußt, daß er unter dem Kopfkissen lag. Vielleicht hat er dort überhaupt nicht gelegen. Ich habe aufs Geratewohl gesagt, daß er unter dem Kopfkissen gewesen sei. Aber was sagt Smerdjäköff? Haben Sie ihn gefragt, wo er gelegen hat? Was sagt Smerdjäköff? Das ist das Wichtigste. Ich habe es mir einfach auf den Hals gelogen. Ohne mir etwas dabei zu denken, habe ich gesagt, daß er unter dem Kissen gelegen habe, und Sie glauben jetzt . . . Sie wissen doch, wie leicht ein Wort von der Zunge fliegt. Unwillkürlich spricht man es aus, ganz von selbst sagt es sich! Gewußt hat es nur Smerdjäköff, sonst niemand. Er hat auch mir gesagt, wo der Umschlag sich befand. Er hat es getan; zweifellos hat er es getan. Das ist mir jetzt so klar wie das Sonnenlicht!“ rief Mitja außer sich, der in seiner Verzweiflung überzeugen wollte und zusammenhanglos sich wiederholte und überstürzte. „So begreifen Sie doch. Verhaften Sie ihn, schnell, nur schnell! Er hat ihn erschlagen, als ich fortgelaufen war und Grigori bewußtlos am Boden lag; das ist doch jetzt klar. Er hat das Zeichen gegeben und der Vater hat ihm die Tür aufgemacht. Denn nur er kannte die Zeichen, wie mein Vater glaubte; und ohne dieses Zeichen hätte mein Vater nie aufgemacht.“

„Sie vergessen wieder den einen Umstand,“ bemerkte mit der gleichen Ruhe, diesmal indes schon etwas siegesbewußt der Staatsanwalt, „daß es überflüssig war, das Zeichen zu geben. Die Tür stand schon offen, als Sie noch im Garten waren.“

„Die Tür, die Tür!“ murmelte Mitja und starrte den Staatsanwalt an; kraftlos sank er nieder auf den Stuhl.

Alle schwiegen.

„Ja, die Tür! Das ist ein Gespenst! Gott ist gegen mich!“ rief Mitja.

„Sie sehen jetzt doch selbst ein, Dimitri Fedorowitsch,“

begann wichtig der Staatsanwalt. „Einerseits haben wir die Aussage über die offene Tür, zu der Sie hinausgelaufen sein müssen — eine Aussage, die uns wie Sie stutzig macht; und andererseits Ihr unbegreifliches, hartnäckiges, fast verzweifeltes Schweigen über die Herkunft des Geldes, das sich plötzlich in Ihren Händen befindet, während Sie vor drei Stunden noch Ihre Pistolen versteckt haben, um wenigstens zehn Rubel zu bekommen. So lautet Ihre eigene Aussage. Und nun urteilen Sie selbst: an was sollen wir glauben, an was uns halten? Und Sie werfen uns vor, daß wir kalte Spötter seien, nicht imstande, den edlen Ausbrüchen Ihres Herzens Glauben zu schenken. Versetzen Sie sich in unsere Lage und betrachten Sie die Dinge von unserem Standpunkte aus.“

Mitja befand sich in unbeschreiblicher Erregung; er war ganz blaß geworden.

„Gut!“ rief er, „ich werde Ihnen mein Geheimnis aufdecken, woher ich das Geld genommen habe. Ich werde Ihnen meine Schmach enthüllen, um nachher weder Sie noch mich anklagen zu müssen.“

„Glauben Sie mir, Dimitri Fedorowitsch,“ fiel sofort mit fast freudig gerührter Stimme der Untersuchungsrichter ein; „jedes aufrichtige, volle Bekenntnis Ihrerseits kann später einen großen Einfluß auf Ihr Los und seine Wendung zum Guten haben und sogar . . .“

Doch der Staatsanwalt stieß ihn unbemerkt unter dem Tisch an; so konnte der andere noch rechtzeitig verstummen: Mitja hatte übrigens gar nicht gehört, was jener sprach.

Mitjas großes Geheimnis

Meine Herren,“ begann er immer noch in derselben Aufregung, „Dieses Geld . . . ich will alles eingestehen . . . gehörte mir.“

Die Gesichter des Staatsanwaltes und des Untersuchungsrichters wurden zusehends länger. Das hatten sie nicht erwartet.

„Es gehörte Ihnen?“ fragte Meljudoff verwundert. „Und doch haben Sie um fünf Uhr desselben Tages nach Ihrer eigenen Aussage . . .“

„Zum Teufel mit fünf Uhr desselben Tages und meiner eigenen Aussage! Darum handelt es sich jetzt nicht! Dieses Geld gehörte mir; das heißt, ich hatte es gestohlen. Es war also nicht mein Geld, sondern von mir gestohlenes Geld, und zwar waren es fünfzehnhundert Rubel, die ich während der ganzen Zeit bei mir hatte.“

„Aber woher hatten Sie das Geld genommen?“

„Hier vom Halse, meine Herren. In einem Stück Zeug eingenäht, hing es an meinem Halse, schon einen Monat lang. So lange habe ich es in Schmach und Schande mit mir herumgetragen!“

„Aber von wem haben Sie es sich denn angeeignet?“

„Gestohlen, wollten Sie sagen? Sprechen Sie das Wort nur deutlich aus. Für mich ist ebenso gut, als hätte ich es gestohlen. Wenn Sie aber wollen, habe ich es mir angeeignet. Meiner Meinung nach habe ich es gestohlen. Gestern Abend stahl ich es denn auch in der Tat.“

„Gestern Abend? Und doch sagten Sie soeben: Sie hätten das Geld schon vor einem Monat erhalten?“

„Nicht meinem Vater habe ich es gestohlen, darüber können Sie beruhigt sein, sondern ihr. Lassen Sie mich alles ruhig erzählen. Unterbrechen Sie mich nicht. Es fällt mir doch schwer. Ungefähr vor einem Monat rief mich Katerina Jwa-

nomna Werchhoffzewa, meine gewesene Braut, zu sich. Ist sie Ihnen bekannt?"

„Wie sollte sie nicht? Natürlich.“

„Ich weiß, daß Sie Ihnen bekannt ist. Sie hat ein edles Herz; doch haßt sie mich schon lange. Ich habe es verdient, und wie sehr!“

„Katerina Iwanowna?“ fragte verwundert der Untersuchungsrichter.

Auch der Staatsanwalt schaute ihn verwundert an.

„Sprechen Sie ihren Namen nicht unnütz aus! Ich bin ein Schuft, daß ich sie nenne. Wie sehr sie mich haßt, habe ich wohl bemerkt — schon seit jenem ersten Tage, seit jener ersten Begegnung in meiner Wohnung. Doch genug davon! Sie sind es nicht wert, davon etwas zu wissen, und es ist auch gar nicht nötig. Zur Sache gehört nur, daß sie mich vor ungefähr einem Monat zu sich rief, mir dreitausend Rubel einhändigte, damit ich sie ihrer Schwester und einer anderen Verwandten nach Moskau schicke — als ob sie es nicht selbst tun konnte! und ich . . . es war gerade in der Schicksalsstunde meines Lebens, als ich mich gerade in eine andere verliebte, in sie, die jetzt dort unten sitzt, in Gruschenka. Ich nahm sie damals mit hierher nach Mokroje und brachte in zwei Tagen die Hälfte dieser Dreitausend durch, also fünfzehnhundert Rubel; die andere Hälfte behielt ich zurück. Sie trug ich an meinem Halse als Amulett. Gestern Abend aber habe ich das Geld am Halse abgerissen und durchgebracht. Der Rest von achthundert Rubeln, den Sie, Nikolai Parfenowitsch, an sich genommen haben, ist alles, was von den fünfzehnhundert übriggeblieben ist.“

„Aber Sie haben vor einem Monat dreitausend und nicht fünfzehnhundert durchgebracht! Das wissen doch alle!“

„Wer weiß es? Wer hat das Geld gezählt? Wem habe ich es zu zählen gegeben?“

„Sie haben doch überall erzählt: Sie hätten dreitausend durchgebracht.“

„Freilich habe ich es allen gesagt; der ganzen Welt habe ich es gesagt, und die ganze Stadt hat es nachgesprochen, und alle haben es geglaubt. Auch hier in Mokroje glaubt man, daß es dreitausend gewesen sind. Trotz alledem habe ich nicht

mehr als fünfzehnhundert verpraßt und die anderen fünfzehnhundert in das Zeugstück eingenäht. Sehen Sie, meine Herren, so habe ich dieses Geld . . .“

„Das ist ganz wunderbar,“ stotterte Nelsudoff.

„Haben Sie wenigstens“, sagte schließlich der Staatsanwalt, „jemandem von diesem Umstande Mitteilung gemacht, daß Sie die anderen fünfzehnhundert zurückbehalten hatten?“

„Nein, ich hatte niemandem etwas davon gesagt.“

„Sonderbar. Und Sie wissen genau, daß Sie es wirklich niemandem gesagt haben?“

„Keinem Menschen.“

„Aber warum das Schweigen? Was veranlaßte Sie, es so geheim zu halten? Ich will mich deutlicher ausdrücken. Sie haben uns Ihr Geheimnis aufgedeckt, das nach Ihren Worten so schmachvoll sein soll, obgleich im Grunde – natürlich nur mit Bezug auf diesen Fall gesprochen – die Aneignung fremden Geldes und eine nur zeitweilige Aneignung meines Erachtens nur eine äußerst leichtsinnige Handlung ist, zumal wenn man Ihren Charakter in Betracht zieht. Oder nennen wir Ihre Handlungsweise im höchsten Grade tadelnswert, so ist es doch noch nicht eine weiß Gott wie schmachvolle Tat. Sehen Sie, ich meine das so: Daß diese dreitausend Rubel Fräulein Werchoffzeff gehörten, hatten in diesem Monat schon viele ohne Ihr Eingeständnis erraten; auch ich habe früher von diesem Gerücht gehört, Michail Matarowitsch gleichfalls. Kurz, dieses war in der letzten Zeit schon allgemeiner Stadtklatsch. Zudem sollen Sie auch, wenn ich mich nicht täusche, einem Herrn zugegeben haben, daß Sie dieses Geld von Fräulein Werchoffzeff erhalten hätten. Darum wundert es mich, daß Sie bis zum gegenwärtigen Augenblick aus dieser nach Ihren Worten zurückgelegten Summe von fünfzehnhundert Rubeln ein so wichtiges Geheimnis gemacht haben und die Aufklärung dieses Geheimnisses für eine solche Schmach erklärten. Es ist unwahrscheinlich, daß das Eingeständnis dieses Geheimnisses Ihnen solche Qual bereitet hätte. Sie sagten noch vor einer Minute: Sie würden eher nach Sibirien als Zwangsarbeiter gehen als das Geheimnis aufdecken.“

Der Staatsanwalt verstummte. Er war in Hitze geraten

und hatte vergessen, seinen Ärger zu unterdrücken. Es hatte sich zuviel davon in ihm angesammelt. So hatte er denn auch nicht mehr an schöne Redewendungen gedacht, sondern fast zusammenhanglos gesprochen.

„Nicht in den Fünfzehnhundert lag die Schmach, sondern darin, daß ich sie von den Dreitausend abgeteilt hatte,“ sagte Mitja überzeugt.

„Was ist dabei so schmachvoll?“ fragte der Staatsanwalt mit gereiztem Auflachen, „wenn Sie von bereits tadelnswert oder meinetwegen auch schmachvoll angeeigneten Dreitausend die Hälfte nach Ihrem Ermessen abgeteilt haben? Weit wichtiger ist, daß Sie sich diese Dreitausend angeeignet haben als das, was Sie nachher mit ihnen gemacht haben. Wozu haben Sie übrigens die Hälfte abgeteilt? Wollen Sie uns das sagen?“

„In dem Zweck liegt ja doch die ganze Schmach!“ rief Mitja. „Aus Berechnung habe ich die Fünfzehnhundert abgeteilt, und diese Berechnung ist ja die ganze Gemeinheit. Und diese Gemeinheit habe ich einen ganzen Monat mit mir herumgetragen.“

„Das begreife ich nicht.“

„Dann wundere ich mich über Sie. Doch werde ich mich deutlich erklären müssen; es ist vielleicht wirklich nicht klar. Hören Sie: Ich eigne mir dreitausend Rubel an, die meiner Ehre anvertraut waren, bringe das Geld in einer einzigen Nacht durch und komme am nächsten Morgen zu ihr und sage: ‚Katja, ich habe deine Dreitausend durchgebracht.‘ Ist das schön? Nein, das ist nicht schön. Es ist unehrlich und schlecht. Aber ich bin deswegen noch kein Dieb! Wenigstens kein berechnender Dieb, das müssen Sie mir zugeben. Ich habe das Geld durchgebracht, aber nicht gestohlen! Jetzt nehmen wir den zweiten noch vorteilhafteren Fall. Geben Sie acht, ich könnte wieder aus dem Konzept kommen; im Kopfe geht mir alles absonderlich rundum. — Also der zweite Fall: Ich verprasse nur die Hälfte, Fünfzehnhundert. Am folgenden Tage gehe ich zu ihr und bringe ihr die zweite Hälfte zurück: ‚Katja, nimm diese Hälfte von mir, dem Schuft und leichtsinnigen Menschen, zurück und schicke sie selbst nach Moskau; denn die eine Hälfte habe ich in dieser Nacht durchgebracht. Das Gleiche werde ich

wahrscheinlich mit der anderen Hälfte tun. Nimm das Geld wieder an dich. Was wäre ich in diesem Falle? Ein leichtsinniger Mensch, aber immerhin kein Dieb; denn wenn ich ein Dieb wäre, würde ich den Rest nicht zurückgebracht, sondern mir auch angeeignet haben. Sie mußte sich sagen: wenn ich den Rest sobald zurückgebracht habe, würde ich auch das durchgebrachte Geld zurückbringen, mein ganzes Leben lang nur darauf bedacht sein, dafür arbeiten — jedenfalls aber mir das Geld verschaffen und ihr wieder zustellen. So bin ich wohl ein Schuft, aber kein Dieb, sagen Sie, was Sie wollen!“

„Ich will zugeben, daß ein gewisser Unterschied besteht,“ sagte mit kaltem Lächeln der Staatsanwalt; „aber sonderbar ist, daß Sie einen so verhängnisvollen Unterschied machen.“

„Ja, ich mache einen so verhängnisvollen Unterschied. Ein Schuft kann jeder sein und ist, genau genommen, auch jeder. Ein Dieb kann nicht jeder sein, sondern nur ein Erzschuft. Ich kann mich nicht mit aller Feinheit ausdrücken, wie es sich in diesem Falle gehörte. Ich meine: Ein Dieb ist gemeiner als ein Schuft. So hören Sie: Ich trage das Geld einen ganzen Monat mit mir herum; morgen kann ich mich aber entschließen, es abzugeben, und dann bin ich kein Schuft mehr; und doch vermag ich mich nicht dazu zu entschließen, obwohl ich mir jeden Tag sage: ‚Entschließe dich, Schuft!‘ Einen ganzen Monat lang kann ich mich nicht entschließen. Ist das Ihrer Meinung nach etwa schön?“

„Es ist allerdings nicht gerade schön, das begreife ich sehr wohl; aber darüber streite ich nicht,“ erwiderte der Staatsanwalt zurückhaltend. „Überhaupt wollen wir jede Erörterung über diese Feinheiten und Unterschiede vorläufig beiseite lassen und zum Sachlichen übergehen. Das ist aber die Erklärung, die Sie uns noch schuldig geblieben sind, obgleich wir die Frage schon an Sie gerichtet haben: Warum wollten Sie die eine Hälfte der ganzen Summe aufbewahren, wenn Sie die andere hier durchbrachten? Zu welchem Zweck gedachten Sie die anderen Fünfzehnhundert zu verwenden? Auf dieser Frage muß ich ganz besonders bestehen, Dimitri Fedorowitsch!“

„Freilich!“ rief Mitja und schlug sich vor die Stirn. „Verzeihen Sie, ich erschwere Ihnen nur das Verständnis und ver-

gesse ganz die Hauptsache, die Erklärung; sonst hätten Sie sofort verstanden. Denn gerade in diesem Zweck liegt die Schmach! Immer kam der Alte dazwischen und belästigte Agra-fena Alexandrowna, und ich war eifersüchtig, da ich glaubte, daß sie zwischen ihm und mir schwankte. So dachte ich denn jeden Tag: Was dann, wenn sie sich plötzlich entscheidet, wenn sie es müde ist, mich weiterhin zu quälen, und mir sagt: ‚Dich liebe ich und nicht ihn; bringe mich sofort ans Ende der Welt‘, und ich habe nur zwei Zwanziger in der Tasche; wie soll ich sie fortbringen? Da wäre ich verloren gewesen! Ich kannte sie damals noch nicht und verstand sie nicht; ich glaubte, sie wollte nur Geld haben und würde mir meine Armut nicht verzeihen. Da zähle ich tückisch die Hälfte von den Dreitausend ab und nähe sie mit Absicht ein, mit voller Überlegung, und erst dann, nachdem ich sie eingenäht habe, fahre ich hinaus, um die andere Hälfte durchzubringen. Das, meine Herren, ist eine Gemeinheit! Haben Sie es jetzt begriffen?“

Der Staatsanwalt lachte schallend auf und der Untersuchungsrichter gleichfalls.

„Meiner Meinung nach ist das sogar sehr vernünftig und anständig gedacht, daß Sie sich Schranken auferlegt und nicht das Ganze durchgebracht haben,“ meinte immer noch lachend der Untersuchungsrichter, „denn was ist schließlich dabei?“

„Daß ich gestohlen habe; begreifen Sie doch endlich! Sie entsetzen mich durch Ihren Mangel an Verständnis! Die ganze Zeit, während ich die Fünfzehnhundert eingenäht auf der Brust mit mir herumtrug, sagte ich mir an jedem Tage und zu jeder Stunde: ‚Du bist ein Dieb!‘ Deswegen führte ich den ganzen Monat das ungezügelte Leben, deswegen suchte ich Handel im Gasthause, deswegen verprügelte ich meinen Vater, weil ich mich als Dieb fühlte! Selbst dazu konnte ich mich nicht entschließen, meinem jüngsten Bruder Mjoscha ein Wort von den Fünfzehnhundert zu sagen. So sehr nagte an mir das Bewußtsein, daß ich ein Schuft und Taschendieb war! Und trotzdem konnte ich mir, solange ich dieses Geld auf meiner Brust trug, an jedem Tage und zu jeder Stunde sagen: ‚Nein, Dimitri Karamasoff, du bist vielleicht doch kein Dieb.‘ Warum nicht? ‚Weil du morgen hingehen und Katja die Fünfzehn-

hundert zurückgeben kannst.‘ Erst gestern brachte ich es über mich, das eingenähte Geld vom Halse zu reißen, als ich von Jenja zu Perchotin ging; bis dahin war es mir nicht möglich gewesen. Erst in diesem Augenblick wurde ich endgiltig und unwiderleglich zum Diebe, fürs ganze Leben zum Dieb und ehrlosen Menschen. Warum? Weil ich zusammen mit dem Zeuge, in welches das Geld eingenäht war, auch meinen Vorfas zerriß, zu Katja zu gehen und ihr zu sagen: ‚Ich bin ein leichtsinniger Schuft, aber kein Dieb.‘ Begreifen Sie es?“

„Warum entschlossen Sie sich gestern Abend dazu?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Eine lächerliche Frage! Ich hatte mich zum Tode verurteilt und beschloffen, mich um fünf Uhr morgens bei Sonnenaufgang hier in Mokroje zu erschießen. ‚Es bleibt sich gleich,‘ dachte ich, ‚ob ich als Schuft oder Ehrenmann aus der Welt gehe.‘ Aber das bleibt sich doch nicht gleich, wie sich gezeigt hat. Nicht das quälte mich heute Nacht am meisten, daß ich den alten Diener erschlagen hatte und mir Sibirien drohte und das in demselben Augenblick, als sie mir gestand, daß sie mich liebe, und sich der Himmel über mir auftat. Das quälte mich auch wohl, aber nicht so, wie der furchtbare Gedanke, daß ich dennoch das Geld von meinem Halse gerissen und verschleudert hatte, daß ich endgiltig ein Dieb war! Ich wiederhole Ihnen mit blutendem Herzen, meine Herren: viel habe ich in dieser Nacht erkannt! Ich habe erkannt, daß es nicht nur unmöglich ist, als Schuft zu leben! man kann nicht einmal als Schuft sterben. Nein, meine Herren, sterben muß man als Ehrenmann!“

Mitja war sehr blaß. Erschöpft und niedergedrückt sah er aus, obgleich er äußerst erregt war.

„Ich fange an, Sie zu verstehen, Dimitri Fedorowitsch,“ sagte mit weicher, fast mitleidiger Stimme der Staatsanwalt. „Doch alles das hängt meiner Meinung nach mit den Nerven zusammen; weiter ist es nichts! Warum haben Sie nicht diesen Qualen ein Ende gemacht und sind mit den fünfzehnhundert Rubeln zu der Dame hingegangen, die Ihnen das Geld eingehändigt hat? Warum haben Sie ihr nicht das Geld zurückgegeben und sich mit ihr über alles ausgesprochen? Warum

haben Sie in Ihrer damaligen Lage, die Sie uns als so verzweifelt geschildert haben, nicht einen anderen Ausweg eingeschlagen, der sich ganz von selbst aufdrängt – hätten Sie nach dem offenen Bekenntnis Ihrer Darstellung nicht die Summe, deren Sie bedurften, von ihr erbitten können? Sie hätte sie Ihnen in ihrer großen Herzensgüte angesichts Ihrer Verzweiflung sicher nicht verweigert, wenn Sie ihr ein Schriftstück ausgestellt oder wenn Sie die Rechte, die Sie dem Kaufmann Samssonoff oder Frau Chochlakoff angeboten haben, auf sie übertragen hätten. Ihnen sind doch diese Rechte bis auf den heutigen Tag soviel wert?“

Mitja schloß das Blut ins Gesicht.

„Halten Sie mich wirklich für einen solchen Schuft? Das können Sie nicht im Ernst gesagt haben!“ rief er empört und blickte dem Staatsanwalt in die Augen, als könne er nicht glauben, was er von diesem gehört habe.

„Es ist mein voller Ernst. Warum soll ich es nicht im Ernst gesagt haben?“ fragte der Staatsanwalt seinerseits verwundert.

„Wie gemein wäre eine solche Handlungsweise gewesen! Sie wissen nicht, meine Herren, wie Sie mich quälen! Doch ich werde Ihnen alles sagen, Ihnen meine ganze Gemeinheit eingestehen. Ich will zu Ihrer Beschämung Ihnen zeigen, wie tief der Mensch in seinem Empfinden nach Ihrer Verrechnung sinken kann. Ich habe auch gedacht, wie Sie es soeben aussprachen, Herr Staatsanwalt. Es fehlte nicht viel und ich wäre zu Katja in diesem letzten Moment gegangen. So stand es schon um mich. Aber zu ihr hingehen, ihr meine Untreue einzugestehen und auf Grund dieses Verrates, zur Ausführung dieses Verrates, für die bevorstehende Bestreitung der Kosten desselben, von ihr selbst, von Katja das Geld zu erbitten – verstehen Sie: zu erbitten! – und sie in demselben Augenblick zu verlassen und mit der anderen davonzugehen, ihrer Feindin, die sie haßt und von der sie beleidigt ist, und wie beleidigt! Sie sind verrückt geworden, Herr Staatsanwalt!“

„Verrückt oder nicht verrückt. Ich bedachte allerdings nicht, daß die weibliche Eifersucht hier in Frage kam, wenn wirklich von einer Eifersucht die Rede sein konnte, wie Sie

behaupten. Freilich konnte es sich hier um etwas derartiges handeln," meinte der Staatsanwalt lächelnd.

"Das wäre doch eine Gemeinheit gewesen" — Mitja schlug fast rasend vor Zorn mit der Faust krachend auf den Tisch — „das hätte doch gestunken, daß . . . ich weiß nicht, wie ich es nennen soll! Und wissen Sie auch, daß sie fähig gewesen wäre, mir dieses Geld zu geben? Sie hätte es bestimmt getan, um ihrer Rache genug zu tun, weil sie mich verachtete. Denn auch sie ist ein Weib, das zu hassen versteht. Ich aber würde das angebotene Geld genommen haben und dann mein ganzes Leben lang . . . Ich schreie nur deswegen so, weil ich diesen Gedanken tatsächlich noch vor kurzem gehabt habe, vor drei Tagen noch, als ich mich noch mit dem Ujagawi herumärgerte, ja, gestern noch den ganzen Tag — ich weiß es genau — bis zu jenem Vorfall —“

„Bis zu welchem Vorfall?“ griff der Untersuchungsrichter sogleich das Wort auf; doch Mitja überhörte die Frage.

„Ich habe Ihnen ein furchtbares Bekenntnis abzulegen," sagte er finster. „Würdigen Sie es doch, meine Herren! Nein, das ist zu wenig gesagt — halten Sie es heilig! Vermögen Sie es nicht, geht auch dies an Ihren Seelen wirkungslos vorüber, dann achten Sie mich überhaupt nicht, meine Herren, und ich vergehe vor Scham, daß ich es solchen Menschen bekannt habe, wie Sie sind! Ja, ich sehe schon, daß Sie mir nicht glauben, ich sehe es! — Auch das wollen Sie niederschreiben?" rief er plötzlich angstvoll.

„Ja, was Sie soeben uns mitgeteilt haben," bemerkte verwundert der Untersuchungsrichter; „daß Sie noch bis zum letzten Augenblick daran gedacht haben, zu Fräulein Werchoffzeff zu gehen und sie um diese Summe zu bitten. Diese Aussage ist für uns von großer Wichtigkeit, Dimitri Fedorowitsch, und vor allem für Sie selbst.“

„Haben Sie Erbarmen, meine Herren!" rief Mitja und erhob verzweifelt die Hände, „schreiben Sie wenigstens dies nicht auf; scheuen Sie sich wenigstens diesmal. Ich habe mein Herz vor Ihnen in zwei Hälften gerissen, und Sie benutzen das, um mit Ihren Fingern an der Rißstelle in beiden Hälften herumzubohren!"

In der Verzweiflung ließ er den Kopf sinken und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Regen Sie sich nicht so auf, Dimitri Fedorowitsch,“ sagte der Staatsanwalt; „es wird Ihnen die ganze Niederschrift vorgelesen; das, womit Sie nicht einverstanden sind, können Sie nach Ihrem Wunsch ändern. Jetzt aber wiederhole ich zum drittenmal meine Frage: Haben Sie wirklich keiner lebenden Seele etwas von diesem eingenähten Gelde gesagt? Ich muß Ihnen gestehen, daß ich es mir kaum vorzustellen vermag.“

„Niemandem, niemandem! Ich habe es Ihnen doch schon gesagt. Wenn Sie mir nicht glauben, fehlt Ihnen jegliches Verständnis. Dann lassen Sie mich aber auch in Ruhe!“

„Wie Sie wünschen. Dieser Punkt muß sich noch aufklären; und wir haben ja hinreichend Zeit vor uns, ihn aufzuklären. Nur bedenken Sie: wir haben zehn, zwanzig, ja dreißig Zeugen, die aussagen, daß Sie selbst erklärt und sogar ausgeschrien haben, Sie hätten Dreitausend und nicht Fünfhundert durchgebracht. Auch gestern im Besitz des vielen Geldes haben Sie gleichfalls geäußert: Sie hätten wieder dreitausend Rubel bei sich . . .“

„Nicht zehn, hunderte von Zeugen können es bestätigen. Zweihundert, dreihundert, ja tausend Menschen haben es gehört!“ rief Mitja.

„Alle sagen dasselbe. Dieses Wort ‚alle‘ hat doch etwas zu bedeuten.“

„Nichts will es bedeuten. Ich habe es nur so hingeschwätzt, und die anderen haben es mir einfach nachgeschwätzt.“

„Wozu brauchen Sie so zu schwätzen, wie Sie sagen?“

„Das mag der Teufel wissen. Vielleicht wollte ich prahlen: ‚Seht, soviel Geld habe ich verjubelt.‘ Vielleicht wollte ich dieses eingenähte Geld vergessen. Ja, das war es. Zum wievieltenmal fragen Sie mich danach? Ich habe Unsinn geschwätzt; einmal hatte ich dreitausend gesagt und wollte nicht mehr etwas anderes sagen. Weshalb schwätzt der Mensch bisweilen Unsinn?“

„Das ist sehr schwer zu entscheiden, Dimitri Fedorowitsch,“ sagte der Staatsanwalt eindringlich. „Aber sagen Sie, war

das Amulett, wie Sie es nennen, das Sie am Halse trugen, groß?"

„Nein, nicht groß.“

„Wie groß etwa?"

„Wenn Sie einen Hundertrubelschein einmal zusammenfalten, haben Sie die Größe.“

„Wollen Sie mir nicht das zerrissene Zeug einmal zeigen? Sie haben es doch noch irgendwo bei sich.“

„Wie dumm! Ich weiß nicht, wo es ist.“

„Wo und wann haben Sie es vom Halse genommen? Sie sind doch, wie Sie selbst aus sagten, nicht nach Hause gegangen.“

„Auf dem Wege von Fensja zu Perchotin riß ich es unterwegs ab und nahm das Geld heraus.“

„In der Dunkelheit?"

„Braucht man dazu ein Licht? Ich tat es mit dem Finger in einem Augenblick.“

„Ohne Schere, auf der StraÙe?"

„Auf dem großen Platz, glaube ich. Es war ein altes Stück Zeug, das sofort durchriß.“

„Wohin legten Sie es?"

„Wo ich es durchriß, warf ich es fort.“

„Auf welcher Stelle?"

„Herrgott, auf dem GroÙen Platz! Ich habe es Ihnen soeben gesagt. Was wollen Sie nur?"

„Es ist sehr wichtig, Dimitri Fedorowitsch. Wollen Sie denn nicht einsehen, daÙ es sich um Sachbeweise zu Ihren Gunsten handelt? Wer hat Ihnen geholfen, die Sache vor einem Monat einzunähen?"

„Niemand. Ich habe selbst genäht.“

„Verstehen Sie zu nähen?"

„Jeder Soldat muÙ nähen können. Was ist dabei zu verstehen?"

„Wo haben Sie das Zeug hergenommen, in das Sie das Geld eingenäht haben?"

„Sie wollen sich wohl über mich lustig machen?"

„Wir sind durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt, Dimitri Fedorowitsch.“

„Woher ich den Lappen nahm, weiß ich nicht mehr. Jrgendwoher habe ich ihn genommen.“

„Wie sonderbar, daß Sie sich daran nicht mehr erinnern.“

„Ich weiß es wirklich nicht mehr. Vielleicht habe ich ein Stück der Wäsche zerrissen.“

„Das ist sehr interessant. Dann ließe sich jedenfalls dieses Wäschestück in Ihrer Wohnung finden, von dem Sie das Stück abgerissen haben? War es Leinwand oder Baumwolle?“

„Der Teufel weiß, was es war. Warten Sie . . . ich habe es nicht abgerissen. Es war Kattun. Ich hatte es, glaube ich, in der Haube meiner Hauswirtin eingenäht.“

„In die Haube der Hauswirtin?“

„Ja, ich hatte diese Haube eingesteckt.“

„Wie das — eingesteckt?“

„Jetzt fällt es mir ein. Ich hatte diese Haube genommen, um irgend etwas abzuwischen; vielleicht war es Staub, den ich abwischen wollte. Ich eignete mir das Ding eben an, weil der Fegen zu nichts taugte; und dann trieb er sich bei mir herum. Als ich die Fünfzehnhundert in die Hände bekam, war ich in Verlegenheit, wohin damit. Da habe ich, glaube ich, den Lappen zum Einnähen benutzt. Es war ein altes, weißes Leinenstück, oder wie wir diese Zeuge nennen, das schon unzähligemal gewaschen war.“

„Sie entsinnen sich dessen ganz genau? Wissen Sie es bestimmt?“

„Ich glaube, es war dieselbe Haube. Zum Teufel damit!“

„Ihre Hauswirtin könnte sich vielleicht erinnern, daß ihr die Sache damals abhanden gekommen ist.“

„Ach was! sie hat überhaupt nichts bemerkt. Es war ein alter Fegen, sagte ich Ihnen doch, der keine halbe Kopete mehr wert war.“

„Woher nahmen Sie Nadel und Faden?“

„Ich will nicht mehr. Genug davon!“ sagte Mitja. Ihm riß die Geduld.

„Sonderbar ist es ferner, daß Sie sich gar nicht mehr entsinnen können, auf welcher Stelle des Großen Platzes Sie das Zeug weggeworfen haben!“

„Lassen Sie doch heute noch den ganzen Platz fegen; viel-

leicht finden Sie es," sagte Mitja mit kurzem Auflachen. „Genug, meine Herren, genug!" fuhr er mit müder, gequälter Stimme fort. „Ich sehe klar: Sie glauben mir nicht! Nichts glauben Sie mir, nicht für eine Kopeke. Aber die Schuld trifft mich, nicht Sie. Ich hätte nicht so dumm von Vertrauen reden sollen. Warum habe ich mich mit der Aufdeckung meines Geheimnisses beschmutzt! Sie lachen nur darüber, das sehe ich an Ihren Augen. Sie haben mich dazu gebracht, Staatsanwalt! Singen Sie jetzt ein Siegeslied, wenn Sie es können. Seid verflucht, Ihr Folterknechte!"

Sein Kopf sang herab, und er bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter schwiegen beide. Nach einer Minute erhob er wieder den Kopf und sah sie wie von Sinnen an. Auf seinem Gesichte prägte sich eine unfassbare, erdrückende Verzweiflung aus; es war, als sei er in sich selbst verstummt, während er auf dem Stuhle saß, gefühllos gegen alles.

Die Sache mußte indes beendet werden; man mußte unverzüglich zum Verhör der Zeugen übergehen. Es war bereits acht Uhr morgens. Das Licht war schon längst ausgelöscht. Michail Makarowitsch und Kalganoff, die während der ganzen Dauer des Verhörs ein- und ausgegangen waren, verließen gerade wieder das Zimmer. Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter sahen gleichfalls sehr abgesspannt aus. Der Morgen sah sehr trübe aus; es regnete in Strömen; der ganze Himmel war gleichmäßig grau. Gedankenlos sah Mitja zum Fenster hinaus.

„Darf ich ans Fenster treten?" fragte er auf einmal den Untersuchungsrichter.

„Gewiß," antwortete jener.

Mitja trat ans Fenster. Der Regen schlug gegen die kleinen, grünlichen Fensterscheiben. An dem Hause führte die Dorfstraße vorüber, in deren Radspuren sich schmutziges, braungraues Regenwasser angesammelt hatte. Weiterhin sah man die ärmlichen Bauernhütten, denen der Regen ein noch trübseligeres, ärmliches Aussehen verlieh.

Da erinnerte sich Mitja der goldenen Sonne und gedachte, wie er sich bei ihren ersten Strahlen hatte erschließen wollen.

„An einem schönen Morgen wäre es schließlich noch besser gewesen,“ fuhr es ihm durch den Sinn, und ein bitteres Lächeln zog um den Mund.

Mit einem kräftig geführten Fausthieb von oben nach unten durch die Luft wandte er sich vom Fenster zu seinen Folterknechten zurück:

„Meine Herren!“ rief er. „Ich sehe, daß ich verloren bin. Aber Sie? Sagen Sie, meine Herren, ich flehe Sie an, was wird mit ihr geschehen? Sie kann doch nicht durch mich ins Unglück gerissen werden? Sie ist unschuldig. Gestern war sie von Sinnen, als sie sich anklagte, daß sie an allem die Schuld trage. Sie ist unschuldig an allem. Die ganze Nacht, während ich vor Ihnen saß, quälte mich der Gedanke. Können Sie mir nicht sagen, was sie mit ihr tun werden?“

„Sie können ihretwegen vollkommen beruhigt sein, Dimitri Fedorowitsch,“ sagte mit sichlichem Entgegenkommen der Staatsanwalt, „wir haben bis jetzt nicht die geringste Ursache, die Dame, von der Sie reden, irgendwie zu beunruhigen. Im weiteren Verlaufe wird sich hoffentlich gleichfalls erweisen . . . Wir werden im Gegenteil alles tun, was in unserer Macht steht. Sie können vollkommen ruhig sein.“

„Ich danke Ihnen, meine Herren; wußte ich doch, daß Sie ehrenhafte, gerecht urteilende Menschen sind, abgesehen von allem . . . Sie haben mir eine Last vom Herzen genommen. Was werden wir jetzt tun? Ich bin bereit.“

„Wir werden uns beeilen und sofort zum Verhör der Zeugen übergehen müssen. Das hat natürlich in Ihrer Gegenwart zu geschehen, und darum . . .“

„Wollen wir vorher nicht etwas genießen, eine Tasse Tee vielleicht?“ unterbrach ihn Meljudoff. „Wir haben Sie wohl verdient.“

Wenn der Tee fertig sein sollte — es war sicher anzunehmen; denn Michail Makarowitsch war hinausgegangen — wollte man vorläufig nur ein Gläschen trinken und das Verhör fortsetzen, das Frühstück aber bis zu einer freien Stunde hinausschieben. Der Tee war fertig und wurde im Augenblick gebracht.

Mitja dankte zuerst für den Tee, den ihm der Unter-

suchungsrichter freundlich anbot; dann aber hat er selbst darum und trank ihn gierig aus. Er sah seltsam übermüdet aus. Man hätte meinen sollen, daß diesem Menschen mit seiner bekannten Körperkraft ein Trinkgelage und eine durchschwärmte Nacht selbst unter den stärksten seelischen Erschütterungen nichts ausmachen könne. Aber er selbst fühlte, daß er kaum noch imstande war, sich auf dem Stuhle zu halten, und daß von Zeit zu Zeit sich alles vor seinen Augen drehte.

„Es fehlt nur noch wenig, und ich fange an zu phantasieren,“ dachte er.

8

Die Aussagen der Zeugen

Es begann jetzt das Verhör der Zeugen.

Die Hauptsache, auf die auch vor allem die Aufmerksamkeit der Zeugen gelenkt wurde, war immer die Frage nach der Höhe der Geldsumme: waren es dreitausend oder nur fünfzehnhundert Rubel gewesen, die Dimitri Fedorowitsch vor einem Monat hier in Mokroje durchgebracht hatte? Und waren es auch jetzt wieder dreitausend oder fünfzehnhundert gewesen, mit denen er gekommen war? Alle Aussagen sprachen unglücklicherweise ohne Ausnahme gegen Mitja; ja, einige Zeugen brachten neue Tatsachen vor, die Mitjas Angaben fast verblüffend widerlegten.

Als erster wurde Trifon Borisschtsch verhört. Ohne die geringste Scheu trat er an den Tisch mit einer Miene, in der sich ein ernster Unwille über den Angeklagten aussprach, was ihm zweifellos das Aussehen eines wahrheitsliebenden, sich selbst achtenden Mannes verlieh. Er sprach nur wenig, drängte sich nicht auf, sondern wartete jede Frage ab und antwortete dann bestimmt und wohlüberlegt. Ohne irgendwie zu schwanken, sagte er aus: Mitja habe vor einem Monat unmöglich weniger als dreitausend Rubel ausgegeben; das könnten alle

Bauern bezeugen; sie hätten es überdies mit eigenen Ohren gehört von Mitja Fedorowitsch.

„Wieviel Geld hat er nicht den Zigeunern hingeworfen!“ bemerkte Trifon Borissyttsch noch jetzt ärgerlich. „Die haben allein an die tausend eingesteckt. Das ist sicher.“

„Ich habe ihnen vielleicht nicht einmal fünfhundert gegeben,“ widersprach Mitja finster; „leider habe ich es nicht gezählt, weil ich betrunken war.“

Während des Zeugenverhörs saß Mitja an der einen Seite des Tisches mit dem Rücken nach dem Vorhang. Finster hörte er zu und sah abgesspannt und müde aus, als wollte er sagen: „Sagt aus, was Ihr wollt! Mir ist alles gleich!“

„Mehr als tausend hat das Gesindel eingesteckt, Dimitri Fedorowitsch,“ behauptete Trifon Borissyttsch überzeugt. „Ihr warft doch ohne Besinnen mit dem Geld um Euch, und die Lumpen brauchten nur aufzulesen. Das sind keine Menschen, sondern nur Spitzbuben und Pferdediebe. Jetzt hat man sie fortgeschickt; sonst könnten sie selber aussagen, wieviel sie bekommen haben. Ich habe damals das Geld selbst in Euren Händen gesehen. Gezählt habe ich es freilich nicht. Aber nach dem Augenmaß kann ich sagen, daß es ein gehöriger Haufen war, weit mehr als fünfzehnhundert. Ach was, fünfzehnhundert! Wir haben doch auch Geld gesehen und wissen, was Geld ist, und können uns daher ein Urteil erlauben.“

Über die gestrige Summe sagte Trifon Borissyttsch sofort aus, daß Dimitri Fedorowitsch ihm sogleich nach dem Aussteigen aus dem Wagen mitgeteilt habe: er habe wieder Dreitausend mitgebracht.

„Habe ich wirklich offen heraus gesagt, Trifon Borissyttsch,“ erwiderte Mitja, „daß ich Dreitausend mitgebracht habe?“

„Das habt Ihr gesagt, Dimitri Fedorowitsch, in Andreis Gegenwart. Andrei ist noch hier, laßt ihn hereinrufen. Als Ihr dann in der großen Stube dem Chor soviel gabt, habt Ihr gerufen: Ihr wolltet auch noch das sechste Tausend hier lassen — das heißt: mit dem übrigen zusammengerechnet, muß es verstanden werden. Stepan und Semjon haben es mit eigenen Ohren gehört, ebenso wird Herr Piotr Fomitsch

Kalganoff, der gerade neben Euch stand, es wohl wissen.“

Die Aussage von dem sechsten Tausend machte besonderen Eindruck auf die beiden Juristen. Drei und drei macht zusammen sechs; also waren es damals Dreitausend und auch jetzt wieder Dreitausend. Das wären die ganzen Sechstaufend — die Sache war klar.

Unverzüglich befragte man alle, die Trifon Borissyttsch als Ohrenzeugen angeführt hatte: den Stepan und Semjon und Andrei und dann auch Piotr Fomitsch Kalganoff.

Die beiden Bauern und der Kutscher bestätigten die Aussage Trifon Borissyttschs, ohne sich zu bedenken. Außerdem wurde nach den Mitteilungen Andreis alles niedergeschrieben, was dieser von seiner Unterhaltung mit Mitja zu erzählen mußte: „Wohin werde ich, Dimitri Fedorowitsch, kommen, in den Himmel oder in die Hölle? und wird man mir in jener Welt vergeben oder nicht?“ Der Psychologe Hippolyt Kirillowitsch hörte die Worte mit einem feinen Lächeln an und empfahl zum Schluß, auch diese Aussage dem Tatsachenmaterial hinzuzufügen.

Kalganoff, den man hatte rufen lassen, trat mit mürrischer, eigensinniger Miene ins Zimmer und sprach mit dem Staatsanwalt und dem Untersuchungsrichter, als sehe er sie zum erstenmal in seinem Leben; und doch war er oft mit ihnen bei Bekannten zusammengetroffen. Er begann damit, daß er nichts wisse und auch nichts wissen wolle. Das von dem sechsten Tausend hatte er allerdings gehört und gab zu, daß er in dem Augenblick neben Mitja gestanden habe. Auf die Frage, wieviel Geld Mitja in der Hand gehabt habe, erklärte er verdrossen: „Ich weiß nicht, wieviel.“ Daß die Polen beim Kartenspiel betrogen hatten, bestätigte er gleichfalls. Auch bemerkte er nach wiederholten Fragen, daß nach der Einsperrung der beiden Polen Mitja in der Gunst Agrafena Alexandrownas gestiegen sei, und daß sie gesagt habe: sie liebe ihn. Über Agrafena Alexandrowna äußerte er sich sehr zurückhaltend und sehr achtungsvoll, als sei sie eine Dame der besten Gesellschaft. Nicht ein einzigmal erlaubte er sich, sie einfach Gruschenka zu nennen. Trotz des unverhohlenen Widerwillens mit dem Kalganoff antwortete, befragte ihn der Staats-

anwalt unbarmherzig lange und erfuhr erst durch ihn die Einzelheiten von dem, was sozusagen Mitjas Roman in dieser Nacht ausmachte. Mitja ließ Kalganoff ungehindert sprechen. Endlich wurde dieser entlassen und entfernte sich mit deutlich zur Schau getragener Erbitterung.

Darauf wurden die Polen verhört. Sie hatten sich in ihrem Zimmer niedergelegt. Doch hatte ihre Ruhe nicht lange gedauert, und geschlafen hatten sie eigentlich überhaupt nicht. Als die Gerichtsherrn eintrafen, kleideten sie sich schnell und äußerst sorgfältig wieder an, denn sie sagten sich: man werde sie gleichfalls bestimmt verhören. Würdevoll traten sie ein; doch merkte man ihnen an, daß sie sich nicht ganz auf der Höhe fühlten. Der Kleine war, wie sich jetzt herausstellte, ein verabschiedeter Beamter der zwölften Rangklasse, der in Sibirien als Viehdozent tätig gewesen war und Mußjälowitz hieß. Brubleffski stellte sich dagegen als freipraktizierender Dentist vor, was man sonst gewöhnlich Zahnarzt nennt.

Beide wandten sich mit ihren Antworten immer an Michail Makarowitsch, obgleich der sie gar nicht fragte und weiterhin am Fenster sich aufhielt. Aber wegen seiner Uniform als Polizeidirektor hielten sie ihn für die Hauptperson und nannten ihn nach jedem Worte „Herr Oberst“. Erst nach mehreren Fragen und den wiederholten Abweisungen durch Michail Makarowitsch errieten sie endlich, daß sie sich mit ihren Antworten nur an Nelsjudoff, den Untersuchungsrichter, zu wenden hatten. Bei der Gelegenheit stellte sich heraus, daß sie ein fehlerfreies Russisch sprechen konnten.

Mußjälowitz begann auch von seinen Beziehungen zu Gruschenka, früher und jetzt, stolz und leidenschaftlich zu erzählen, so daß Mitja außer sich geriet und schrie: einem solchem Schuft erlaube er nicht, in seiner Gegenwart so zu reden! Mußjälowitz machte die Herren Richter auf das Wort „Schuft“ aufmerksam und bat sie, diese Beleidigung ins Protokoll aufzunehmen. Mitja brauste wütend auf:

„Ein Schuft ist er! Schreiben Sie es nur nieder und setzen Sie hinzu, daß ich ihn trotzdem einen Schuft nenne!“

Nelsjudoff ließ es wohl ins Protokoll eintragen, bewies jedoch bei diesem unangenehmen Zwischenfall die lobenswerteste

Sachlichkeit und ein gutes Verständnis für die Führung des Verhörs. Nach einer kurzen, eindringlichen Ermahnung Mitjas brach er sofort alle Fragen ab, die mehr die romanhafte Seite der Sache betrafen, und ging zum Wesentlichen über. Wesentlich war besonders eine Aussage der Polen, die bei den Juristen ein ungewöhnliches Interesse hervorrief. Es handelte sich nämlich um die Mitteilung, daß Mitja dem Mußjälowitzsch in jenem kleinen Zimmer dreitausend Rubel Abstandsgeld angeboten habe mit dem Vorschlag: siebenhundert sofort bar und die übrigen zweitausenddreihundert morgen früh in der Stadt zu zahlen, wobei er sein Ehrenwort gegeben habe, daß das Geld morgen zur Stelle sein werde; er habe das Geld im Augenblick nicht bei sich, es liege aber in der Stadt bereit. Mitja leugnete zuerst in der Hitze, daß er die Worte gebraucht habe; er habe nur gesagt: er werde das Geld bestimmt in der Stadt geben. Doch Wrubleffski bestätigte die Aussagen seines Landsmannes. Da gestand denn Mitja nach kurzem Überlegen ein: es werde schon so gewesen sein, wie die Polen sagten; er sei in jenem Augenblick aufgereggt gewesen und habe vielleicht die Äußerung getan. An diese Aussage klammerte sich der Staatsanwalt — und späterhin legte man es auch so aus — die Hälfte oder ein Teil der Dreitausend müsse irgendwo in der Stadt oder in Mokroje versteckt sein; dadurch fand jener bedenkliche Punkt seine Erklärung, daß man bei ihm nur achthundert Rubel vorgefunden hatte. Dieser wenn auch einzige und belanglose Punkt hatte bisher immer noch zu Mitjas Gunsten gesprochen. Jetzt fiel auch dieser einzige Beweis zu seinen Gunsten dahin. Auf die Frage des Staatsanwalts, woher er die zweitausenddreihundert Rubel genommen hätte, obwohl er doch selbst behauptete, nur fünfzehnhundert im ganzen besessen zu haben, und wie er es sogar mit seinem Ehrenwort habe bekräftigen können, antwortete Mitja ruhig und fest: er habe dem Polacken kein Geld, sondern nur die förmliche Übertragung seiner Rechte auf das Gut Tschermaschna anbieten wollen, wie er sie dem Kaufmann Samssonoff und Frau Chochlakoff angeboten habe. Der Staatsanwalt hatte nur ein Lächeln für diese kindliche Ausflucht.

„Sie glauben, er wäre darauf eingegangen, diese Rechte

an Stelle der baren zweitausenddreihundert Rubel anzunehmen?"

„Selbstverständlich wäre er darauf eingegangen,“ fuhr Mitja auf. „Ich bitte, dabei sind nicht nur zwei, sondern vier-, sechs-, sogar zehntausend herausgeschlagen. Er hätte sofort seine kleinen Winkeladvokaten, Polacken und Juden, auf die Beine gebracht und nicht nur dreitausend, sondern ganz Tschermaschna herausgeschlagen.“

Die Aussagen Mussjälowitzs wurden natürlich gleichfalls ausführlich niedergeschrieben. Damit sahen sich die Polen entlassen. Daß sie beim Kartenspielen betrogen hatten, wurde fast gar nicht erwähnt. Nelsjudoff war ihnen zu dankbar und wollte sie nicht weiter mit Fragen belästigen, umso weniger, als das ganze nur ein dummer Streit in der Trunkenheit gewesen sein mochte. Als ob es wenig Dummheiten in dieser Nacht gegeben hätte! So behielten die Polen ihre zweihundertfünfzig Rubel.

Darauf wurde nach dem alten Maximoff geschickt. Er erschien sehr zaghaft, näherte sich mit kleinen Schritten und sah gehörig zerzaust und recht niedergeschlagen aus. Die ganze Zeit hatte er unten bei Gruschenka mäuschenstill gefessen und eine Miene gemacht, als würden sofort Tränen aus seinen Augen tropfen, wie später Michail Makarowitsch sagte, und dann habe er sie natürlich hübsch artig mit seinem blaukarrierten Taschentuch abgewischt. Jedenfalls hatte Gruschenka ihm tröstend zugesprochen.

Das alte Männchen bekannte sich vor dem Untersuchungsrichter sofort schuldig, von Dimitri Fedorowitsch zehn Rubel genommen zu haben; aber er sei ein ganz armer Mensch und sei bereit, sie ihm zurückzugeben. Auf die direkte Frage, ob er nicht wisse, wieviel Geld Dimitri Fedorowitsch in der Hand gehabt habe, antwortete Maximoff mit vollster Überzeugung: „Zwanzigtausend!“

„Haben Sie früher einmal zwanzigtausend Rubel in einer Hand gesehen?“ fragte lächelnd Nelsjudoff.

„Warum nicht! Ich habe es genau gesehen; nur waren es nicht zwanzigtausend, sondern sieben, als meine Frau mein Gütchen verpfändete. Sie zeigte mir aber das Geld nur von

weitem. Es war ein dickes Päckchen, alles Regenboaden. Auch Dimitri Fedorowitsch hatte nur Hundertrubelscheine."

Er wurde bald entlassen.

Schließlich kam die Reihe an Gruschenka. Die Juristen fürchteten offenbar den Eindruck, den ihr Erscheinen auf Dimitri Fedorowitsch haben könne; und Nelsudoff flüsterte Mitja einige Worte zu, um ihn vorzubereiten und zu ermahnen. Mitja senkte nur stumm den Kopf und gab damit zu verstehen, daß er sich ruhig verhalten werde.

Michail Makarowitsch führte sie in höchsteigener Person ins Zimmer. Mit fast finsterem Gesichtsausdruck trat sie ein, äußerlich ganz ruhig. Leise setzte sie sich auf den angewiesenen Stuhl gegenüber Nikolai Parsenowitsch Nelsudoff, dem Untersuchungsrichter. Sie war sehr blaß. Anscheinend fand sie es kalt, denn sie hüllte sich fröstelnd in ihren prächtigen, schwarzen Schal. Es waren die ersten Fieberschauer einer Erkältung, der Anfang der Grippe, an der sie nach dieser Nacht lange schwerkrank danieder lag.

Ihr ernstes Aussehen, ihr fester Blick und das ruhige Auftreten machten auf alle einen vorzüglichen Eindruck. Nikolai Parsenowitsch war sofort ganz hin. Wenn er später von dieser Begebenheit erzählte, gestand er: zum erstenmal habe er gesehen, wie schön dieses Weib sei; vorher habe er sie nur flüchtig angeschaut und sie immer für eine Art Halbweltldame aus der Kreisstadt gehalten.

„Sie hat ein Auftreten wie eine Dame aus den besten Kreisen,“ beteuerte er einmal in seiner Begeisterung zufällig in einer Damengesellschaft. Mit dem größten Unwillen hörte man ihn an und nannte ihn hinfort nur einen verdorbenen Schlingel, was er sich gern gefallen ließ.

Als Gruschenka ins Zimmer trat, streifte sie Mitja nur ganz flüchtig mit dem Blick. Diese Ruhe wirkte auch beruhigend auf ihn, der dieser Begegnung erregt entgegengesehen hatte. Nach den ersten notwendigen Bemerkungen stellte Nikolai Parsenowitsch immer beklommener, aber doch mit voller Wahrung aller höflichen Form und durchaus ernst an sie die Frage: in welchen Beziehungen sie zu dem verabschiedeten Leutnant Dimitri Fedorowitsch Karamasoff gestanden habe.

Mit fester Stimme antwortete sie: „Er war ein Bekannter von mir; als solchen habe ich ihn empfangen.“

Auf die weiteren Fragen erklärte sie aufrichtig: er habe ihr wohl zu manchen Stunden gefallen; Liebe habe sie nicht für ihn empfunden, sondern ihn aus dummer Boshaftigkeit zum besten gehalten, genau so wie sie es mit jenem Alten getan habe. Sie habe wohl gemerkt, wie Mitja auf den Alten und auf jedermann eifersüchtig gewesen sei; doch habe ihr das Spaß gemacht. Mit Fedor Pawlowitsch habe sie nur ihren Scherz getrieben und niemals daran gedacht, zu ihm hinzugehen.

„Während dieses ganzen Monats waren mir beide ganz gleichgiltig. Ich erwartete einen anderen, der kommen sollte, um seine Schuld an mir wieder gutzumachen. Doch das interessiert hier nicht weiter; ich brauche also darüber nichts zu sagen. Es betrifft ja auch nur mich allein.“

Nikolai Parfenowitsch war ihr sofort zu Willen. Er ließ sofort alles Romanhafte beiseite und ging sofort zum Ernsthaften über, zu der Frage nach den dreitausend Rubeln. Gruschenka bestätigte, daß Mitja vor einem Monat in Mokroje tatsächlich dreitausend Rubel durchgebracht habe; sie habe allerdings das Geld nicht selbst gezählt, doch habe sie von Dimitri Fedorowitsch gehört, daß es soviel gewesen sei.

„Hat er es Ihnen unter vier Augen gesagt oder im Beisein anderer, oder haben Sie gehört, wie er es zu anderen gesagt hat?“ erkundigte sich sofort der Staatsanwalt.

Gruschenka erklärte: er habe es im Beisein anderer wie zu anderen gesagt; auch unter vier Augen habe sie es von ihm gehört.

„Haben Sie es einmal oder öfter von ihm unter vier Augen gehört?“ forschte der Staatsanwalt weiter nach und erfuhr, daß es öfter der Fall gewesen sei.

Hippolyt Kirillowitsch war mit dieser Aussage sehr zufrieden. Das weitere Verhör ergab noch, daß Gruschenka gleichfalls gewußt hatte, woher das Geld stammte, daß nämlich Katerina Iwanowna es ihm gegeben.

„Aber haben Sie nicht wenigstens einmal gehört, daß hier vor einem Monat nicht Dreitausend, sondern weniger durch-

gebracht seien und daß Dimitri Fedorowitsch die Hälfte für sich behalten habe?"

„Nein, davon habe ich nie etwas gehört,“ erwiderte Gruschenka.

Weiterhin gab sie an: Mitja habe ihr im letzten Monat oft geklagt, daß er kein Geld habe.

„Er hoffte aber immer, von seinem Vater Geld zu bekommen,“ schloß sie.

„Hat er nicht einmal in Ihrem Beisein gesagt oder vielleicht nur angedeutet,“ fiel Nelsjudoff ein, „daß er die Absicht habe, seinen Vater zu erschlagen?“

„Leider hat er es gesagt,“ gab Gruschenka seufzend zu.

„Einmal oder des öfteren?“

„Des öfteren. Aber nur immer dann, wenn er zornig oder aufgebracht war.“

„Haben Sie geglaubt, daß er es tun werde?“

„Nein, niemals,“ antwortete sie aufs bestimmteste. „Ich rechnete stets mit seiner edlen Gesinnung.“

„Meine Herren, erlauben Sie mir,“ rief plötzlich Mitja dazwischen, „daß ich in Ihrer Gegenwart mit Agrafena Alexandrowna kurz spreche?“

„Sprechen Sie,“ erlaubte ihm Nelsjudoff.

„Agrafena Alexandrowna,“ sagte Mitja vom Stuhle aufstehend, „glaube Gott und mir: An dem Blute meines gestern erschlagenen Vaters bin ich nicht schuldig!“

Nach diesen Worten setzte er sich wieder auf seinen Stuhl. Gruschenka erhob sich, wandte sich der Ecke zu, wo das Heiligenbild hing, und bekreuzte sich andächtig.

„Gelobt seist du, mein Herr und Gott!“ sagte sie inbrünstig und tief ergriffen. Ohne sich zu setzen, wandte sie sich wieder Nelsjudoff zu und fuhr laut fort: „Was er soeben gesagt hat, daran wollen Sie glauben! Ich kenne ihn: Unwahres schwätzen kann er, wenn es sich um einen Scherz handelt oder er eigensinnig ist; geht es dagegen um eine Gewissenssache, wird er nie lügen. Dann wird er stets die Wahrheit sagen; daran wollen Sie glauben!“

„Habe Dank dafür, Agrafena Alexandrowna, du hast mich wieder aufgerichtet,“ sagte Mitja mit unsicherer Stimme.

Auf die Frage nach dem gestrigen Gelde sagte sie, daß sie nicht angeben könne, wieviel es gewesen sei; sie habe aber gehört, wie er zu andern geäußert habe, er sei wieder mit Dreitausend angekommen. Über die Herkunft des Geldes habe er nur ihr unter vier Augen erklärt: er habe es Katerina Iwanowna gestohlen und müsse ihr morgen das Geld zurückgeben. Auf die wiederholte Frage des Staatsanwalt, von welchem Gelde er das gesagt habe, ob von dem gestrigen oder von den Dreitausend vor einem Monat, gab sie an: nach ihrer Meinung habe er es von dem Gelde vor einem Monat gesagt.

Endlich wurde auch Gruschenka entlassen. Dienstfeurig theilte ihr Nikolai Parfenowitsch mit, daß sie nach ihrem Willen jeden Augenblick in die Stadt zurückkehren könne; wenn er ihr irgendwie vielleicht wegen der Pferde gefällig sein könne oder falls sie einen Begleiter wünsche, so sei er mit dem größten Vergnügen bereit . . .“

„Ich danke Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit,“ unterbrach ihn Gruschenka mit leichtem Kopfschneigen. „Ich werde mit dem kleinen, alten Gutsbesitzer in die Stadt zurückkehren. Vorläufig möchte ich aber mit Ihrer Erlaubnis abwarten, was mit Dimitri Fedorowitsch geschieht.“

Sie verließ das Zimmer. Mitja war ruhig und schien Mut und Kraft geschöpft zu haben; aber nur für kurze Zeit. Es befiel ihn wieder eine merkwürdige körperliche Schwäche, die immer häufiger und stärker ihn überkam, je länger die Verhandlung dauerte. Seine Augen fielen ihm fast vor Müdigkeit zu. Endlich war das Zeugenverhör beendet. Dann schritt man zur endgültigen Feststellung der Niederschrift. Mitja erhob sich, ging in die Ecke zum Vorhang, legte sich hier auf eine große, mit einem Teppich bedeckte Truhe und schlief sofort ein.

Da hatte er einen sonderbaren Traum, der eigentlich gar nicht in seine Stimmung hineinpasste. Er befand sich wieder in der Steppe, wo er früher mit seinem Regiment gestanden hatte. In einem offenen Wagen fährt er; vor ihm sitzt der Kutscher, ein Bauer, und es schneit und regnet. Auch kalt scheint es zu sein, etwa Anfang November; denn der Schnee fällt in dichten, nassen Flocken und taut sofort auf, sobald er

den Erdboden berührt. Der Bauer knallt mit der Peitsche, und die Pferde greifen tüchtig aus. Der Bauer hat einen langen Bart, ist jedoch noch nicht alt, höchstens fünfzig Jahre, und trägt einen grauen Bauernkittel. Da taucht in der Ferne ein Dorf auf. Beim Näherkommen sieht er, daß die Hütten ganz schwarz sind; die Hälfte ist niedergebrannt, und nur die verkohlten Dachsparren starren ihm durch das graue Tageslicht entgegen. Vor der Einfahrt ins Dorf haben sich die Dorfweiber in langer Reihe aufgestellt, alle mit abgekehrten, absonderlich braunen Gesichtern. Vor allem eine fällt ihm auf, eine hohe, knochige Gestalt; sie sieht aus wie vierzig Jahre, ist aber vielleicht nur zwanzig. Ihr Gesicht ist lang und eingefallen. Auf dem Arm trug sie ein weinendes Kindchen. Ihre Brüste müssen ganz versiegt sein und keinen Tropfen Milch mehr enthalten. Das Kindchen streckt weinend die Armchen aus, nackte, magere Armchen mit kleinen Fäustchen, die vor Kälte ganz blau sind.

„Warum weinen sie?“ fragte Mitja, als sein Wagen vor ihnen vorüberfliegt.

„Das ist das Kindchen,“ antwortete ihm der Bauer, mit dem er fährt, „das Kindchen weint.“

Mitja ist ganz verdukt, daß er in seiner Art „das Kindchen“ sagt und nicht „das Kindchen.“ Es gefällt ihm; ist es doch, als liegt mehr Mitleid in dem Worte.

„Warum weint es,“ fragt Mitja weiter, als sei er zu dumm, es sich selbst zu sagen. „Warum sind seine Armchen bloß? Warum wird es nicht eingewickelt?“

„Das Kindchen hat es kalt; die Kleiderchen sind dünn und feucht und wärmen das Körperchen nicht mehr.“

„Aber warum ist das so?“ fragt immer ungeduldiger der dumme Mitja.

„Sie sind arm, abgebrannt, haben kein Brot mehr; sie bitten für den abgebrannten Ort.“

„Nein, nein!“ ruft Mitja, als verstehe er immer noch nicht. „Sage mir doch: warum stehen so die abgebrannten Mütter da? warum sind sie arm? warum ist das Kindchen arm? warum ist die Steppe so nackt? warum umarmen und küssen sie sich nicht? Warum singen sie nicht frohe Lieder?“

warum sind sie so schwarz geworden vom schwarzen Elend? warum wird das Kindchen nicht genährt?"

Er merkt wohl das Sinnlose seiner Fragen; und doch hat er gerade fragen wollen und, wie er glaubt, auch gerade so fragen müssen. Er fühlt in seinem Herzen eine nie empfundene Nüßrung aufsteigen. Weinen möchte er, für alle etwas tun, damit das Kindchen nicht mehr weint und auch die schwarze, verhärmte Mutter des Kindchens nicht mehr weint, damit von diesem Augenblick an niemand mehr eine Träne vergießt; tun möchte er etwas ohne Aufschub und Bedenken mit der zügellosen Karamasoff'schen Leidenschaft.

„Ich bin bei dir und verlasse dich nie mehr, das ganze Leben gehe ich mit dir,“ hört er neben sich Gruschenkas liebevolle Worte.

Da entbrennt sein ganzes Herz und strebt dem Lichte zu. Leben will er und zu diesem neuen Lichte gehen, jetzt sogleich!

„Was? Wohin?“ ruft er, schlägt die Augen auf und setzt sich auf seine Truhe, als ob er aus einer Ohnmacht erwache, und lächelt glücklich.

Vor ihm stand, sich zu ihm niederbeugend, Nikolai Parsfenowitsch Neljudoff, und forderte ihn auf, die Niederschrift anzuhören und zu unterschreiben.

Mitja merkte, daß er vielleicht eine Stunde oder länger geschlafen habe; was Neljudoff sprach, beachtete er nicht. Es machte ihn stutzig, daß auf der Truhe ein Kopfkissen lag, auf dem er geschlafen hatte; vorhin, als er todmüde sich hingestreckt hatte, hatte er kein Kissen gesehen.

„Welcher gute Mensch hat mir das Kissen unter den Kopf geschoben?“ rief er mit dankbarem Sinn und einer Stimme, durch welche die Tränen hindurchklangen, als habe man ihm Gott weiß was für eine große Wohlthat erwiesen.

Er hat es nie erfahren. Vielleicht hatte es einer der Ortsbewohner oder der kleine Schreiber Nikolai Parsfenowitschs getan. Mitja war bis ins Innerste ergriffen. Er trat zum Tisch und sagte, daß er alles unterzeichne, was sie von ihm verlangten.

„Ich habe einen schönen Traum gehabt, meine Herren,“ sagte er, und seine Worte klangen so sonderbar, und er sprach sie mit freudeverklärtem Gesichte.

Wie Mitja fortgeführt wurde

Als die Niederschrift unterzeichnet war, wandte sich Nikolai Parfenowitsch mit feierlicher Stimme an den Angeklagten und verlas die Verfügung, daß er von diesem Augenblick an ein Gefangener sei und man ihn unverzüglich in die Stadt abführen werde, um ihn dort im Gefängnis unterzubringen. Mitja hörte alles aufmerksam an und zuckte nur mit den Schultern.

„Ich kann Ihnen keinen Vorwurf machen, meine Herren, ich bin bereit. Es ist mir vollkommen klar, daß Ihnen weiter nichts zu tun übrig bleibt.“

Nikolai Parfenowitsch teilte ihm darauf möglichst schonend mit, daß der Polizeidirektor des Städtchens, Mawrifi Mawritjewitsch, der soeben in Mokroje eingetroffen war, ihn sofort in die Stadt bringen werde.

„Einen Augenblick,“ unterbrach ihn Mitja und sagte zu allen Anwesenden mit überströmendem Herzen: „Wir sind alle grausam, Unmenschen, sind Schuld an den Tränen aller Menschen, Mütter und Kinder, doch von allen — das bekenne ich jetzt hier offen — bin ich der Schlimmste. An jedem Tage meines Lebens habe ich an meine Brust geschlagen und mir vorgenommen, mich zu bessern, und doch habe ich jeden Tag wieder dieselben Übeltaten begangen. Jetzt begreife ich, daß solche Menschen wie mich ein Schicksalschlag treffen muß, damit sie wie von einer Wurffschlinge gefangen und von einer äußeren Kraft bezwungen werden. Niemals hätte ich mich aus eigener Kraft aufgerafft. Aber jetzt hat der Donner gegrölt und der Blitz mich getroffen. Ich nehme die Bitterkeit der Anklage und der öffentlichen Schmach auf mich; ich will leiden und mich durch das Leiden läutern. Es wird mir vielleicht auch gelingen. Doch sage ich Ihnen zum letztenmal: An dem Blute meines Vaters bin ich unschuldig. Ich nehme die Strafe auf mich, nicht weil ich ihn erschlagen habe, sondern weil ich ihn habe erschlagen wollen und vielleicht erschlagen

hätte . . . Schon jetzt kündige ich Ihnen an, daß ich mit Ihnen kämpfen werde um mein Leben bis zum letzten Blutstropfen, und dann wird Gott entscheiden. Leben Sie wohl, meine Herren! Tragen Sie es mir nicht nach, daß ich Sie angeschrien habe während des Verhörs; es war mir alles noch so unklar. Nach einer Minute bin ich Arrestant. Jetzt streckt Ihnen Dimitri Karamasoff zum letzten Male als freier Mensch seine Hand entgegen zum letzten Abschiedshändedruck. Von Ihnen, von den Menschen, will ich Abschied nehmen."

Seine Stimme wurde unsicher. Er streckte seine Hand aus. doch Nikolai Parfenowitsch Meljudoff, der ihm am nächsten stand, zog plötzlich, als zuckte er zusammen, seine Hände zurück und kreuzte sie auf dem Rücken. Mitja bemerkte es und erblaßte. Seine hingehaltene Hand ließ er sogleich herabsinken.

"Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen," bemerkte er in leichter Verwirrung, „wir werden sie in der Stadt fortsetzen. Ich will Ihnen von ganzem Herzen Erfolg wünschen zu Ihrer Rechtfertigung. Denn ich habe in Ihnen stets mehr einen unglücklichen als schuldigen Menschen gesehen. Wir alle — ich darf es wohl im Namen aller Anwesenden sagen — halten Sie für einen im Grunde edlen Menschen, der sich leider von einigen Leidenschaften gar zu sehr beherrschen läßt."

Bei den letzten Worten strahlte die schwächliche Gestalt Nikolai Parfenowitschs die volle Würde des Untersuchungsrichters aus. Mitja zuckte der Gedanke durch den Kopf: dieser dumme Junge werde ihn gleich unter den Arm fassen, ihn schweigend in eine Ecke ziehen und dort das Gespräch über die Mädels, das sie vor einigen Tagen miteinander geführt hatten, wieder aufnehmen.

"Meine Herren, ich weiß, Sie sind gütig — darf ich sie noch einmal sehen, mich von ihr verabschieden?" fragte Mitja.

"Natürlich. Nur in Anbetracht . . . mit einem Wort: unter vier Augen geht es nicht, aber in Gegenwart . . ."

"Meinetwegen auch in Ihrer Gegenwart!"

Gruschenka wurde heraufgebeten. Es kam nur zu einer ganz kurzen, wortkargen Abschiedsszene, die Nikolai Parfenowitschs

witsch eigentlich wenig befriedigte. Gruschenka verneigte sich tief vor Mija.

„Ich habe dir gesagt, daß ich dein bin und bleiben werde. Mit dir gehe ich hin, wohin man dich auch verschickt. Lebe wohl! Du hast dich unschuldig selbst zugrunde gerichtet!“

Ihre Lippen bebten, Tränen blizten an ihren Wimpern und rollten plötzlich herab.

„Gruscha, vergib mir, daß ich auch dich durch meine Liebe mit ins Unglück reiße.“

Mitja wollte noch etwas sagen, doch brach er jäh ab und ging hinaus. Im Augenblick umdrängten ihn Männer, die ihn nicht aus den Augen ließen. Vor der Treppe, wo er noch gestern mit Andreis Troika donnernd vorgefahren war, standen zwei Wagen bereit.

Mawriki Mawrikjewitsch, ein stämmiger, kleiner Mann mit etwas aufgedunsenem Gesicht, war offenbar durch etwas sehr gereizt, wahrscheinlich durch einen Zwischenfall oder eine unvorhergesehene Störung. Jedenfalls schimpfte er kräftig und man merkte ihm an, daß er sich ärgerte. So forderte er auch Mitja in recht barschem Ton auf, in den Wagen zu steigen.

„Wenn ich ihm früher im Gasthause ‚Zur Hauptstadt‘ Wein und alles mögliche vorsezen ließ, machte er ein anderes Gesicht,“ fuhr es Mitja beim Einsteigen durch den Sinn.

Auch Trifon Borissytsch stieg die Treppe hinab. An der Hofpforte drängten sich Leute: Bauern, Weiber, Fuhrknechte, Kutscher. Alle starrten Mitja an.

„Lebt wohl, ihr lieben Menschen!“ rief Mitja ihnen vom Wagen zu.

„Sei auch du uns nicht böse, Väterchen!“ hörte man ver- einzelte Stimmen den Gruß erwidern.

„Leb auch du wohl, Trifon Borissytsch!“

Doch Trifon Borissytsch drehte sich gar nicht nach ihm um. Er war sehr beschäftigt, schrie gleichfalls und gab nach verschie- denen Seiten Befehle. Denn der zweite Wagen, in dem zwei Gerichtsdiener Mawriki Mawrikjewitsch und Mitja begleiten sollten, war noch nicht ganz zur Abfahrt bereit. Der Fuhr- knecht, der sie fahren sollte, zog vorläufig noch langsam seinen Kittel an und erging sich in langer Rede: nicht er, sondern

Akim müsse fahren. Akim war aber nicht da. Der Bauer bestand indes darauf, daß man warten solle.

„Mawriki Mawrikjewitsch, das Bauernpack hat kein Schamgefühl!“ rief Trifon Borissytsch mit bekümmertem Miene. Und dem Fuhrknecht erwiderte er: „Dir hat Akim noch vorgestern einen Fündundzwanziger gegeben, und du hast ihn veröhren. Ich wundere mich noch immer von neuem über Ihre sofften; jetzt aber reißt du wieder das Maul auf bis an die Güte, Mawriki Mawrikjewitsch; dieses Lumpenpack hat es durchaus nicht verdient. Ich weiß, was ich sage!“

„Wozu brauchen wir noch eine zweite Troika?“ mischte sich Mitja ein. „Laß uns ruhig in einer fahren, Mawriki Mawrikjewitsch; ich werde dir nicht weglaufen oder mich auflehnen wider dich. Wozu soll also die Bedeckung sein?“

„Bitte, mein Herr, lassen Sie sich gefälligst sagen, daß Sie mit mir nicht zu reden haben, falls Sie es nicht wissen sollten. Ich verbitte mir Ihr Du und auch Ihre Ratschläge. Sie können sie für bessere Gelegenheiten aufsparen,“ schrie wild auffahrend Mawriki Mawrikjewitsch Mitja an. Es machte ganz den Eindruck, als freue er sich, seinen Arger an ihm auslassen zu können.

Mitja schwieg. Heiß stieg ihm das Blut ins Gesicht. Einen Augenblick später überlief ihn ein Frostschauer. Der Regen hatte aufgehört. Doch der trübe Himmel war noch ganz mit Wolken bedeckt, und ein scharfer Wind blies ihm gerade ins Gesicht.

„Sollte ein Fieber im Anzuge sein?“ dachte Mitja, den es schüttelte.

Endlich stieg auch Mawrik Mawrikjewitsch ein, setzte sich wichtig und breit hin und drückte, als bemerke er es nicht, Mitja fest an die andere Seitenlehne. Er war nicht bei guter Laune, und der ihm gewordene Auftrag behagte ihm nicht.

„Leb wohl, Trifon Borissytsch!“ rief Mitja nochmals. Es entfuhr ihm nicht aus Gutmütigkeit, sondern aus Bosheit fast gegen seinen Willen.

Doch Trifon Borissytsch stand stolz auf seiner Treppe, hielt die Hände auf den Rücken und sah Mitja fest an, ohne mit

der Wimper zu zucken. Ärgerlich blickte er drein und hatte für Mitjas Abschiedsgruß kein Wort.

„Leben Sie wohl, Dimitri Fedorowitsch!“ ließ sich plötzlich Kalganoff vernehmen, der unerwartet auftauchte.

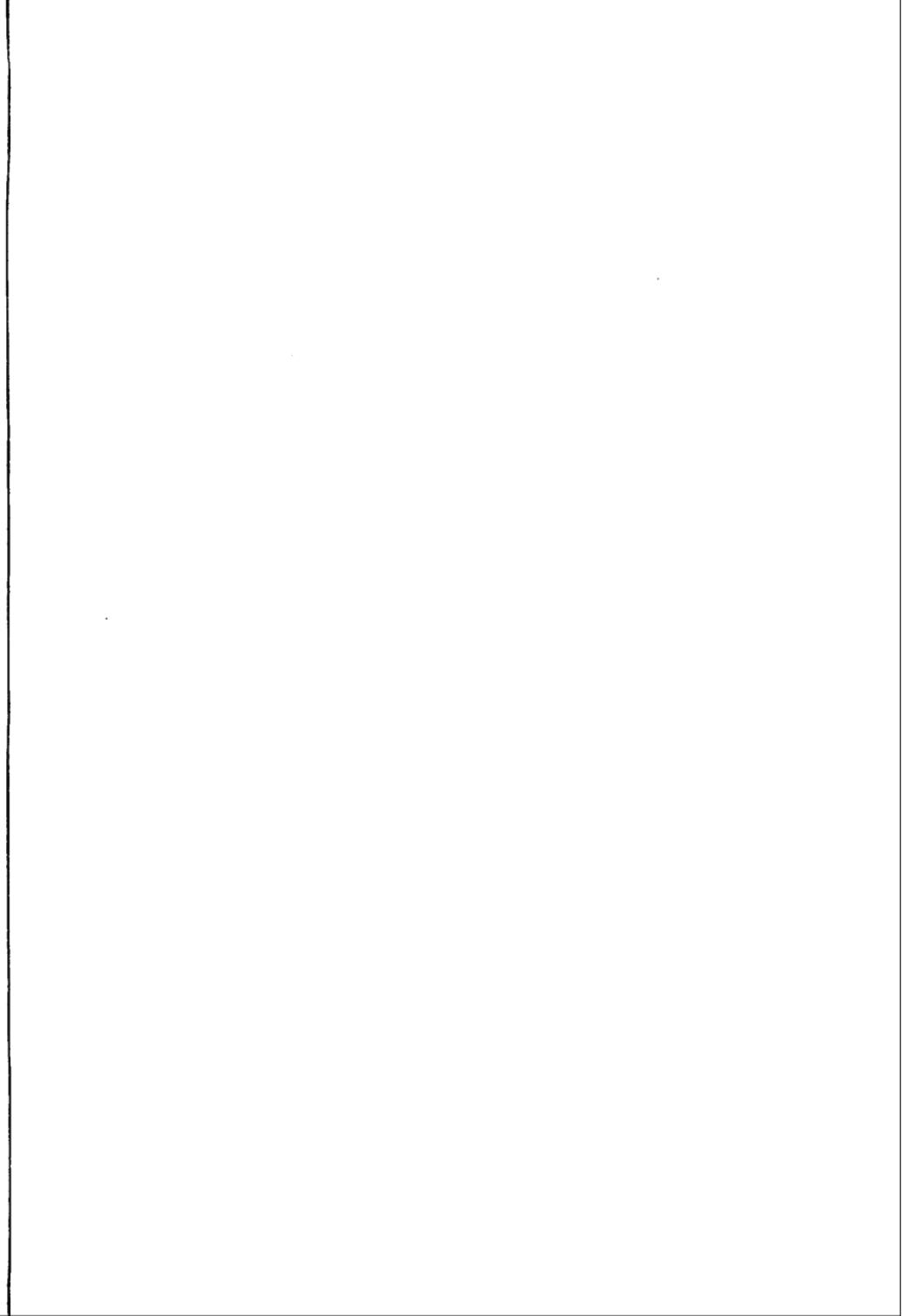
Er eilte an den Wagen und hielt Mitja die Hand hin. Ohne Mühe war er herausgelaufen. Mitja gelang es noch, seine Hand zu ergreifen und zu drücken.

„Leb wohl, du lieber Mensch! Ich werde dich und deine Freundlichkeit nicht vergessen!“ rief er ihm tiefbewegt zu.

Da zogen die Pferde an. Ihre Hände wurden getrennt. Die Glocken erklangen. So wurde Mitja davongeführt.

Kalganoff aber lief in den Flur, setzte sich in eine Ecke, vergrub das Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. Lange saß er so da. Er weinte, als sei er ein Knabe und nicht ein junger Mann von zwanzig Jahren. Von Mitjas Schuld war er fast ganz überzeugt.

„Was für Menschen gibt es doch! Wie können Sie nur so sein!“ rief er in bitterem Schmerze, wenn nicht in Verzweiflung. Er verlor jegliche Lust am Leben. „Ich will nicht mehr leben,“ grollte er. „Ist das Leben es wert?“ fragte er sich immer wieder.



Zehntes Buch

Die Knaben

1

Kolja Krassoffin

Es war Anfang November. Die Kälte war bereits auf elf Grad gestiegen, und dazu kam noch Glatteis. Nachts war harter Schnee auf die gefrorene Erde gefallen. Jetzt segte ihn ein kalter, scharfer Wind durch die öden Straßen des Städtchens und über den Marktplatz vor sich her. Der Himmel war noch bewölkt, aber es hatte aufgehört zu schneien.

Nicht weit vom Markte in der Nähe der Plotnikoff'schen Kolonialwarenhandlung steht das innen wie außen sehr saubere Häuschen der Witwe des verstorbenen Beamten Krassoffin. Der Sekretär bei der Regierung, Krassoffin, war vor ungefähr vierzehn Jahren gestorben; seine Witwe, die etwa dreißig Jahre zählte, ein hübsches, angesehenes Frauchen, lebte in ihrem schmucken Häuschen vom eigenen Kapital. Sie hielt sich einsam und zurückgezogen und hatte ein freundliches, im allgemeinen heiteres Wesen.

Nur ein Jahr hatte sie mit ihrem Manne zusammengelebt und ihm kurz vor seinem Tode einen Sohn geboren. Sie widmete sich ganz der Erziehung dieses ihres einzigen Söhnchens Kolja. Als er die Vorschule und später das Gymnasium besuchte, lernte sie alles zusammen mit ihm, um seine Schulaufgaben mit ihm durchnehmen zu können. Sie suchte auch die Bekanntschaft seiner Lehrer und ihrer Frauen zu machen, lud sie zum Kaffee ein und verhätschelte sogar seine Schulkameraden, damit sie ihm nur nicht zu nahe kamen, ihn ver-

spotteten oder gar verprügelten. Sie brachte es schließlich mit ihrer Zärtlichkeit dahin, daß die Knaben über Kolja lachten und ihn das Mutterjöhnchen nannten.

Kolja wußte sich indes dagegen zu wehren. Er war unerschrocken und furchtbar stark, wie das Gerücht in der Klasse umging, gewandt, entschlossen, kühn und unternehmungslustig. Er lernte gut, und es hieß unter seinen Schulkameraden: er könne in Arithmetik und Weltgeschichte selbst dem Lehrer Dardaneloff zu schaffen machen.

Tat auch der Junge etwas von oben herab und trug die Nasenspitze oft recht hoch, so war er doch ein guter Kamerad, der sich nie besser als die anderen dünkte. Die Achtung der Mitschüler nahm er als etwas Selbstverständliches hin. Das Beste an ihm war, daß er Maß zu halten verstand. In seinem Verhalten zu seinen Lehrern überschritt er nie die Grenze, über die hinaus Streiche keine Entschuldigung mehr finden. Trotzdem war er durchaus nicht abgeneigt, bei jeder sich bietenden Gelegenheit der Ausgelassenste unter den Schulbuben zu sein, oder vielmehr nicht etwas Besonderes anzustiften, einen ganz besonders tollen Streich ins Werk zu setzen, ungewöhnliches Aufsehen zu erregen, mit einem Worte sich irgendwie hervorzutun. Vor allem war er sehr ehrgeizig.

Seine Mutter beherrschte er despotisch; und sie hatte sich ihm ohne jeden Widerspruch gefügt. Er war schon lange Herr im Hause. Nur den einen Gedanken konnte sie nicht ertragen, daß ihr Junge sie nur wenig liebe. Sie hatte immer das Gefühl, als empfinde ihr Kolja nichts für sie. So kam es denn manchmal vor, daß sie in Tränen aufgelöst ihm wegen seiner Gleichgültigkeit in seinem Verhalten zu ihr Vorwürfe machte. Solche Szenen waren dem Jungen äußerst zuwider; je mehr Herzensergüsse man von ihm verlangte, desto zurückhaltender wurde er. Das geschah jedoch nicht absichtlich von ihm, wie es den Anschein hatte, sondern ganz unwillkürlich; es lag einmal in seinem Wesen. Die Mutter täuschte sich in ihrer Annahme. Kolja hatte seine Mutter von Herzen lieb; nur war er kein Freund von Affenzärtlichkeiten, wie er sich in seiner Schülersprache ausdrückte.

Sein Vater hatte viele Bücher hinterlassen, welche die

Mutter in einem großen Schrank aufbewahrte. Kolja machte sich bald daran, diese Bücher zu lesen, und auf diese Weise hatte er schon manches gelesen, was er in seinen jungen Jahren gar nicht hätte wissen brauchen.

In der letzten Zeit aber hatte er ein paar Streiche ausgeführt, die seiner Mutter ernstliche Sorge machten. Es waren nicht Streiche, die in sittlicher Hinsicht irgendwie hätten zu Bedenken Anlaß geben können, sondern wirklich tollkühne, halsbrecherische Wagnisse, bei denen er leichtsinnig mit dem Leben spielte.

Ende Juli — die Ferien dauerten noch an — war sie mit ihrem Jungen bei einer Verwandten zu Besuch, deren Mann auf der nächsten Station, siebenzig Werst von dem Städtchen, als Eisenbahnbeamter angestellt war. Das erste, was Kolja bei seinen Verwandten unternahm, war, daß er sich die Lokomotiven genau besah, sich mit der Maschine genau bekannt machte, alle Räder untersuchte und anderes; denn er sagte sich, daß er mit solchen Kenntnissen in der Hochachtung seiner Mitschüler steigen werde. Bald fanden sich einige andere Knaben dazu, mit denen er Freundschaft schloß. Die einen wohnten ebenfalls auf der Station, die anderen in der Nähe. Im ganzen hatten sich sechs bis sieben Jungen im Alter zwischen zwölf und fünfzehn Jahren zusammengefunden; unter ihnen waren zwei Schulkameraden Koljas. Die Jungen spielten und tollten zusammen; und am vierten oder fünften Tage — Frau Krassotkin wollte sich mit ihrem Sohn nur etwa acht Tage bei ihren Verwandten aufhalten — kam es unter ihnen zu einer ganz unglaublichen Wette um zwei Rubel. Es handelte sich um folgendes:

Kolja war der jüngste von den Knaben und wurde deshalb von den anderen etwas herablassend behandelt. Das wurmte ihn. Aus krankhaftem Ehrgeiz und in unverzeihlicher Tollkühnheit erklärte er sich bereit, wenn der Elfuhrzug nachts vorüberkomme, so lange zwischen den Schienen liegen zu bleiben, bis der Eilzug über ihn hinweggefahren sei. Es wurden verschiedene Versuche angestellt, die alle zu dem Ergebnis führten, daß man ganz gut zwischen den Schienen liegen und sich an den Boden drücken könne, ohne vom Zuge berührt zu werden, der

mit hoher Geschwindigkeit über den Liegenden hinwegsaufen werde.

Trotzdem verzichtete jeder darauf, den Versuch zu wagen. Kolja indes erklärte immer wieder: wenn niemand den Mut habe, so werde er sich zwischen die Schienen legen und liegen bleiben. Anfangs wurde er ausgelacht. Man nannte ihn einen Prahlhans, einen Aufschneider, und bestärkte ihn durch diese Neckereien nur noch mehr in seinem Vorhaben. Den Ausschlag gab jedoch der Umstand, daß die Fünfzehnjährigen sich in seiner Gegenwart bereits sehr fühlten und ihn als Kleinen überhaupt nicht in ihren Kreis aufnehmen wollten. Dieses Zurückstellen ging ihm denn doch zu sehr an seine Ehre.

So wurde beschlossen, sich am Abend aufzumachen und ungefähr eine Werst weit von dem Eisenbahndamm hinzugehen und hier in der nötigen Entfernung bis elf Uhr auf den Zug zu warten, der an ihrem Standpunkt bereits eine ordentliche Geschwindigkeit erreicht haben mußte. Der Abend kam heran, und die Gesellschaft machte sich auf den Weg. Die Nacht brach herein. Es war eine mondlose, nicht nur dunkle, sondern pechschwarze Nacht. Kurz vor elf Uhr legte sich Kolja zwischen die Schienen. Die übrigen fünf Jungen warteten zuerst mit beklommenem Herzen, schließlich aber in Furcht und Neugier unten am Bahndamm im Gebüsch.

Endlich ertönte in der Ferne ein Pfiff, und fernes Rollen zeigte an, daß der Schnellzug die Station verließ. Da tauchten auch schon in der Finsternis zwei feurige Augen auf, und fauchend näherte sich das Ungeheuer unheimlich schnell.

„Lauf, Kolja, lauf!“ schrien fünf angsterfüllte Stimmen aus dem Gebüsch.

Es war bereits zu spät. Der Zug war da und fauchte vorüber. Die Jungen stürzten den Bahndamm hinauf zu Kolja. Er lag regungslos zwischen den Schienen. Sie rüttelten ihn, riefen ihn beim Namen und versuchten zuletzt, ihn aufzurichten. Da stand er plötzlich von selbst auf und ging schweigend den Bahndamm hinunter. Drunten erklärte er seinen Kameraden: er sei absichtlich so lange unbeweglich liegen geblieben, um ihnen Angst zu machen. Diese Angabe war nicht ganz wahr-

heitsgetreu. Er hatte tatsächlich, wie er nach Jahren der Mutter gestand, die Besinnung verloren.

So hatte er sich für alle Zeit den Ruhm erworben, ein Tollkühner zu sein. Sehr blaß kehrte er zur Station zurück und erkrankte am nächsten Tage am Nervenfieber. Aber bald war er wieder wie sonst lebhaft, lustig und zufrieden.

Der Streich wurde nicht sogleich ruckbar. Erst als er in die Stadt zurückgekehrt war und der Schulbesuch wieder begonnen hatte, verbreitete sich das Gerücht von der tollen Geschichte durch das Ausplaudern der beiden Schulkameraden Koljas, die dabei gewesen waren, unter den Schülern des Gymnasiums, bis sie auch den Lehrern zu Ohren kam. Da stürzte Koljas Mutter hin zum Direktor, um für ihren Jungen Verzeihung zu erflehen. Sie erreichte auch, daß der hochgeschätzte und einflussreiche Lehrer Dardaneloff für den Jungen eintrat und ihn in Schutz nahm, so daß man zuguterlezt die Sache auf sich beruhen ließ.

Dieser Dardaneloff, ein unverheirateter Mann in den besten Jahren, hatte sich nämlich bereits vor einigen Jahren in Frau Krassoffin verliebt und ihr auch vor etwa einem Jahre in der ehrerbietigsten Form und halb vergehend vor Angst und Schüchternheit einen Heiratsantrag gemacht. Sie hatte ihn damals ohne weiteres abgewiesen, weil sie eine Wiederverheiratung als Verrat an ihrem Sohn empfunden hatte. Trotzdem durfte Dardaneloff aus gewissen Anzeichen wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß er der hübschen Dame nicht zuwider war. Koljas toller Streich schien das Eis vollends gebrochen zu haben. Für seine freundliche Verwendung war ihm eine leise Andeutung zuteil geworden, wenn auch nur eine sehr leise, daß er hoffen könne. Da jedoch Dardaneloff im Punkte der Rücksichtnahme und des Zartgefühls einzig dastand, so genügte ihm schon dieser ferne Hoffnungsschimmer, um ihn unendlich glücklich zu machen.

Den Knaben liebte er sehr; nur hielt er es nicht für passend, sich bei ihm einzuschmeicheln. Daher war er während des Unterrichts stets anspruchsvoll und streng zu ihm. Auch Kolja hielt sich in achtungsvoller Entfernung. Er bereitete sich zu den Stunden stets ausgezeichnet vor, behauptete sich

in der Klasse als zweiter Schüler, war im Umgang mit ihm etwas zurückhaltend, und sämtliche Schüler waren überzeugt, daß er in der Weltgeschichte Dardaneloff schlagen werde. Tatsächlich hatte Kolja ihm einmal die Frage gestellt: „Wer hat Troja gegründet?“ Der Lehrer hatte ihm darauf nur eine allgemein gehaltene Antwort gegeben, hatte von den Wanderungen der verschiedenen Völkerstämme, von ihren Niederlassungen und Übersiedlungen, von dem Zurückliegen der Zeiten, von Sagen und Dichtungen gesprochen. Aber auf die Frage: wer Troja gegründet habe, vermochte er keine bestimmte Antwort zu geben und erklärte im übrigen die Frage für unwichtig. Die Knaben waren überzeugt: Dardaneloff wisse einfach nicht, wer Troja gegründet habe. Kolja aber hatte im Bücherschrank seines Vaters alles Nähere über die Gründung Trojas nachgelesen. Schließlich interessierte es alle seine Schulkameraden, wer der eigentliche Gründer Trojas sei, aber Kolja Krassotkin behielt das Geheimnis für sich, und so genoß er denn allein den Ruhm des Wissens.

Da kam dieser Eisenbahnstreik dazwischen, und Koljas Verhältnis zu seiner Mutter erfuhr eine Veränderung. Als Anna Fedorowna — so hieß Frau Krassotkin — von der Heldentat ihres Sohnes erfuhr, fiel sie beinahe in Ohnmacht vor Angst, obgleich keine Gefahr mehr vorhanden war. Sie bekam die heftigsten Nervenanfälle, die mit Unterbrechungen mehrere Tage lang andauerten, so daß Kolja ernstlich erschrak und ihr sein heiliges Ehrenwort gab, nie wieder ähnliche Tollkühnheiten zu begehen. Er schwur es ihr auf den Knien vor dem Heiligenbilde, schwur es beim Andenken an den Vater, wie es seine Mutter verlangte; und der männliche, erwachsene Kolja weinte wie ein sechsjähriger Knabe vor lauter Ergriffenheit. Mutter und Sohn lagen sich in den Armen und schluchzten bis zum Abend.

Am nächsten Morgen war Kolja ebenso gefühllos wie früher; nur wurde er von diesem Tage an schweigsamer, ernster und nachdenklicher. Das hinderte ihn freilich nicht, nach anderthalb Monaten wieder einen Streich loszulassen, durch den sein Name sogar unserem Friedensrichter bekannt wurde. Die Mutter zitterte und ängstigte sich weiterhin, und

Dardaneloff schöpfte im Verhältnis, wie ihre Angst zunahm, immer mehr Hoffnung.

Kolja verstand in dieser Hinsicht seinen Lehrer sehr gut, durchschaute ihn wohl und verachtete ihn wegen seiner Gefühlsduseleien tief. Früher einmal hatte er sich verleiten lassen, diese Verachtung seiner Mutter anzudeuten und ihr außerdem zu verstehen gegeben: er wisse genau, welche Absichten Dardaneloff habe. Doch nach den schrecklichen Nervenankäufen der Mutter änderte er sich auch in dieser Beziehung. Er erlaubte sich hinfort keine Anspielung mehr und äußerte sich auch über Dardaneloff zur Mutter sehr achtungsvoll, was die feinfühligc Anna Fedorowna sofort mit grenzenloser Dankbarkeit im Herzen empfand. Dafür erglühte sie aber selbst bei der unabsichtlichen Erwähnung Dardaneloffs, etwa im Gespräch mit einem nichtsahnenden Gaste, in Koljas Gegenwart wie eine Rose.

Kolja hinwiederum schaute mit gerunzelter Stirn zum Fenster hinaus oder betrachtete eingehend und äußerst interessiert seine Stiefelspitzen oder rief in barschem Ton seinen Pereswonn heran, einen langhaarigen, häßlichen Köter, den er vor einem Monat irgendwo aufgegabelt und nach Hause gelotst hatte, jetzt im Hause wie ein unverlegliches Geheimnis hütete und keinem seiner Kameraden zeigte. Er tyrannisierte den armen Köter ganz entsetzlich, drillte ihn unaufhörlich, bis er ihm alle möglichen Künste eingefuchst hatte, und brachte es schließlich so weit, daß der Hund jedesmal heulte, wenn sein Herr in die Schule ging, und bei seiner Rückkehr vor Freude fast aus dem Häuschen geriet, winselte, sich auf den Rücken legte, alle Stückchen verrichtete und wie besessen an ihm in die Höhe sprang. Das alles tat er nicht auf Befehl, sondern im Überschwang seiner Freude und seines dankbaren Hundeherzens.

Die Knirpse

An jenem frostigen Novembersonntagmorgen, an dem der scharfe Winterwind den gefrorenen Schnee durch die Straßen fegte, saß Kolja Krassotkin, der übrigens derselbe Knabe war, den Njuscha, der Sohn des verabschiedeten Hauptmanns Snegireff, mit dem Taschenmesser in den Arm gestochen hatte, als die Schüler ihn seines Vaters wegen Bastwisch geschimpft hatten, allein zu Hause. Es hatte schon elf geschlagen, und er mußte in einer äußerst wichtigen und durchaus unaufschiebbaren Sache ausgehen. Jetzt war er gezwungen, als einziger Beschützer zu Hause zu bleiben. Es hatte sich nämlich so getroffen, daß alle älteren Bewohner des Hauses wegen eines eigenartigen Vorfalls fortgegangen waren.

Im Hause der Frau Krassotkin wohnte in der zweiten kleinen Wohnung, die von Frau Krassotkins Wohnräumen durch einen Korridor getrennt war, die Frau eines Arztes mit ihren beiden Kinderchen zur Miete. Diese Doktorsfrau stand mit Anna Fedorowna in gleichem Alter und hatte mit ihr eine herzliche Freundschaft geschlossen. Ihr Mann war vor etwa einem Jahre verreist, zuerst nach Orenburg, dann nach Taschkent, und hatte seit einem halben Jahre kein Lebenszeichen von sich nach Hause gelangen lassen; seine Frau hätte sich die Augen ausgeweint, wenn nicht die Freundschaft mit Anna Fedorowna ihr Trost und Stütze gewesen wäre.

Zur Krönung aller Schicksalsschläge mußte es noch geschehen, daß Katerina, die einzige Magd der Doktorin, in der letzten Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag ihrer Herrin zu deren größten Verwunderung die Mitteilung machte: sie werde wohl aller Wahrscheinlichkeit nach am nächsten Morgen niederkommen. Wie es möglich gewesen war, daß niemand etwas von diesem Ereignis gemerkt hatte, blieb allen ein Rätsel. Die erschrockene arme Frau überlegte sich die schwierige Sache und kam zu dem Entschlusse, ihre Magd,

solange deren Zustand es noch erlaubte, in eine für solche Fälle eingerichtete Anstalt zu bringen. Sie führte ihren Plan auch sofort aus und blieb überdies noch vorläufig bei ihr. Am Sonntagmorgen wurde auch Frau Krassotkin um ihre gütige Fürsprache gebeten, da sie in diesem Falle bei gewissen Personen etwas für die Magd erwirken konnte. So kam es denn, daß beide Frauen nicht zu Hause waren. Frau Krassotkins Magd hatte zu gleicher Zeit auf den Markt gehen müssen. So blieb nichts weiter übrig, als daß Kolja als zeitweiliger Beschützer und Hüter der kleinen Knirpse zu Hause blieb.

Diese Knirpse waren die beiden Kinder der Frau Doktor, ein Knabe und ein Mädchen. Kolja fürchtete sich nicht, das Haus zu behüten. Es war ja noch Pereswonn bei ihm, der aber auf Befehl seines Herrn im Vorzimmer unter der Bank tot liegen mußte und gerade deswegen jedesmal, wenn Kolja auf der Runde durch die Zimmer an ihm vorüberkam, mit bittendem Blick zu ihm aufsaß und zweimal mit der Rute kräftig auf den Boden schlug. Kolja warf nur einen drohenden Blick auf den armen Köter, und sofort stellte sich dieser wieder gehorsam tot.

Unruhe und Sorge machten Kolja dagegen die beiden Knirpse, denen er sehr zugetan war. Er hatte, um sie zu unterhalten und ihnen die Zeit zu vertreiben, ein Bilderbuch gebracht. Nastja, das ältere, achtsjährige Mädchen konnte schon lesen, und der jüngere Knirps, der siebenjährige Kostja, hörte furchtbar gern zu, wenn die Schwester ihm vorlas.

Kolja Krassotkin hätte sie allerdings noch viel unterhaltender beschäftigen können, indem er mit ihnen Pferd oder Soldat oder Versteck spielte. Das war auch früher schon mehr als einmal geschehen; das Gerücht: Krassotkin spielte zu Hause mit den Kindern der Mieterin Pferd, hatte sich sogar in der Schule verbreitet. Doch hatte sich Krassotkin stolz verteidigt, indem er den Mitschülern seinen Standpunkt darlegte: mit Altersgenossen, also dreizehnjährigen, sei es eine Schmach, in unseren Jahren noch Pferd zu spielen; er tue es jedoch für die kleinen Knirpse, weil er sie sehr gern habe; übrigens gestehe er niemandem das Recht zu, von ihm über seine Gefühle Nechen-

schaft zu fordern. Dafür werde er auch von den beiden Kleinen geradezu vergöttert.

Heute stand ihm indes nicht der Sinn nach Spielen. Er war mit einer äußerst wichtigen Angelegenheit beschäftigt; anscheinend stand etwas Geheimnisvolles bevor. Inzwischen verging aber die Zeit, und Agafja wollte noch immer nicht vom Markte nach Hause zurückkehren. Schon mehrmals war er über den Flur gegangen, hatte besorgt die Tür zur Wohnung der Frau Doktor geöffnet und sich nach den Kleinen umgesehen, die auf seine Anweisung artig vor dem Bilderbuch saßen und ihn, so oft er die Tür aufmachte, mit dem ganzen Gesicht anlächelten; sie glaubten jedesmal: er werde bestimmt hereinkommen und ihnen etwas Schönes und Lustiges vormachen. Koljas Gedanken waren jedoch augenscheinlich bei anderen Dingen, und er trat nicht ein.

Da schlug es elf Uhr. Endgültig beschloß er, nicht mehr länger als zehn Minuten auf die verdamnte Agafja zu warten; sollte sie dann noch nicht zurücksein, wollte er ohne weiteres fortgehen. Natürlich mußten ihm die Knirpse hoch und heilig versprechen, daß sie allein keine Angst bekommen, nicht unartig sein und nicht weinen würden.

Mit diesen Gedanken fuhr er in seinen kleinen, wattierten Wintermantel, hing seinen Schulranzen über die Schulter und ging trotz der wiederholten Bitten seiner Mutter, bei dieser Kälte nicht ohne Galoschen das Haus zu verlassen, in bloßen Stiefeln und mit einem verächtlichen Blick auf seine Galoschen zur Tür hinaus. Als Pereswonn ihn nach dem Mantel greifen sah, begann er, noch stärker mit dem Schwanz auf den Boden zu schlagen, reckte den Hals immer wieder wie suchend ihm entgegen und machte bereits quiekende Versuche zu einem Klagegeheul. Als Kolja die Aufregung des Köters bemerkte, beschloß er, den gegebenen Befehl fürs erste nicht aufzuheben — man müsse ihn an Disziplin gewöhnen, meinte er — und pfiß ihm erst, als er die Flurtür öffnete. Wie toll fuhr Pereswonn auf und sprang außer sich vor Freude zu seinem jugendlichen Tyrannen.

Kolja schritt über den Flur und öffnete die Tür zu den Knirpsen. Diese saßen noch immer an ihrem Tischchen, lasen

aber nicht mehr, sondern stritten sich. Die beiden Kleinen sprachen häufig miteinander über verschiedene ungelöste Lebensräthsel. Den Sieg trug beständig Nastja, das ältere Mädchen, davon. Dafür ging Kostja jedesmal, wenn er zu keiner Verständigung mit seiner Schwester gelangen konnte, zu Kolja Krassotkin, um ihn als die letzte und höchste Instanz anzurufen. Diesmal schien ihm der Streit der Knirpse etwas interessanter. So verweilte er noch einen Augenblick, um den Streitenden zuzuhören. Die Knirpse hatten sofort bemerkt, daß er eingetreten war, und setzten ihren Streit lebhafter fort.

„Niemals werde ich daran glauben, daß die Ammen die kleinen Kinder im Gemüsegarten zwischen den Kohlbeeten finden,“ versicherte Nastja, die ganz Feuer und Flamme war. „Jetzt ist doch Winter und Kohlbeete gibt es gar nicht mehr. Woher soll die Amme das Töchterchen für Katerina nehmen?“

„Da haben wir es!“ dachte Kolja.

„Doch es kann auch so sein. Die Ammen finden sie irgendwo, bringen sie indes nur denen, die verheiratet sind.“

Klein Kostja blickte das Schwesterchen aufmerksam an, hörte nachdenklich zu und überlegte.

„Du bist dumm, Nastja,“ sagte er schließlich vollkommen überzeugt, ohne irgendwie sich zu ereifern, „wie kann Katerina ein Kind haben, wo sie keinen Mann hat?“

Nastja fuhr sofort auf.

„Davon verstehst du nichts,“ versetzte sie gereizt. „Vielleicht hat sie einen Mann gehabt. Nun sitzt er im Gefängnis, und da hat sie ein Kind bekommen.“

„Aber sie hat einen Mann im Gefängnis?“ erkundigte sich Kostja, der sicher gehen wollte.

„Oder nein,“ unterbrach ihn Nastja ungestüm und vergaß ganz ihre erste Annahme. „Einen Mann hat sie nicht, da hast du recht. Aber sie hat gern einen Mann haben wollen und hat angefangen zu denken, wie sie einen Mann bekommen könne, und hat so lange daran gedacht, bis sie allerdings keinen Mann, wohl aber ein Kindchen bekommen hat.“

„Das ist was anderes,“ meinte Kostja bekehrt. „Aber das hast du früher nicht gesagt, da konnte ich es nicht wissen!“

„Hört mal, ihr Kinder,“ unterbrach Kolja Krassotkin ein-

tretend die Unterhaltung. „Ihr seid ein paar gefährliche Pflänzchen!“

„Pereswonn ist mit dir gekommen?“ erkundigte sich mit einem seligen Lächeln Klein Kostja und mühte sich ab, wie Erwachsene mit seinen Fingerchen zu schnippen, um Pereswonn heranzulocken.

„Hört einmal zu: Ich habe ein ernstes Wort mit euch zu reden!“ begann Kolja wichtig. „Ihr könnt mir einen großen Gefallen tun. Ich weiß wirklich nicht, weshalb sich Agafja so verspätet. Ich muß in einer äußerst wichtigen Angelegenheit ausgehen und kann die Sache unmöglich noch länger hinauschieben. Wollt ihr mich gehen lassen oder nicht?“

Die Kinder sahen sich verwundert an. Das Lächeln auf ihren Gesichtern erstarb und machte einer fragenden Unruhe Platz. Sie begriffen nicht ganz, was Kolja von ihnen wollte.

„Werdet ihr in meiner Abwesenheit nicht unartig sein? Nicht auf den Schrank klettern und euch die Beine brechen? Nicht Angst bekommen und anfangen zu weinen, wenn ihr allein seid?“

In den Gesichtern der Kleinen drückte sich ein tiefer Kinderschmerz aus.

„Ich will euch dafür ein hübsches Ding zeigen, eine kleine, messingne Kanone, aus der man mit wirklichem Pulver schießen kann.“

Die Mienen der Kinder hellten sich augenblicklich wieder auf.

„Zeige uns bitte das Kanönchen,“ bat glücklich Klein Kostja.

Kolja Krassotkin fuhr mit der Hand in seine Büchertasche, entnahm ihr eine kleine, bronzefarbene Kanone und stellte sie auf den Tisch.

„Ja, das glaube ich: zeigen soll ich sie! Seht, sie rollt auf Rädern“ — er rollte die Kanone über den Tisch — „und auch schießen kann man aus ihr, mit Schrot laden und schießen.“

„Schießt sie auch tot?“

„Alle schießt sie tot; nur muß man vorher zielen.“

Kolja erklärte den Kindern, wohin man das Pulver schütten, wohin man das Schrotkorn stecken müsse; er zeigte ihnen ein kleines Loch, das sogenannte Zündloch, wo man das

Pulver anzündete, und machte sie darauf aufmerksam, daß der Ladestock nach dem Schusse zurückschnelle. Mit großen, runden Augen und fabelhaftem Interesse hörten die Kinder zu.

„Hast du auch Pulver?“ erkundigte sich Nastja.

„Versteht sich.“

„Dann zeige uns bitte auch das Pulver,“ bat mit einschmeichelndem Kinderlächeln Nastja.

„Ach Kinder; welche Not hat man mit euch in euren Jahren! Da ist nichts zu machen. Ich muß, weiß Gott, wie lange bei euch aushalten. Und ich habe doch keinen Augenblick Zeit zu verlieren. Es bleibt mir schon nichts übrig, als Pereswonn vorzuführen. Hierher, Pereswonn!“

Und Kolja begann zu befehlen und ließ den Hund alle Stückchen vormachen, die er konnte. Pereswonn war ein zottiger, mittelgroßer Hofkötter, dessen Fell in ganz absonderlicher, graulicher Farbe schimmerte. Er hatte nur ein Auge, das rechte fehlte; und das linke Ohr war eingeschnitten, daß es zwei Spitzen hatte. Er winselte und sprang herum, ging auf den Hinterfüßen, saß, warf sich auf den Rücken, streckte die vier Pfoten in die Luft und lag in dieser Stellung regungslos wie tot.

Gerade bei dieser letzten Kunstleistung öffnete sich die Tür, und Agassja, Frau Krassotkins Küchenmädchen, trat mit dem gefüllten Marktkorbe ins Zimmer. Es war ein vierzigjähriges, poctennarbiges Frauenzimmer. Sie blieb auf der Schwelle stehen und betrachtete den Hund.

„Sieh mal einer an, was das für ein Hund ist!“ meinte sie wohlwollend.

„Warum bist du Vertreterin des Weiblichen so spät zurückgekommen?“ fragte Kolja streng.

„Vertreterin des Weiblichen — höre einer nur! So ein kleiner Pilz, so ein Naseweis!“

„Naseweis?“

„Was denn sonst? Was geht es denn deine Nase an, ob ich zu früh oder zu spät komme? Wenn ich zu spät komme, komme ich eben zu spät; dann hat es seine Richtigkeit, daß ich zu spät komme, dann habe ich eben zu spät kommen müssen,“ brummte Agassja und machte sich am Ofen zu schaffen. Doch

war sie weder böse noch unzufrieden; sie schien vielmehr sehr zufrieden, als habe sie es gefreut, mit dem jungen Herrn ein bißchen knurren zu können.

„Hör mal, leichtsinniges Frauenzimmer,“ begann Krassotkin und stand auf, „willst du mir schwören bei allem, was es Heiliges auf dieser Welt gibt, und womöglich bei etwas anderem, daß du während meiner Abwesenheit die beiden Kinder nicht aus den Augen lassen wirst? Ich muß ausgehen!“

„Warum soll ich schwören?“ fragte Agassja gutgelaunt. „Ich werde schon auf die Kinder aufpassen.“

„Hört mal, ihr Knirpse,“ wandte sich Kolja an die Kleinen, „Agassja wird bei euch bleiben, bis ich zurückkehre, oder bis eure Mutter wiederkommt. — Hierher, Pereswonn!“

Die Schüler

ndlich konnte er gehen, Gott sei Dank! Als er vor die Tür trat warf er einen spähenden Blick nach allen Seiten, schüttelte sich einmal vor Kälte, dachte: „Ein scharfer Frost!“ und ging die Straße hinunter bis zur nächsten Querstraße, in die er rechts einbog, um auf den Markt zu gelangen.

Als er das letzte Haus vor dem Platz erreicht hatte, blieb er an der Hofpforte stehen, zog eine kleine Pfeife aus der Tasche und pfiff aus Leibeskräften, als wolle er ein verabredetes Zeichen geben. Er brauchte gar nicht lange zu warten. Gleich darauf öffnete sich das Hintertüpförtchen, und ein rotbackiger, etwa elfjähriger Junge schlüpfte geschwind auf die Straße. Er trug ebenfalls ein warmes, feines Mäntelchen.

Das war der kleine Smuroff, ein Schüler der Vorschule, während Kolja Krassotkin bereits in der Serta saß, der Sohn eines wohlhabenden Beamten, dem die Eltern allem Anschein

nach verboten hatten, mit dem tollkühnen Krassotkin zu verkehren. Er hatte sich diesmal offenbar heimlich davongemacht. Dem Leser ist er bereits bekannt als der Knabe, der zusammen mit anderen Schülern vor etwa zwei Monaten mit Steinen nach Njuscha geworfen und Merzi Karamasoff noch einiges über den ausgestoßenen Jungen jenseits des Grabens erzählt hatte.

„Genau eine Stunde habe ich auf dich gewartet, Krassotkin,“ sagte vorwurfsvoll der kleine Smuroff, während beide dem Marktplatz zuschritten.

„Ich habe mich verspätet,“ antwortete Kolja. „Es traten Umstände ein. Wird man dich nicht verfohlen, wenn man erfährt, daß du mit mir gehst?“

„Rede doch nicht! Als ob ich noch verfohlt würde! Kommt Pereswonn auch mit?“

„Ja, Pereswonn auch.“

„Wenn es doch Sutschka wäre!“

„Ausgeschlossen. Sutschka gibt es nicht mehr. Sutschka ist im Dunkeln des Unbekannten verschwunden.“

„Aber liesse es sich nicht so machen?“ Der kleine Smuroff blieb unter der Einwirkung eines neuen Gedankens auf der Straße stehen. „Njuscha sagt, daß Sutschka auch so grau und zottig gewesen sei. Wollen wir ihm da nicht sagen: Pereswonn sei eben Sutschka. Vielleicht glaubt er es.“

„Mein Junge, merke dir erstens: scheue die Lüge, und zweitens: selbst wenn es sich um einen guten Zweck handelt. Vor allem aber will ich hoffen, daß du dort von meinem Besuch kein Wort hast verlauten lassen.“

„Gott bewahre! Ich weiß doch, um was es sich handelt. Aber auch mit Pereswonn werden wir ihn nicht trösten können,“ meinte Smuroff seufzend. „Sein Vater, der Hauptmann, den wir Bastwisch nannten, sagte uns: er wolle Njuscha ein junges Hündchen bringen, einen echten Bullenbeißer mit schwarzem Schnäuzchen. Er hofft, Njuscha damit zu trösten. Ob es ihm gelingen wird, bezweifle ich.“

„Wie geht es Njuscha?“

„Sehr schlecht. Ich glaube, er hat die Schwindsucht. Er ist bei voller Besinnung; doch sein Atem geht so beängstigend

schwer. Vor einigen Tagen hat er, man möge ihn im Zimmer etwas gehen lassen. Man zog ihm seine Stiefel an, und er ging, fiel aber nach den ersten Schritten hin. „Das kommt nur von den schlechten Stiefeln, Papa,“ sagte er; „du weißt, es war mir schon früher unmöglich, in ihnen zu gehen.“ Er glaubte, die Stiefel seien daran schuld, daß er nicht gehen konnte; es war aber nur die Schwäche bei ihm. Er wird keine Woche mehr leben. Der Doktor kommt jeden Tag zu ihnen. Jetzt sind sie wieder reich, haben viel Geld.“

„Diese Banditen!“

„Wen meinst du?“

„Diese Ärzte und die ganze medizinische Gesellschaft, im allgemeinen gesprochen und im einzelnen noch mehr. Ich verneine die Medizin. Sie ist eine total unnütze Einrichtung. Aber was sind das für Gefühlsduseleien, die ihr da eingeführt habt? Die ganze Klasse scheint sich täglich bei ihm einzufinden?“

„Durchaus nicht. Es gehen nur zehn von uns täglich zu ihm.“

„Mich wundert nur die Rolle, die Alexei Karamasoff dabei spielt. Morgen oder übermorgen findet der Prozeß gegen seinen Bruder wegen Vätermordes statt; und er hat noch Zeit, sich mit kleinen Jungen in solche Gefühlsduselei einzulassen.“

„Von Gefühlsduselei kann gar nicht die Rede sein. Du gehst doch selbst hin, um dich mit Iljuscha zu versöhnen.“

„Versöhnen, lächerlicher Ausdruck. Übrigens gestatte ich niemandem ein Urteil über meine Handlungen.“

„Wird sich aber Iljuscha über deinen Besuch freuen! Er hat keine Ahnung, daß du kommst. Warum hast du dich so lange geweigert, ihn zu besuchen?“ fragte Smuroff, der von ganzem Herzen dem kleinen Iljuscha nachfühlte.

„Lieber Junge, das ist meine und nicht deine Sache. Ich gehe, weil es mein freier Wille ist. Euch alle hat aber ohne Ausnahme Alexei Karamasoff hingeschleppt. Diesen Unterschied darfst du nicht vergessen. Überhaupt, sage mal: woraus schließt du, daß ich hingehe, um mich mit ihm zu versöhnen? Es ist doch ein dummer Ausdruck.“

„Was du da sagst, trifft nicht zu. Uns hat Karamasoff gar nicht hingeschleppt. Wir haben ganz aus uns heraus es unternommen, ihn zu besuchen, in der ersten Zeit allerdings noch mit Karamasoff. Anfangs ging nur einer, dann ein zweiter, dritter und so weiter. Der Vater hat sich furchtbar gefreut, daß wir kamen. Wenn Iljuscha stirbt, verliert er gewiß den Verstand. Übrigens weiß er, daß Iljuscha sterben wird. Iljuscha hat nach dir gefragt, ohne freilich sich weiter auszusprechen. Er fragte nur und verstummte dann sogleich wieder. Sein Vater wird den Verstand verlieren oder sich aufhängen. Er hat sich auch schon früher wie ein Verrückter benommen. Im Grunde ist er ein anständiger Mensch; wir haben uns damals geirrt. An allem ist nur dieser Watermörder schuld, weil er ihn damals verprügelt hat. Daher ist alles gekommen.

„Immerhin ist Karamasoff ein Rätsel für mich. Ich hätte schon lange seine Bekanntschaft machen können; aber ich liebe es, in manchen Fällen stolz zu sein. Zudem habe ich mir bereits eine gewisse Meinung über ihn gebildet, und es gilt nur noch, sie nachzuprüfen und zu vervollständigen.“

Kolja verstummte bedeutsam, und auch Smuroff schwieg. Dieser schaute natürlich mit Andacht zu dem Älteren auf und wagte gar nicht einmal, sich ihm auch nur in Gedanken gleichzustellen. Sehr interessierte ihn die Bemerkung Koljas: er gehe aus eigenem freiem Willen hin; denn hinter diesen Worten verbarg sich jedenfalls die Lösung des Rätsels, warum er nicht schon früher zu Iljuscha mit gekommen war und warum er sich gerade heute dazu entschlossen hatte.

Sie gingen über den Marktplatz, auf dem gerade heute viele Wagen standen und viel Geflügel gackerte und schrie. Die Marktweiber saßen wie gewöhnlich unter ihren Zeltdächern und verkauften ihre Ware. Peresmonn lief in bester Stimmung vor ihnen her, bog beständig nach rechts und nach links ab, um irgendetwas zu beschnuppern. Traf er mit anderen Hunden zusammen, so blieb er bereitwilligst stehen, um sich mit ihnen nach allen Hunderegeln zu beriechen.

„Mir macht es Freude, die wirklichen Vorgänge zu beobachten,“ sagte plötzlich Kolja. „Hast du schon einmal

beobachtet, wie die Hunde sich beschnuppern, wenn sie zusammentreffen? Das muß bei ihnen ein Naturgesetz sein.“

„Es ist wirklich lächerlich.“

„Durchaus nicht lächerlich; das war eine falsche Bemerkung von dir. In der Natur gibt es nichts Lächerliches, wengleich manches dem in seinen Vorurteilen befangenen Menschen lächerlich erscheinen mag. Wenn Hunde denken und urteilen könnten, würden sie im Leben der Menschen und ihren Beziehungen zueinander ebensoviel, ja, noch mehr, viel mehr Lächerliches finden. Ich bin nämlich fest überzeugt, daß sich bei uns tatsächlich viel mehr Dummheiten finden. Das hat, nebenbei bemerkt, Rakitin gesagt; es ist ein sehr bemerkenswerter Ausspruch. Ich bin Sozialist, Smuroff.“

„Was ist das?“ fragte Smuroff kindlich unschuldig.

„Der Sozialist will, daß alle gleich sind, alle nur eine Meinung haben, es gibt keine Ehen; die Religion und alle Gesetze sind so, wie es einem jeden beliebt, und so weiter alles Übrige. Du bist noch nicht reif dazu; für dich ist noch nicht die Zeit gekommen. — Aber es ist doch heute gehörig kalt.“

„Ja. Zwölf Grad. Mein Vater sah vorhin nach dem Thermometer.“

„Hast du nicht bemerkt, Smuroff, daß es mitten im Winter, selbst wenn das Thermometer fünfzehn bis achtzehn Grad zeigt, uns nicht so kalt erscheint wie jetzt zu Anfang des Winters bei zwölf Grad, wenn die Kälte auf einmal auftritt und noch wenig Schnee gefallen ist? Das ist die Folge davon, daß die Menschen sich noch nicht an die Kälte gewöhnt haben. Selbst in den politischen und staatlichen Beziehungen kannst du es beobachten. Gewohnheit ist bei ihnen die vornehmste und stärkste Triebfeder. — Sieh da den komischen Kerl!“

Kolja zeigte auf einen hochgewachsenen Bauern im Pelz, der neben seiner Fuhre stand und vor Kälte die behandschuhten Hände zusammenschlug. Sein langer, blonder Bart, der sein anziehendes Gesicht umzog, war vom Frost ganz bereift.

„Der Bauer hier hat einen ganz bereiften Bart,“ sagte Kolja laut im Vorübergehen.

„Viele haben heute einen bereiften Bart,“ sagte ruhig und bedächtig der Bauer.

„Reize ihn nicht,“ bat Smuroff leise Kolja.

„Er ärgert sich nicht, ist ein braver Mann. — Leb wohl, Matwei!“

„Leb wohl!“

„Heißt du denn Matwei?“

„Jawohl. Hast du es nicht gemußt?“

„Nein. Ich sagte es aufs Geratewohl.“

„Sieh einer! Du gehst wohl noch zur Schule?“

„Gewiß.“

„Wirßt du auch verprügelt?“

„Nicht gerade. Aber es kommt doch vor.“

„Aber dann feste?“

„Ohne Prügel geht es nicht.“

„Ja, ja.“ Der Bauer seufzte tief auf.

„Leb wohl, Matwei!“

„Leb wohl! Bist ein guter Junge!“

Die beiden gingen weiter.

„Es war ein guter Kerl,“ sagte Kolja zu Smuroff. „Ich unterhalte mich gern mit dem einfachen Volk. Es freut mich immer, wenn ich ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen kann.“

„Warum hast du ihm aber vorgelogen, daß wir in der Schule verprügelt würden?“ fragte Smuroff.

„Man muß ihn beruhigen.“

„Wieso?“

„Es ist mir nicht angenehm, nochmals gefragt zu werden, wenn man mich nicht nach dem ersten Worte verstanden hat. Manches läßt sich überhaupt nicht erklären. Er glaubt, daß jeder Schüler verprügelt wird, und nach seiner Meinung muß es auch so sein. ‚Was ist das für ein Schüler, der nicht seine Portion Wicse bekommt?‘ denkt er bei sich. Da soll ich ihn aufklären, daß es bei uns keine Prügel gibt? Damit würde ich ihn nur tief betrüben. Übrigens kannst du das noch nicht verstehen. Wer mit dem Volk reden will, muß das Reden vorher erlernen.“

„Mach diesmal bitte keine Geschichten, sonst kommt es wieder zu einem Skandal wie damals mit der Gans.“

„Hast du Angst?“

„Lache nicht, Kolja; ja, ich habe Angst. Mein Vater

würde furchtbar böse werden. Er hat mir streng verboten, mit dir zu verkehren."

"Beunruhige dich nicht; diesmal wird nichts geschehen. Guten Morgen, Natafcha!" rief er einer der Marktfrauen unter einem Schuttdache zu.

"Was willst du mit der Natafcha? Ich heiße Marja," antwortete ihm die noch junge Händlerin mit hoher, fast schreiender Stimme.

"Es freut mich, daß du Marja heißt; leb wohl!"

"Du Galgenstrick, bist noch keine Elle lang, kaum auf der Erde zu bemerken und doch schon wie die anderen!"

"Ich habe jetzt keine Zeit für dich; nächsten Sonntag kannst du es mir erzählen," rief Kolja ihr zu und winkte heftig mit der Hand ab, als habe sie mit ihm angefangen und nicht er mit ihr.

"Was soll ich dir nächsten Sonntag erzählen? Du Fiedling hast angefangen, nicht ich," schrie Marja aufgebracht. "Eine tüchtige Tracht Prügel hast du verdient. Wir kennen dich jungen Bengel schon von früher."

Da schlug es von der Turmuhr der Kathedrale halb zwölf. Eilends, fast ohne ein Wort zu sagen, gingen die Knaben weiter. Es war noch ziemlich weit bis zur Wohnung des Hauptmanns Snegireff. Ungefähr zwanzig Schritt vor dem Hause blieb Kolja stehen und befahl Smuroff voranzugehen und Karamasoff zu ihm herauszubitten.

"Man muß sich erst etwas beschnuppern," bemerkte er kurz.

"Warum denn?" Smuroff redete ihm zu, sofort mitzugehen. "Komm doch ohne weiteres, man wird sich furchtbar freuen. Was soll denn das bedeuten, hier draußen in der Kälte Bekanntschaft zu machen?"

"Es genügt, wenn nur ich weiß, wozu ich ihn heranzurufen lasse," schnitt Kolja geradezu herrisch jede weitere Einwendung ab. Er pflegte dieses Verfahren besonders gern im Verkehr mit den Kleinen anzuwenden. Eilig lief Smuroff ins Haus, um dem Befehl nachzukommen.

Gutscha

Mit wichtiger Miene lehnte sich Kolja an den Zaun und erwartete Aljoschas Herauskommen. Schon lange hatte er sich auf diesen Augenblick vorbereitet; denn im Grunde lag ihm sehr viel daran, seine Bekanntschaft zu machen. Viel hatte er besonders durch die kleineren Schüler von ihm gehört; doch hatte er immer eine überlegene Gleichgültigkeit zur Schau getragen, wenn man von ihm sprach. Ja, er hatte selbst mit seinem Urteil über Aljoschas Handlungsweise nicht zurückgehalten. Aber das alles hinderte ihn nicht, aufmerksam zuzuhören, wenn die Rede auf jenen kam. Riesig gern wollte er Alexei Karamasoff kennen lernen; denn in allem, was er über ihn gehört hatte, war etwas gewesen, das ihn ungemein zu Aljoscha hinzog.

So war dieser Augenblick am Zaun für ihn von großer Bedeutung. Vor allem durfte man sich nicht blamieren. Man mußte sich vollständig ihm gewachsen zeigen.

„Sonst könnte er merken, daß ich erst dreizehn Jahre alt bin, und mich ebenso einschätzen wie die anderen Kleinen. Was hat er eigentlich an ihnen? Wäre es nicht gut, ihn danach zu fragen, wenn er kommt? Schlimm ist nur, daß ich so kleingewachsen bin. Tuskoff ist jünger als ich und überragt mich trotzdem um einen halben Kopf. Nur mein Gesicht ist nicht so dumm. Ich weiß, daß ich gerade nicht schön bin; ich habe ein scheußliches Gesicht, aber dafür ist es klug. Auch darf ich nicht allzustreundlich ihm entgegenkommen; ich muß mich im Gegenteile etwas zurückhaltend zeigen, denn wenn man ihn gleich mit offenen Armen empfängt, könnte er denken . . . Pfui, das wäre gemein, er könnte denken, daß ich . . .“

So machte sich Kolja unnütze Gedanken, während er wartete und sich bemühte, eine möglichst ungezwungene Haltung anzunehmen. Am unangenehmsten war ihm der kleine Wuchs, lange nicht so sehr das scheußliche Gesicht.

Zu Hause hatte er schon im vorigen Jahr mit der Bleifeder ein Zeichen an die Wand gemacht, das seine Größe in bestimmten Zeiträumen angab. Alle zwei Monate war er einmal an die Wand getreten, um zu messen, wie viel er an Größe zugenommen hatte. Doch ging es leider nur sehr langsam mit seinem Wachstum, was ihn bisweilen fast zur Verzweiflung brachte.

Sein Gesicht war gar nicht so scheußlich wie er sich einbildete, sondern sogar recht hübsch. Es war ein weißes, etwas blaßes Knabengesicht mit Sommersprossen auf der Nase. Seine grauen, nicht großen, aber lebhaften Augen blickten kühn in die Welt; oft wurden sie dunkel, wenn ein tiefgehendes Gefühl ihn bewegte. Die Kinnbacken waren etwas breit, die Lippen klein und ziemlich schmal, dafür jedoch sehr rot. Die Nase war gleichfalls klein, und die Spitze quakte unverschämt in die Luft.

„Eine ausgesprochene Stumpfnase, das reinste Exemplar von dieser Sorte!“ sagte Kolja, wenn er vor dem Spiegel stand und ihm jedesmal bitter enttäuscht wieder den Rücken kehrte. „Und ist das Gesicht auch wirklich so klug?“ fragte er sich mitunter, wenn ihm selbst Zweifel aufzusteigen begannen.

Ubrigens muß man nicht glauben, daß diese Sorge um seinen Wuchs und seine Nase all sein Denken ausfüllte. Das war durchaus nicht der Fall. Wie schwer ihm auch in den Augenblicken vor dem Spiegel zumute war, er vergaß sie doch schnell und auf lange Zeit. Denn mit ganzem Herzen ergab er sich den Ideen und dem wirklichen Leben, wie er seine Tätigkeit bezeichnete.

Mjoscha erschien bald und trat schnell auf Kolja zu. Er hatte die Kutte ausgezogen und trug einen kurzen, tadellos gearbeiteten Rock, einen runden weichen Filzhut und kurzgeschorenes Haar. Es stand ihm vortrefflich. Geradezu schön sah er aus. Sein einnehmendes Gesicht hatte einen frohen Ausdruck; doch war dieses Frohsein von eigenartiger Stille und Ruhe.

Zu Koltjas Verwunderung kam Mjoscha zu ihm heraus, wie er im Zimmer geseßen hatte, trotz der scharfen Kälte ohne Überzieher. Augenscheinlich hatte er sich sehr beeilt.

Aljoscha streckte ihm sofort die Hand entgegen.

„Endlich sind Sie da! Wir haben Sie schon sehulich erwartet.“

„Ich hatte meine Gründe, die Sie sofort erfahren sollen. Jedenfalls freut es mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Eigentlich habe ich schon lange auf die Gelegenheit gewartet. Ich habe viel von Ihnen gehört,“ sagte Kolja etwas außer Atem.

„Wir hätten uns auch so getroffen. Auch ich habe viel von Ihnen gehört. Hierher sind Sie leider etwas zu spät gekommen.“

„Wie steht es hier?“

„Iljuscha geht es sehr schlecht; er wird nicht mehr lange leben.“

„Wie ist das möglich? Da müssen Sie doch selbst zugeben, daß die Medizin eitel Quacksalberei ist!“ rief Kolja aufrichtig empört.

„Iljuscha hat sehr oft nach Ihnen gefragt, selbst des Nachts in seinen Fieberphantasien hat er Ihren Namen genannt. Sie sehen, wie lieb Sie ihm gewesen sind früher vor jenem Messerstich. Außerdem sind noch andere Gründe, die . . . Ist das Ihr Hund?“

„Ja, mein Pereswonn.“

„Nicht Sutschka?“ Aljoscha sah enttäuscht Kolja an. „So ist Sutschka wirklich ganz und gar verschwunden?“

„Ich weiß, Sie hätten alle Sutschka gerne wiedergefunden,“ sagte Kolja mit rätselhaftem Lächeln. „Ich werde Ihnen die ganze Sache erklären, Karamasoff. Bin ich doch hauptsächlich nur deswegen hergekommen und habe Sie herauf-rufen lassen, um Ihnen alles zu erzählen, ehe wir hineingehen,“ begann Kolja lebhaft. „Im Frühjahr trat Iljuscha in die Vorschule ein. Sie wissen, wie es dort hergeht: es sind kleine, dumme Jungen; Iljuscha wurde sofort von allen geneckt. Ich sitze ja zwei Klassen höher und beobachtete nur aus der Ferne. Er ist ein kleiner, schwächlicher Junge, das sah ich; aber er duckt sich nicht, er prügelt sich mit jedem, der ihn neckt, und hat seinen Stolz, seine Augen blitzen nur so. Solche Jungen gefallen mir. Die Neckereien dauerten fort. Haupt-

sächlich geschah es darum, weil er damals ganz alte Kleider trug. Seine Hosen zogen sich an den Beinen hinauf und die Stiefelspizen waren entzwei und glichen zwei hungrigen Mäulern. Darum neckten sie ihn und machten sich über ihn lustig. So etwas liebe ich nicht. Ich griff sofort ein und gab ihnen gehörig Extrapfeffer. Verhauen habe ich sie; trotzdem hängen sie an mir. Wissen Sie das schon, Karamasoff?" prahlte Kolja unbewußt. „So hörten die Jungen denn auf, Mjuscha zu necken oder zu verprügeln, da ich ihn unter meinen Schutz genommen hatte. Ich bemerkte sofort, daß er sehr stolz war; aber schließlich ordnete er sich mir geradezu sklavisch unter. Er erfüllte jeden Befehl, den ich ihm gab, gehorchte mir wie einem Gotte und war auf dem besten Wege, mein zweites Ich zu werden. In den Pausen zwischen den einzelnen Stunden kam er jedesmal sofort zu mir gelaufen, und wir gingen dann zusammen. Sonntags stellte er sich gleichfalls bei mir ein.

„Bei uns im Gymnasium lacht man darüber, wenn ein Älterer mit einem von den Kleinen geht und sich auch noch so kameradschaftlich zu ihm stellt. Das ist aber nur ein Vorurteil. Es ist einmal mein Wille, und damit basta, nicht wahr? Ich belehre ihn also, trage viel zu seiner Entwicklung bei. Sagen Sie doch selbst! warum soll ich es nicht tun, wenn er mir gefällt? Wir haben ja alle ein Beispiel an Ihnen, Karamasoff. Sie haben sich ebenfalls mit diesen Kindern angefreundet; Sie wollen also auf die Entwicklung unseres jungen Geschlechtes einwirken, wollen sich nützlich machen. Dieser Ihr Charakterzug, von dem ich viel gehört habe, hat mich am meisten interessiert.

„Übrigens zur Sache: Mir fiel bald auf, daß sich in dem Jungen ein gewisser Gefühlsüberschwang, eine Empfindlichkeit entwickelte. Ich bin aber ein Feind aller Affenzärtlichkeit und zwar schon von Kind an. Zudem sind es doch auch Widersprüche: er ist stolz, mir aber sklavisch ergeben, und plötzlich blitzen die Augen auf, er will auf einmal nicht mehr, wie ich will, streitet, läuft womöglich die Wände hinan! Ich habe mitunter Gedanken verfochten. Er aber fängt an, mir zu widersprechen. Nur sind es, wie ich bald einsehe, nicht meine Gedan-

fen, die er angreift, sondern er empört sich gegen mich, weil ich gegen seine Zärtlichkeiten kalt bleibe. Je zärtlicher er zu mir wird, desto kälter werde ich zu ihm, um ihn zu erziehen. Absichtlich habe ich so gehandelt; es war meine innerste Überzeugung. Mein Ziel war, seinen Charakter zu bilden, einen tüchtigen Menschen aus ihm zu machen. Sie verstehen mich auch ohne Worte.

„Plötzlich bemerkte ich, daß er in den nächsten Tagen eine eigenartige Niedergeschlagenheit zeigte. Diesmal hat es seinen Grund nicht in Zärtlichkeiten oder Nichtzärtlichkeiten; es lag etwas anderes, Wichtigeres vor. Was ist denn los, denke ich. Ich dringe in ihn, bis ich schließlich die ganze Sache erfahre. Er war irgendwie mit dem Diener Ihres verstorbenen Vaters, der damals noch lebte, mit dem Smerdjakoff, zusammengekommen. Dieser hatte dem dummen, kleinen Jungen etwas ganz Blödsinniges gezeigt, vielmehr etwas tierisch Rohes: nämlich aus weichem Brot eine Kugel zu kneten, eine Stecknadel hineinzustecken und diesen Bissen einem Hofhunde hinzuwerfen, einem von den verhungerten Tieren, die das Brot gierig hinunterschlucken, und dann zuzusehen, was geschieht. Sie hatten beide eine Kugel aus Brot hergestellt und dem zottigen Hunde vorgeworfen, dem Sutschka, der auf seinem Hofe überhaupt nichts zu fressen bekam und nur die ganze Nacht in den Wind hinausheulte. Finden Sie dieses Geheul ergötlich, Karamasoff? Ich kann es nicht ausstehen. Der verhungerte Hund hatte den Bissen sofort erschnappt und hinuntergeschlungen. Dann begann er sogleich zu heulen und zu winseln. Ja, er drehte sich fortwährend winselnd im Kreise herum und lief dann aufheulend davon — und ist seit jener Zeit spurlos verschwunden.

„So hat es mir Iljuscha selbst erzählt. Er umkammerte mich und weinte herzbrechend. ‚Er lief und winselte,‘ wiederholte er immer wieder. So tief hatte sich ihm dieses Bild eingepägt. Es waren also Gewissensbisse bei ihm. Ich nahm die Sache ernst. Hauptsächlich wegen seines früheren Verhaltens wollte ich ihm eine Lektion erteilen und habe dann — ich muß es zugeben — etwas Komödie gespielt, mich absichtlich

verstellt, als sei ich darüber in einer Weise empört, wie es in Wirklichkeit vielleicht gar nicht der Fall war.

„Du hast eine gemeine That begangen,“ sagte ich zu ihm, „du bist ein Schurke. Ich werde natürlich nicht ausposaunen, was du getan hast; aber vorläufig breche ich jeden Umgang mit dir ab. Ich werde mir die Sache noch überlegen und dir dann durch Smuroff Bescheid geben, auch ob ich weiterhin mit dir meinen Umgang fortsetzen darf, oder ob ich dich als einen erklärten Schuft überhaupt nicht mehr kennen will.“

„Das ging ihm furchtbar nahe. Offen gestanden, empfand ich schon damals, daß ich vielleicht doch zu streng gegen ihn war. Doch was sollte ich tun? — ich handelte nach meiner innersten Überzeugung. Am nächsten Tage schickte ich Smuroff zu ihm und lasse ihm sagen, daß ich nicht mehr mit ihm sprechen werde — so sagt man bei uns, wenn zwei Kameraden ihre Freundschaft lösen. Ich wollte ihn aber nur ein paar Tage in Acht und Bann tun und ihm dann wieder die Hand reichen, sowie ich seine Reue gewährte. Das war meine Absicht.“

„Was geschieht indes? Nachdem er Smuroff angehört hat, schreit er ihm mit blitzenden Augen an: ‚Sage Krassoffin, daß ich von jetzt ab allen Hunden solche Brockugeln mit Stecknadeln vorwerfen werde!‘

„Aha! dachte ich, das Kerlchen lehnt sich auf. Ein freier Geist scheint sich eingeschlichen zu haben; den muß man austrüchern. Und ich begann, ihm meine tiefe Verachtung zu zeigen. Wenn wir einander zufällig begegneten, wandte ich mich ab oder lächelte spöttisch.“

„Da kam die Geschichte mit dem Vater dazwischen, Sie wissen, mit dem Bastwisch. Es war in ihm schon alles vorbereitet zu dieser Katastrophe mit dem Vater. Als die Jungen bemerkten, daß ich ihn verlassen hatte, ging es wieder los mit dem Necken: ‚Bastwisch, Bastwisch!‘ Und da setzten dann die Kämpfe mit den Kieselsteinen ein. Es tut mir jetzt aufrichtig leid; denn sie haben ihn damals, glaube ich, furchtbar verprügelt.“

„Eines Tages verteidigte er sich auf dem Hofe gegen die ganze Bande, als wir Älteren soeben nach der letzten Stunde die Schule verließen. Etwa zehn Schritt von ihm blieb ich

stehen und sah ihm zu. Auf Ehrenwort: ich erinnere mich nicht mehr, ob ich in dem Augenblick gelächelt habe. Ich weiß nur, daß er mir über die Massen leidtat. In der nächsten Sekunde hatte ich mich zwischen die Streitenden geworfen und ihn geschützt. Da erblickte er mich. Was er in meinem Blick gesehen hat, ist mir unbekannt. Er riß sein Federmesser heraus, stürzte auf mich zu und stach mich in den Oberschenkel, gerade hier am rechten Bein.

„Ich rührte mich nicht. Nur verächtlich blickte ich ihn an, als wollte ich ihm mit dem Blicke sagen: ‚Willst du mich nochmals stechen zum Dank für meine Freundschaft, so stich zu.‘ Er tat es aber nicht, sondern warf das Messer fort und lief laut weinend davon. Ich pekte natürlich nicht, befahl auch den anderen zu schweigen, damit die Lehrer nichts erführen. Selbst meiner Mutter erzählte ich das Geschehene erst, nachdem alles verheilt war. Die Narbe war ja auch ganz unbedeutend, nur eine etwas tiefere Schramme.

„Darauf hörte ich, daß er an demselben Tage eine zweite Schlacht geliefert und Sie in den Finger gebissen hat. Sie verstehen jetzt, in welcher Gemütsverfassung er sich befand. Jetzt kann ich es nicht wiedergutmachen. Ich habe damals sehr dumm gehandelt. Als er krank wurde, ging ich nicht hin, um ihm alles zu verzeihen, oder vielmehr, um mich wieder in alter Freundschaft mit ihm auszusöhnen. Da haben Sie die ganze Geschichte. Ich glaube, ich habe mich dumm benommen.“

„Schade,“ unterbrach ihn Aljoscha bewegt, „daß ich von diesen Ihren Beziehungen zu ihm nicht früher etwas erfahren habe. Ich wäre schon längst zu Ihnen gekommen und hätte Sie gebeten, zusammen mit mir Iljuscha zu besuchen. Er hat in seinem Fieber fast nur von Ihnen phantasiert. Ich hatte keine Ahnung, wie nahe Sie seinem Herzen standen. Haben Sie wirklich Sutschka nicht gesucht und nicht gefunden? Sein Vater und die Knaben haben in der ganzen Stadt nachgefragt. Dreimal während seiner Krankheit hat er, in Tränen aufgelöst, sich geäußert: ‚Ich bin nur krank, weil ich Sutschka damals umgebracht habe; dafür bestraft mich Gott.‘ Von diesem Gedanken läßt er sich nicht abbringen. Könnte man ihm diesen Hund wiederbringen und ihm zeigen, daß er nicht

gestorben ist, sondern lebt, so würde er vielleicht vor Freude noch gesund werden. Wir haben alle auf Sie unsere Hoffnung gesetzt.“

„Warum gerade auf mich? Warum sollte gerade ich Sutschka finden?“ fragte Kolja verwundert. „Warum nicht auf einen andern?“

„Es hieß, Sie fahndeten aufs eifrigste nach dem Hunde und würden ihn zu Njuscha bringen, sobald Sie ihn gefunden hätten. Smuroff ließ einmal etwas derart verlauten. Wir geben uns alle Mühe, ihm die Überzeugung beizubringen, daß der Hund noch lebt, daß wir ihn irgendwo gesehen hätten. Die Knaben brachten ihm ein lebendes Häschen mit. Er sah es nur einmal an, hatte kaum ein Lächeln für das Tier und bat, es wieder aufs Feld zu bringen und freizulassen. Das taten wir denn auch. Soeben kehrte sein Vater zurück und brachte ihm einen ganz kleinen Bullenbeißer mit, den er sich irgendwo verschafft hatte. Er hoffte, ihn damit zu trösten, erreichte aber, glaube ich, das Gegenteil, denn Njuscha wurde nur noch trauriger.“

„Sagen Sie mir noch eins, Karamasoff. Was ist eigentlich mit seinem Vater? Ich kenne ihn nicht. Wofür halten Sie ihn — für einen Narren, einen Bajazzo?“

„Durchaus nicht. Es gibt Menschen, die sehr am Leben hängen, zu gleicher Zeit aber von der Welt wie unter die Füße getreten sind. Das Possentreiben ist bei solchen Leuten ein boshafter Spott gegen die, denen sie in Folge ihrer unausrottbaren Schüchternheit nicht trauen die Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Glauben Sie mir, Krassotkin, hinter dem Narrenreiben verbirgt sich oft der bitterste Ernst. Für ihn gibt es außer Njuscha nichts mehr auf der Welt. Stirbt Njuscha, so verliert er den Verstand oder nimmt sich das Leben. Nachdem ich ihn jetzt wiedergesehen habe, weiß ich es bestimmt.“

„Sie kennen die Menschen gut, Karamasoff,“ sagte Kolja ernst.

„Als ich vorhin den Hund sah, glaubte ich, es sei Sutschka, den Sie mitgebracht hätten, und freute mich für Njuscha.“

„Vielleicht finden wir Sutschka noch, Karamasoff. Das hier ist mein Pereswonn. Ich werde ihn nach mir ins Zimmer

hineinlassen und mit ihm Iljuschka vielleicht mehr Freude machen als mit einem echten Bullenbeißer. Warten Sie, Karamasoff, Sie sollen sofort etwas erfahren. — Aber ich halte Sie, ohne mir etwas dabei zu denken, so lange hier im Freien auf!“ unterbrach sich Kolja ganz erschrocken. „Sie stehen in leichtem Rock hier draußen bei dieser Kälte, und ich denke nicht daran! Da sehen Sie, wie selbstsüchtig ich bin. Wir sind allesamt selbstsüchtig, Karamasoff!“

„Seien Sie unbesorgt. Es ist wohl kalt, aber ich erkälte mich nicht so leicht. Doch kommen Sie, sagen Sie mir bei der Gelegenheit: Wie heißen Sie eigentlich? Kolja, das weiß ich, aber wie weiter?“

„Nikolai Iwanowitsch Krassotkin oder wie man im Schreibstübchenstil sagt: Sohn des Iwan Krassotkin,“ sagte Kolja lachend. Doch fuhr er plötzlich fort: „Ich hasse meinen Namen Nikolai.“

„Warum das?“

„Er ist so alltäglich, so beamtenmässig.“

„Sie sind dreizehn Jahre alt?“ fragte Iljoscha.

„Vierzehn, in zwei Wochen vierzehn, also recht bald. Ich muß Ihnen von vornherein meine größte Schwäche eingestehen, Karamasoff; es soll das erste Bekenntnis nach meiner Bekanntschaft mit Ihnen sein. Ich sage es nur Ihnen, damit Sie Klarheit haben über mein ganzes Wesen. Es ist mir aufs tiefste verhaßt, wenn mich jemand nach meinem Alter fragt; ja, es ist mehr als Haß, was ich empfinde. Und dann macht man mich schlecht. Da wird erzählt: ich hätte mit den Jungen der Vorschule Räuber gespielt. Ich habe mit ihnen gespielt; das leugne ich nicht. Daß ich es jedoch zu meinem Vergnügen getan habe, ist entschieden eine Verleumdung. Auf jeden Fall haben Sie auch von diesem Gerücht gehört; ich gebe Ihnen indes die Versicherung, daß ich nicht zu meinem Vergnügen gespielt habe, sondern um den Kleinen ein Vergnügen zu machen. Ohne mich wußten sie sich kein Spiel zu erdenken. Und da verbreiteten die Klatschmäuler einen solchen Unsinn über mich! Unsere liebe Stadt sollte wirklich Klatschstadt heißen!“

„Was wäre dabei, wenn Sie zu Ihrem Vergnügen gespielt hätten?“

„Aber ich bitte Sie, zu meinem eigenen Vergnügen! Sie werden doch nicht anfangen, mit kleinen Kindern Pferd zu spielen?“

„Betrachten Sie einmal die Sache von einer anderen Seite,“ sagte Mjoscha lächelnd. „So fahren die Erwachsenen ins Theater. Im Theater indes werden auch nur die Erlebnisse von Helden dargestellt, bisweilen ebenfalls mit Räubern und Krieg. Ist dies nicht ganz dasselbe, nur in einer etwas anderen Art? Wenn Jungen in der Schulpause Krieg oder Räuber spielen, das ist doch nichts anderes als sich entwickelnde Kunst oder das in der Kinderseele entstehende Bedürfnis nach Kunst. Und gar oft werden diese Spiele bei weitem besser ins Wert gesetzt als die Vorstellungen im Theater. Der Unterschied besteht bloß darin, daß man ins Theater fährt, um Schauspieler zu sehen, während hier die Jungen selbst Schauspieler sind.“

„Ist das wirklich Ihre Ansicht? Ist das Ihre Überzeugung?“ Kolja sah ihn groß und forschend an. „Sie haben einen außerordentlich interessanten Gedanken ausgesprochen. Aufrichtig gesagt, habe ich erwartet, daß ich von Ihnen noch manches lernen könne. Ja, ich bin hergekommen, um von Ihnen zu lernen,“ schloß Kolja mit fester Stimme.

„Und ich werde von Ihnen lernen,“ erwiderte Mjoscha lächelnd und drückte ihm die Hand.

Kolja wahr sehr zufrieden mit Mjoscha. Am angenehmsten berührte es ihn, daß jener mit ihm umging wie mit einem gleichaltrigen Kameraden, wie mit dem erwachsensten Menschen.

„Drinne in der Stube werde ich Ihnen sogleich ein famoseres Kunststück zeigen, Karamasoff, das gleichfalls eine Theatervorstellung wird,“ sagte er mit etwas erzwungenem Lachen. „Zu dem Zweck bin ich eigentlich nur hergekommen.“

„Kommen Sie zuerst hinüber zu den Hausleuten. Dort legen alle ihre Mäntel ab. Im Zimmer ist es eng und heiß.“

„Das ist nicht nötig. Ich bin nur auf einen Augenblick gekommen und werde im Überzieher eintreten. Pereswonn muß hier auf dem Flur bleiben und wie tot liegen. Hierher,

Pereswonn, leg dich und stirb! Sehen Sie, er stellt sich tot. Ich werde vorläufig allein hineingehen und sehen, wie es drinnen aussieht. Im geeigneten Augenblick pfeife ich: „Hierher, Pereswonn!“ und er wird sofort wie toll hereinstürmen. Nur darf Smuroff nicht vergessen, rechtzeitig die Tür aufzumachen. Doch ich will schon dafür sorgen, daß alles wie am Schnürchen geht. Lassen Sie mich nur machen.“

Inhalts-Verzeichnis

Sechstes Buch

Ein russischer Mönch

Starež Soffima und seine Gäste	5
Aufzeichnungen	
a) Vom jungen Bruder des Starež Soffima	10
b) Von der Heiligen Schrift im Leben des Starež	15
c) Erinnerungen des Starež Soffima aus den Knaben- und Jugendjahren seines weltlichen Lebens. Das Duell	23
d) Der geheimnisvolle Gast	32
Aus den Gesprächen und Predigten des Starež Soffima	
a) Einiges über den russischen Mönch und seine Bedeutung	48
b) Einiges über Herren und Diener. Kann es zwischen Herren und Diener ein geistiges Bruderband geben?	51
c) Vom Gebet, von der Liebe und von der Berührung mit anderen Welten	56
d) Kann man Richter über seinesgleichen sein? Vom Glauben bis ans Ende	59
e) Von der Hölle und dem höllischen Feuer. Eine mystische Betrachtung	62

Siebentes Buch

Aljoscha

Der Verwufungsgeruch	67
Solch ein Augenblick	82
Das Zwiebelchen	88
Die Hochzeit zu Kana in Galiläa	109

Achtes Buch

Mitja

Kusima Samssonoff	117
Ujagawi	130
Die Goldgruben	139
In der Dunkelheit	152
Der plötzliche Entschluß	160
„Ich fahre!“	180
Der Erste und Unbestrittene	190
Rausch	210

Neuntes Buch

Die Voruntersuchung

Der Anfang der Laufbahn des Beamten Berchotin	229
Der Alarm	238
Der Gang der Seele durch die Hölle. Das erste Fegefeuer	247
Zweites Fegefeuer	258
Das dritte Fegefeuer	268
Der Staatsanwalt	283
Mitjas großes Geheimnis	294
Die Aussagen der Zeugen	308
Wie Mitja fortgeführt wurde	320

Zehntes Buch

Die Knaben

Koljo Krassotkin	327
Die Knirpse	334
Die Schüler	340
Eutschka	347

